

The background features a large, dark red circle on the left side. Overlaid on it is a smaller, lighter red circle. From the bottom right, several dark grey radial lines extend upwards and outwards towards the top left.

Christoph Behrens, Andrea Zittlau

Queer-Feministische Perspektiven auf Wissen(schaft)

Rostocker Interdisziplinäre Gender und Queer Studien | Band 1

Rostocker Interdisziplinäre Gender und Queer Studien

Christoph Behrens, Universität Rostock
Andrea Zittlau, Universität Rostock

Schriftenreihe

Rostocker Interdisziplinäre Gender und Queer Studien

Die Schriftenreihe *Rostocker Interdisziplinäre Gender und Queer Studien* ist eine von Christoph Behrens (Romanische, insbesondere Französische und Italienische Literatur- und Kulturwissenschaft) und Andrea Zittlau (Nordamerikanische Literatur- und Kulturwissenschaft) betreute Folge von Sammelwerken und Monografien, die sich in einen interdisziplinären Diskurs der Gender und Queer Studien einschreibt.

Ziel der Reihe ist eine verstärkte Implementierung von Gender und Queer Studien in die verschiedenen Forschungs- und Lehrcanones und eine breite und innovative Thematisierung von Geschlechter- und Sexualitätsfragen sowie von Problemstellungen, die diese intersektional durchkreuzen und interdependent reagieren.

Einerseits möchte die Reihe interdisziplinäre Theoriearbeit encouragieren und Perspektiven einräumen, die die Infragestellung einer (hetero-)normativen gesellschaftlichen Ordnung in den Fokus rücken und durch sie gestützte Machtverhältnisse, d.h. die strukturierende Bedeutung der Kategorien *Gender* und *sexuality* systematisch mit der Wirkung anderer sozialer Differenzsemantiken wie *age*, *ability*, *class*, *ethnicity* und *race* reflektieren. Andererseits strebt die Reihe an, Wissenschaft und künstlerische, ästhetische und soziokulturelle Praxis stärker zusammenführen, um so über innovative Ausdrucksformen auch zu neuen Theorieansätzen und Methoden zu finden.

Arbeitsgruppe

Gender / Queer AG

Die *Gender / Queer AG* ist eine von Student*innen, dem AStA der Universität Rostock, wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen verschiedener Fachdisziplinen und Verwaltungsangestellte*n initiierte Arbeitsgruppe (AG). Seit 2013 widmet sich die AG den interdisziplinären Gender und Queer Studien nicht nur in der Forschung, sondern auch in verschiedenen (Lehr-)Veranstaltungsformaten, in künstlerischer Praxis und Ausstellungen sowie in hochschul- und regionalpolitischen Kontexten.

Grundlage der Arbeit der AG ist die Fragestellung, wie Geschlecht, Geschlechts- und sexuelle Identitäten (LGBTI*Q) im Zusammenhang mit vielen anderen sozialen Einflussgrößen konstruiert werden. Unser Gebrauch des Wortes *queer* folgt ganz Adrien Riches Motto:

When those who have the power to name and socially construct reality choose not to see or hear you, whether you are dark-skinned, old, disabled, female, or speak with a different accent or dialect than theirs, when someone with the authority of a teacher, say, describes the world and you are not in it, there is a moment of psychic disequilibrium, as you looked into a mirror and saw nothing.¹

Queer ist als ein hinterfragendes, herrschaftskritisches und engagiertes Konzept zu verstehen, mit dessen Hilfe ausgrenzende Normen, Hierarchiebildungen und Systeme reflektiert werden können; ein Schlüssel zu verstehen, woher „a moment of psychic disequilibrium“ röhrt. *Queer* ist daher nicht nur als Synonym für schwul-lesbische Identitäten zu sehen, sondern umfasst sowohl Trans*-, Inter*- und Bisexualität als auch andere (nicht-)heteronormative Geschlechtsidentitäten und Sexualitäten. Darüber hinaus soll für die AG die Verwobenheit von queeren Identitäten mit gesellschaftlichen Verhältnissen im Fokus stehen.

Die Forschungs-, Veranstaltungs- und politische Arbeit der AG umfasst aus diesem Grund unter anderem Themen wie alternative (Zusammen-)Lebensformen und Elternschaft; Hierarchieverhältnisse, welche aus rassistischen oder klassistischen Zuschreibungen und Denkmustern resultieren; *Dis/ability Studies*; Medizinethik und -geschichte; (feministische) Kapitalismuskritik sowie das diskriminierungsfreie Hochschulleben.

¹ Frances A. Maher /Mary Kay Thompson Tetreault: *The Feminist Classroom*. New York 1994, 201.

Christoph Behrens, Andrea Zittlau

Queer-Feministische Perspektiven auf Wissen(schaft)

Rostocker Interdisziplinäre Gender und Queer Studien | Band 1

Gefördert durch das Professorinnenprogramm der Universität Rostock.



Dieses Werk ist lizenziert unter der

Creative Commons – Namensnennung - 4.0 International (CC BY 4.0)

© Universität Rostock 2017

ISBN: 978-3-86009-480-8

DOI: https://doi.org/10.18453/rosdok_id00000110

Umschlagskonzept: Jean-Pierre Gehrke, Rostock

Satz: Jean-Pierre Gehrke, Rostock

Lektorat: Christoph Behrens, Nastja Häusler, Laura Zech, Andrea Zittlau, alle Rostock

Danksagung

Die Herausgeber*innen danken zuallererst allen Vorträger*innen und Autor*innen, die mit Kreativität und Expertise an diesem Band beteiligt sind. Wir danken auch unseren beiden Hilfskräften, Laura Zech und Nastja Häusler, für die Mitarbeit beim Editieren des Bandes. Ein besonderer Dank gilt unserem Grafike*r Jean-Pierre Gehrke, der abermals mit viel Geduld und immer neuen Ideen zur Ansehnlichkeit dieses Bandes beigetragen hat.

Wir bedanken uns auch bei der Prorektor*in für Internationales, Gleichstellung und Vielfaltsmanagement, Prof*in Dr*in Bettina Eichler-Löbermann, bei den Mitarbeiter*innen des Prorektorats sowie beim Professorinnenprogramm der Universität für die finanziellen Zuschüsse und die administrativen Hilfestellungen, ohne die der Band nicht zustande gekommen wäre. Zu guter Letzt bedanken wir uns bei der Universitätsbibliothek der Universität Rostock, besonders bei Karsten Labahn, für die Unterstützung bei der digitalen Publikation.

INHALT

Danksagung

Arbeitsgruppe *Gender / Queer AG*

Schriftenreihe Rostocker Interdisziplinäre Gender und Queer Studien

Queer-Feministische Perspektiven auf Wissen(schaft)

Einführende Überlegungen zu einer queer-feministischen Wissens- und Wissenschaftskritik

Christoph Behrens / Andrea Zittlau | i

Gender

Theoretische Paradigmen und queer-feministische Perspektiven

Sandra Hettmann | 1

Le unione civili in Italia

Una critica queer

Federico Buttò | 35

„There is an ‚I‘ in LGBT*QI*“

Inter* als kritischer Spiegel für Queer Theory

Joris A. Gregor | 61

Körperliche Materialität

Zur Kritik des Geschlechterkonstruktivismus

Birgit Stammberger | 82

The Leaky Pipeline Revisited

Using Sociocultural Fit and Intersectionality to

Analytically and Empirically Tackle Unequal Educational Transitions
on the Example of Gender and the Subject Selection of French

Matthias Grein | 122

Perspektiven queerer Bildungsarbeit

Jutta Hartmann | 163

Vielfalt und Chancengerechtigkeit an Hochschulen

Wie gelingt ein wirksames Diversity Management?

Kirstin Kastell | 187

(Neue) LiebesOrdnungen

Queer-Feministische Perspektiven in der Hochschullehre:

Französische und Italienische Literaturwissenschaft in der Lehramtsausbildung

Christoph Behrens | 210

„Escribo de ovarios“

Subversive Kinderlosigkeit und (literarische) Mutterschaft bei Gloria

Fuertes

Gabriele Hassler | 251

Editors and Contributors | 271

Christoph Behrens, Andrea Zittlau

Queer-Feministische Perspektiven auf Wissen(schaft)

Einführende Überlegungen zu einer
queer-feministischen Wissens- und Wissenschaftskritik

Queer-Feministische Wissenschaften analysieren und interpretieren Geschlechterverhältnisse aus einer machtkritischen Perspektive heraus. Sie stehen daher in Verbindung mit zentralen politischen Anliegen der Feminismen, namentlich der Überwindung von Ungleichheiten und Unterdrückungen, die an die Geschlechtsidentität einer Person geknüpft sind. Queer-Feministische Ansätze, im weitesten Sinne, werden verstanden als eine Spezifizierung und Ergänzung der Feminismenbegriffe, weder als Alternative oder gar Überholung noch Ersetzung.

Queer-feministisch bezeichnet hier *in intenso* Ansätze, die sich mit der Ordnung der Geschlechtsidentitäten und Sexualitäten auseinandersetzen und dabei eine Subversion und Dekonstruktion der binären, heteronormativen Konstruktion von Geschlecht, Gender und sexueller Orientierung betreiben. Des Weiteren versteht sich queer als Antwort auf die postkoloniale Kritik am Feminismus eines *black feminism*, wie ihn Audre Lorde und bell hooks in ihrer marxistischen Prägung prominent vertreten. Die Verbindung von Geschlecht, Gender und Sexualität mit den sozialen Kategorien wie *age*, *ability*, *class*, *ethnicity* und *race* u.a. wird so betont und führt zur Einsicht in die Notwendigkeit einer Extensivierung queer-feministischer Theoriebildung hin zu einer gemeinsamen Wissenspolitik – trotz oder eben gerade dank vielfältiger soziokultureller Differenzen.

In extenso geht eine queer-feministische Theoriebildung, und diese Konzeption soll hier im Vordergrund stehen, also von repressiven, normalisierenden Ungleichheiten aus, die auf hegemonialen, dominanten Diskursmächten beruhen, die in jeweils spezifischer Weise schwarze Fraue*n, Trans*gender, Inter*Personen und eben auch die hegemonialen Positionen (z.B. weißer Män*ner selbst) betreffen. Diese Aufzählung könnte noch weitergeführt werden; der queer-feministische Ansatz, wie er hier vertreten werden soll, löst sich jedoch aus diesen *identity politics* heraus und strebt es an, eine Essentialisierung von Identitätsverhältnissen zu vermeiden und

im Gegenteil ihre performative Veränderlichkeit aufzuzeigen. Somit kann es auch nicht darum gehen, eine Machtposition neu zu besetzen, sondern diese generell zu dekonstruieren.

Das Ziel der ersten Interdisziplinären Ringvorlesung in Gender und Queer Studien der *Gender / Queer AG* an der Universität Rostock zum Thema „Queer-Feministische Perspektiven auf Wissen(schaft)“, die diesem Band zugrunde liegt, war es, queer-feministische Theoriebildung in Form von Gender und Queer Studien, wie wir sie weiter oben bestimmt haben, in das Curriculum der Universität Rostock zu integrieren und Student*innen verschiedenster Fachbereiche und Fakultäten die Möglichkeit zu bieten, einen Einblick in deren Theorien und Methoden zu erhalten. Einerseits fragte die Vorlesung, wie Geschlechterverhältnisse und Geschlechtsbilder zustande kommen, andererseits war es die Prämissen, vorherrschende Wissenschaftstheorie und deren dominant männlich-heteronormative Perspektive kritisch zu hinterfragen.

Präsentiert wurden exemplarische queer-feministisch inspirierte Forschungsansätze aus den Gebieten der Geistes- und Sozialwissenschaften, auf deren Basis es galt, ein erweitertes Verständnis von Theoriebildung und gesellschaftlicher Praxis zu schaffen. Es wurde so nicht nur ein Überblick über grundlegende queer-feministische Perspektiven in den o.g. Gebieten gegeben, sondern, und das war das Hauptziel, die eigenen Disziplin- und Wahrnehmungsgrenzen sowie die Methoden- und Interpretationscanones der einzelnen Teilnehmer*innen irritiert. Positive Irritationen, Denkanstöße und Hinterfragung eigener bisheriger wissenschaftlicher Leistungen standen daher im Mittelpunkt, ganz im Sinne des Wortes *queer*, das seine produktive Kraft aus seiner eigenen *differance* schöpft. Auf der einen Seite war es also Ziel der Vorlesung, vorhandene individuelle Wissensordnungen zu reflektieren und neu zu formieren; auf der anderen Seite sollten die Ordnungen, in denen das Wissen produziert, tradiert und innoviert werden soll, kritisch beleuchtet und Möglichkeiten zur Neuformierung angestoßen werden.

Das Vorhaben des Bandes steht folglich im Zeichen einer Wissens- und Wissenschaftskritik, das sich an Foucaults Vorgabe orientiert, den „Nexus von Macht-Wissen“¹ sichtbar zu machen, aus queer-feministischer Perspektive herauszustellen, was die Begriffe des Wissens und der Wissenschaft bedingt und ihre Etablierung als hegemoniale Begriffe ermöglicht. Unter „Wissen“

¹ Cf. Foucault, Überwachen und Strafen, 33.

werden laut Foucault „alle Erkenntnisverfahren und -wirkungen [...], die in einem bestimmten Moment und in einem bestimmten Gebiet akzeptabel sind“² gefasst. „Macht“ bezeichnet „definierbare und definierte Mechanismen, die in der Lage scheinen, Verhalten oder Diskurse zu induzieren.“³ „Wissen“ und „Macht“ bedingen und durchdringen sich schlussendlich gegenseitig; die beiden Komponenten sollen im Weiteren „Analyseraster“ bereitstellen, „mit dem sich die Akzeptabilität eines Systems“ erfassen lässt.⁴

Verbunden mit diesem Vorhaben ist auch die Frage, unter welchen Bedingungen „Wahrheitswirkungen“ von individuellen Wissensordnungen und Wissenschaften entfaltet werden. In dieser Fragestellung ist die Auffassung enthalten, dass „Wahrheit“ innerhalb eines bestimmten Diskurses auf eine spezifische Weise hergestellt wird, dass sie also nicht überzeitlich existiert. Es geht demnach nicht darum, die Validität der Begriffe Wissen und Wissenschaft zu untersuchen, sondern darum, wie diese Begriffe sich etablieren konnten, sich immer neu generieren, Innovationen vorantreiben und wie sie tradiert werden. In den unterschiedlichen Analysen und Diskussionen soll gezeigt werden, wie einigen Identitäten, Personen und Institutionen unterstellt werden kann, „Wahrheit“ über gesellschaftliche Realität zu produzieren.

Diese Vorüberlegungen lassen sich mit Sandra Hardings und Merill B. Hintikkas Ausführungen der Inhalte einer feministischen Wissenschaftskritik, wie sie hier geübt werden soll, zusammenbringen. Harding und Hintikka fordern eine „epistemologische Revolution“⁵, die darauf abziele, den „Mechanismus“ aufzudecken, wonach Macht und Wissen in ihrem Ensemble Wahrheitswirkungen entfalten, wie gesellschaftliche Machtverhältnisse in diesen Prozessen wirken und als solche verschleiert werden und wie Wissen quasi prädiskursiv und naturalisiert wird. Ähnlich wie Butlers queer-feministische Überlegungen zur Entschleierung von Geschlechtsidentität, muss eine queer-feministische Wissenschaftskritik sich zum Ziel setzen, die Reiterabilität von Wissen, Macht und Wahrheit aufzudecken. Es gilt also aufzuzeigen, inwiefern

[d]ie Beziehungen, Strategien und Technologien der Macht, die uns konstituieren, uns durchqueren und ausmachen, [...] von Formationen des Wissens und der

² Foucault, Was ist Kritik, 31pp.

³ Ibid.

⁴ Foucault, Was ist Kritik, 32 pp.

⁵ Harding /Hintikka, Discovering Reality, 311.

Wahrheit begleitet [sind], die sie ermöglichen und produzieren und die unentbehrlich für sie sind, um sich als evident und naturgegeben zu verfestigen und sich damit zugleich unsichtbar zu machen.⁶

Wissen und Wissenschaft ist demnach niemals neutral und objektiv, sondern immer verbunden mit Prozessen der Machtstabilisierung. Demzufolge muss die Analyse individueller Wissensordnungen sowie von Wissensgenerierung, -tradierung und -innovierung immer unter Berücksichtigung diskursiver Formationen und der Abhängigkeit von Machtstrategien durchgeführt werden. Die hier als dreifaltig herausgestellten Prozesse der Wissensbildung und -konsolidierung stehen also im Zusammenhang mit der Veränderung von Machtverhältnissen. Diese lassen sich laut Foucault nicht als linear-parallele Entwicklungen beschreiben, vielmehr bedingen sie sich wechselseitig.

Eine queer-feministische Wissensrevolution setzt folglich auf zwei Ebenen an. Erstens betrifft sie eine Wissenskritik. Diese vollzieht sich auf einer individuellen Ebene, denn die Durchdringung des Subjekts mit einer strategisch-produktiven Macht lässt es zum Objekt seines eigenen Nicht-Wissens werden. Eine queer-feministische Wissens- und Wissenschaftskritik soll gegen diese Verschleierung Agitation hervorrufen und helfen, hinter den prädiskursiven Vorhang zu steigen: Nicht nur kritische und emanzipierende Forschung soll dadurch angeregt, sondern auch, und hier treffen wir wieder auf unser Hauptziel, die eigenen „vielfältigen Lebensweisen“⁷ erfahrbar, sagbar, wissbar und vermittelbar gestaltet werden.

Die zweite Ebene einer queer-feministischen Perspektivierung betrifft die Wissenschaftskritik. Wissen und Macht sehen sich in der Wissenschaft in besonderer Weise miteinander verbunden. Erstens, da Wissenschaft immer auch von Subjekten betrieben wird, zweitens, da sie in Institutionen betrieben wird, wie Hochschulen, Schulen usw., die wiederum teil eines „Staatsapparates“⁸ sind, der hegemoniale Wissbarkeiten und die Qualifizierung, dessen was Wissenschaftlichkeit ist und Wissenschaftswert hat, steuert.

Da so auch folgt, dass Wissen nicht unabhängig von Macht ist, ist die Tradition kritischer Wissenschaft auch erfolglos. Macht mit Hilfe von Wissen zu kritisieren, das außerhalb dieser Macht steht, ist nicht

⁶ Foucault, Dispositive der Macht, 10.

⁷ S.a. den Beitrag von Jutta Hartmann in diesem Band. Cf. Hartmann, Vielfältige Lebensweisen.

⁸ Cf. Althusser, Ideologie und ideologische Staatsapparate.

möglich. „*Sapere aude*“, das aufklärerische Motto, das auch die heutige Wissenschaft vorantreibt, kann demnach eher als eine eingeforderte, bewusst herausgehobene, *qua* Intellekt hervorgehobene Beobachterposition verstanden werden, die mit Foucault als Ausweitung der Fantasie eines intellektuellen Panoptikums gesehen werden kann. Gleichzeitig ist es demnach nicht vertretbar, einen unabhängigen Standpunkt einzufordern, von dem aus sich kritisieren ließe. Neues Wissen zu etablieren, würde somit gleichzusetzen sein damit, neue Macht zu etablieren und widerstreitende Standpunkte zu eliminieren.

Die Soziologin Elisabeth Beck-Gernsheim stellt 2002 in ihrer Studie einen Wandel des Kernfamilienkonzeptes und in der Folge eine Herausbildung neuer Lebensstile fest. Personen, die diese „new lifestyles“ verfolgen, beschreibt sie wie folgt:

[These p]eople [...] really do constitute a problem of order, in one sense at least. For they might infect others with their ‘recalcitrance’ – and this makes them ‘unreliable’ and suspicious. They are a source of danger, seabeds of resistance. They may dare to look across the frontiers, to see through their arbitrary and random nature, to resist the power of habit. That makes them a nuisance. This is subversion. Might they, the ones who do not belong, here and there burst the ‘iron cage of serfdom’? That would be truly impertinent and unforgivable – if indeed they were to succeed.⁹

Diese Personen nur als Feinde der dominanten Ordnung zu definieren, ist sehr reduzierend und nur aus einer die Ordnung sichernden, hegemonialen und normativen und daher fast dekadent-pessimistischen sowie innovationshemmenden Perspektive möglich. Anders also als sie als „nuisance“ zu betrachten, sollten wir uns die Fragen stellen, inwiefern ihnen ein Potential für Subversion und Erneuerung innewohnt, wie die aus ihrem Status des „the ones who do not belong here“ und aus ihrer Lebensweise heraus entwickelten Theorien „[m]ight [...] here and there burst the ‘iron cage of serfdom.’“

Der vorliegende Band stellt sich dieser Frage unter dem Titel *Queer-Feministische Perspektiven auf Wissen(schaft)*. Sein Ziel ist es, einerseits Ansätze einer queer-feministisch perspektivierten Wissensproduktion aus verschiedenen Wissensbereichen und Wissenschaften exemplarisch darzustellen, andererseits darüber hinaus die Umstände der queer-feministischen Wissensproduktion und Wissenschaft an Hochschulen als

⁹ Beck-Gernsheim, Reinventing the Family, 138.

Institutionen der Wissensgenerierung, -konsolidierung und -tradierung kritisch zu reflektieren sowie die gesellschaftliche Notwendigkeit der Gender und Queer Studien und Wege für deren Implementierung in die Lehrcurricula, Methodencanones und Forschungsprojekte aufzuzeigen. Zusammenfassend stellt der Band also die Frage, inwiefern Gender und Queer Studien, in Anlehnung an Beck-Gernsheims Motto, den Elfenbeinturm zerbersten können.

Bereits 1986 stellen Karin Hausen und Helga Nowotny die entscheidende Frage: „Wie männlich ist die Wissenschaft?“¹⁰ Auch wenn diese Frage aus differenzfeministischer Perspektive heute aufgrund eines gefühlten hohen Anteils an Gleichstellung in der Hochschule und der selbstverständlichen Geschlechterdemokratie und Vielfalt zu Beginn des 21. Jahrhunderts als Leitbild für emanzipatorische Gesellschaftsveränderung démodé zu sein scheint, so wurde sie dennoch nicht ausreichend beantwortet. Auch wenn heute Canones und Curricula sowie Stellenbesetzung mit einer Geschlechterperspektive beäugt werden, so ist die qualitative Seite der Frage, wie männlich die Wissenschaft sei, nicht im ausreichenden Maße reflektiert. Claudia Honegger stellt am Ende des genannten Bandes, der als Epilog jenes *métanarratif* bezeichnet wird, folge Frage:

Wie männlich die Wissenschaft sei, war die große Frage mit ihrer wundervollen Mischung von Abstraktheit und Konkretionsversuchen. Auch nach fast 300 Seiten Text dürfte sie nicht wesentlich kleiner geworden sein, obwohl sich die Antwort wahrscheinlich längst in einem Stoßseufzer Raum verschafft hat: „Sehr, eigentlich sehr, offenbar sehr männlich. Nun gut, aber was heißt das?“¹¹

Was heißt das? Seit ihren Anfängen bewegt sich die feministische und auch die queere Wissensproduktion in einem untergeordneten, wenn auch kritischen Verhältnis zum *Main- und Malestream*. Diese äußert sich nicht nur methodologisch, epistemologisch und inhaltlich, sondern eben auch darin, „hegemoniale Strukturen und Logiken herauszufordern, in Frage zu stellen und zu transformieren.“¹² Selbst wenn queer-feministische Wissenschaft und Theorie grundlegend in der *academia* Fuß gefasst hat – die Gender und Queer Studien sind an deutschen Hochschulen bis heute weder flächendeckend noch systematisch strukturiert durchgesetzt, sondern eher interdisziplinär,

¹⁰ Hausen /Nowotny, Wie männlich ist die Wissenschaft?

¹¹ Honegger, „Epilog“, 293.

¹² Bargertz /Freudenschus, „Feministische Wissensproduktion“, 154.

freiählbar, ergänzend oder temporär¹³ – so unterstellt der akademische und publizistische Malestream in seiner systemischen Eigenlogik einer männlich, heteronormativen Wissensproduktion und -tradierung ihr viel zu starken Aktivismus, Befindlichkeit und Unwissenschaftlichkeit. Dass feministische Wissensproduktion sich jedoch aufgrund ihres Anspruchs eben gerade von einer sich als hegemonial, werturteilsfreien und elitär bezeichnenden Wissenschaft des „Weißen Mannes“¹⁴ unterscheiden will, sich also mit dem Spannungsfeld von Theorie und politischer Praxis auseinandersetzen will und muss, wird von vielen anderen wissenschaftlichen Kontexten diskreditiert.¹⁵

Gleichzeitig sind gegenwärtig die Orte der Wissensgenerierung, wie Hochschulen, und die Institutionen der Wissenstradierung, wie Schulen und Bildungsministerien, zunehmend von Ökonomisierungsprozessen geprägt. Verwertung, Profilierung und Finanzierung präformieren Prozesse der Generierung und Tradierung von Wissen. Schlaglichter wie *Diversity*, Vielfalt, Internationalisierung, Gleichheit und Inklusion bestimmen diese Prozesse. Die Frage, wie männlich die Wissenschaft sei, kann so also umformuliert werden in, wie divers, vielfältig, international, usw. die Wissenschaft sei, um an die Verwertungslogik des *Diversity Managements* Anschluss nehmen zu können.

Schon am Anfang der feministischen Frauen*forschung stand so die Frage von Maria Mies, die sie 1978 in den „Methodischen Postulaten zur Frauenforschung“ stellte: Wie kommt man von der Kritischen Theorie zur kritischen, d.h. befreienden Praxis?¹⁶ Mies' Antwort ist, Parteilichkeit und Betroffenheit nicht zu neutralisieren, sondern als transformative Kraft aufzunehmen und so als Frau* eine Beziehung zwischen Forscher*in und Erforschte*r in einer gemeinsamen „Sicht von unten“ einzunehmen. Dies war eine deutliche Absage an das Postulat der Wertfreiheit, der Neutralität und der Politikferne von Wissenschaft. Feministische Wissenschaft sollte somit immer auch Generierung, Tradierung und Innovation emanzipativer Politik bedeuten. Dies heißt nicht, dass ihre Bestrebungen in einer beratenden oder dienstleistenden Position aufgehen sollten. Viele ehrenamtliche Positionen in der öffentlichen Verwaltung (z.B. Frauenbeauftragte, Behindertenbeauftragte, Beauftragte für chronisch Kranke, usw.), die sich im weitesten Sinne mit

¹³ Cf. Waltraud Ernsts Feststellung im Jahre 2009, Idem., „Subjekt der Unterordnung und Transformation?“, 141.

¹⁴ Cf. Di Blasi, Der weiße Mann.

¹⁵ Cf. Schuster, „Neue Horizonte feministischer Wissensproduktion.“

¹⁶ Cf. Mies, „Methodische Postulate zur Frauenforschung.“

queer-feministischen Problematiken beschäftigen, beweisen die strukturierte Dienstbarmachnung und die Renitenz gegen ihre Professionalisierung und ökonomische Aufwertung. Eine queer-feministische Wissenschaftskritik fordert somit auch, dass Theorie und emanzipative, befreiende Praxis einen unmittelbaren Zugang zum Wissenschaftssystem haben.

Queer-feministische Theorie und Praxis scheinen von den oben genannten Inklusionsbewegungen ausgespart zu sein. Vielmehr heißt es für die queer-feministischen Wissenschaften weiterhin mit einem kritischen Anspruch diese Entwicklungen zu beäugen, sich vor diesem Hintergrund erneut die Frage zu stellen, was queer-feministische Politiken der Wissensgenerierung, -kanonisierung, -tradierung sowie Methodik einerseits für aktuelle Wissenspolitiken bedeuten. Andererseits ergibt sich die Frage, worin unter diesem quasi neoliberalen Vorzeichen eine queer-feministische, kritische Partizipation in der Wissenschaft und dem Wissenschaftsmanagement besteht und ob diese neue Interventionen verlangt.

Das Wissenschaftssystem eröffnet immer wieder neue Möglichkeiten, aber schafft demnach auch immer wieder neue Hindernisse, Gender und Queer Studien zu institutionalisieren, ihnen Kontinuität, Sichtbarkeit, Zeit und Raum zu schaffen. Was sich am Wissenschaftsstandort Rostock in Form der *Gender / Queer AG* etablieren konnte, scheint von verschiedenen Faktoren abhängig zu sein, vor allem aber von persönlichen Konstellationen und Potentialen des Engagements und der Zusammenarbeit. In diesem Sinne enthält der folgende Band die Beiträge der genannten Ringvorlesung sowie Gastbeiträge von befreundeten Wissenschaftler*innen und Wissenschaftsmanager*innen, die in ihrer Gänze beiden genannten Zielen der queer-feministischen Wissens- und Wissenschaftskritik nachzukommen eifern.

Dieses Zusammenkommen soll in einem queer-feministischen Kontext besonders betont werden: Erstens ist dieser Band nicht nur der Anfang einer Open-Access-Publikationsreihe, die „Rostocker Interdisziplinären Gender und Queer Studien“, und damit unentgeltlich, elektronisch und barrierearm verfügbar. Über sein (Publikations-)Format hinaus verfolgt der Band die Absicht, vielmehr seine Perspektiven teilen zu wollen, als sich einem kompetitiven Publikationsdruck zu beugen.¹⁷ Schließlich ist der Band die Frucht einer intensiven, kollegialen und solidarischen Zusammenarbeit von

¹⁷ Cf. Brunner, „Von den Un/Möglichkeiten, im Wissenschaftsbetrieb feministisch zu publizieren.“

Wissenschaftler*innen und Wissenschaftsmanager*innen, die zu gleichen Teilen auch alle Aktivist*innen sind, jedenfalls bis zu dem Punkt, als dass sie dafür einstehen, queer-feministische Perspektiven in ihren jeweiligen Aufgaben-, Lehr- und Forschungsgebieten zu verankern und so nicht nur wissenschaftliche und institutionelle, sondern vor allem auch gesellschaftliche Praxis verändern zu wollen. Die nachstehenden Überlegungen sehen sich diesem Anliegen verbunden.

Der Band beginnt mit den einführenden theoretischen Ausführungen zum Gender-Begriff der Romanist*in Sandra Hettmann. Sie leitet die Differenzierungen des Konzeptes Gender kulturhistorisch her und erklärt in einer wichtigen Fußnote die Schreibweise mit *-Form, die oft zu zentralen Diskussionen und Meinungsverschiedenheiten herangezogen wird, die von den eigentlichen Fragestellungen ablenken, statt sie direkt zu adressieren. So geht es auch Hettmann vorwiegend um einen Appell an die Fachwissenschaften, den weißen, männlich geprägten Kanon aufzubrechen und das Potential queer-feministischer Ansätze in ihrer reichhaltigen Vielfältigkeit zu nutzen. Hier lässt sie die argentinische Lyriker*in Susana Thénon sprechen, die bei Sandra Hettmann somit nicht nur als Untersuchungsmaterial eine Stimme bekommt.

Ihrem Artikel folgen die politischen Analysen des italienischen Gay-Rights-Aktiviste*n Federico Buttò, der am Beispiel der gleichgeschlechtlichen Ehe in Italien Überlegungen zur Gesetzgebung in neoliberalen Systemen anstellt. Er erinnert an die transnationalen Zusammenhänge (unter anderem unter Erwähnung der USA und Frankreichs), die neue Gesetzgebungen ermöglichen und gleichzeitig für sich nutzen, und daran, dass die LGBT*QI-Bewegungen keineswegs zu vereinheitlichen sind und die Diskussionen um die gleichgeschlechtliche Ehe, ähnlich der *-Form-Fußnote bei Sandra Hettmann, zwar öffentliche Debatten forcieren, aber kein *Queering* der gesellschaftlichen Verhältnisse ermöglichen. Vielmehr verhindern sie dieses, indem wiederum eine Normalität – die Ehe als Institution – nicht hinterfragt, sondern übernommen wird.

Die Heterogenität der LGBT*QI-Bewegung ist auch Fokus des sich anschließenden Artikels der*s Soziologen*in Joris Anja Gregor. Ausgehend von ausführlichen Interviews mit Inter*Personen entwickelt Joris Anja Gregor eine Kritik der auch in der *Queer Theory* dominierenden Zweigeschlechtlichkeit. Statt auf Geschlecht, sollten wir lieber auf Körper sehen und den Zusammenhang zur Erfahrung herstellen: so spricht sie*er von KörperErLeben. Es geht ihnen nicht darum, den medizinischen

Diskurs anzuprangern, sondern diesen in einen Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Wahrnehmung zu untersuchen und damit zu zeigen, wie Inter* als Kategorie funktioniert und analytisch funktionieren könnte. Ihre Beispiel-Personen erleben konkrete körperbasierte Definitionen und Reaktionen, die einer Entkörperung der Queer Studien entgegenzuhalten ist und so für eine *fleshier queer theory* plädieren.

Diese Argumentation wird auch von der Kulturphilosoph*in Birgit Stammerger aufgenommen. In ihrem Beitrag untersucht sie die körperliche Materialität im Sinne des *New Materialism*, den sie zunächst wissenschaftshistorisch herleitet. Im Anschluss an den *New Materialism* und den Posthumanismus entwickelt Stammerger am Beispiel des Geschlechterkonstruktivismus eine Kritik an der gegenwärtigen Dematerialisierung des menschlichen Körpers und plädiert für eine dreifache Dezentrierung der historischen Epistemologie, in der Foucaults Machtkonstrukt in seinem Anthropozentrismus und Schematismus überwunden wird.

Während die bisherigen Beiträge queer-feministische Diskurse in den Wissenschaften untersuchten bzw. die ihnen zu Grunde liegenden Theorien reflektierten, widmen sich die nun folgenden Ausführungen konkret den Bildungsinstitutionen und Strukturen. Dabei geht es zunächst um das System Schule. Matthias Grein beschäftigt sich in seiner Forschung mit dem Oberstufen-Wahlfach Französisch an deutschen Schulen und sucht nach Gründen, weshalb dieses in den letzten Jahren zunehmend an Popularität verliert. Hierzu bedient er sich der Kritik an der Metapher *the leaky pipeline*, die von stringenten Lebenswegen ausgeht, von denen Menschen aus unformulierten Gründen abkommen. Matthias Grein versucht, anhand einer neuen Metapher – der Intersektionalität – die Komplexität der Gründe aufzudecken und diese wieder an gesellschaftliche Verhältnisse sowie an akademische Diskurse zurückzubinden.

Während bei Matthias Grein Schule als Forschungsgegenstand funktioniert, bietet Jutta Hartmann konkrete Vorschläge an, die Bildungsarbeit in der Schule – nicht über die Schule – queer-feministisch zu verändern. Ihr Konzept der „vielfältigen Lebensweisen“ bietet zahlreiche Möglichkeiten, stereotypen Geschlechts- und Sexualitätskonstruktionen zu entkommen und ihnen mit der fluiden und dennoch konkreten Offenheit der queeren Ansätze zu begegnen. Jutta Hartmann dekonstruiert mediale Aufbereitungen der Thematik und ermutigt, der „Vielfalt mit Vielfalt zu begegnen.“

Administrativ wird dieses Credo durch das den öffentlichen Institutionen angelagerte *Diversity Management* gelöst. Dieses wird von der Medienwissenschaftler*in Kirstin Kastell, die im Vielfaltsmanagement der Universität Rostock tätig ist, diskutiert. Hierbei bezieht sie sich auf die Gesetzgebung in den Bundesländern Schleswig-Holstein und Nordrhein-Westfalen, in denen die Vorgaben für ein *Diversity Management* über einfache Empfehlungsformulierungen hinausgehen. Ihr Aufsatz zeigt, wie das Thema von administrativer Seite her behandelt wird und wie in den dortigen Anti-Diskriminierungsmaßnahmen sich immer wieder Fallen auftun, die zur Verstärkung von Ausgrenzung und Essentialisierung führen. Kirstin Kastell beleuchtet Möglichkeiten und Grenzen dieser Verwaltungsstruktur kritisch, wobei sie immer wieder auf das Konzept der Machtstruktur zurückgreift, um zu zeigen, wie dieses insbesondere im Bereich des *Diversity Managements* funktioniert. Ihr Ziel ist es, nachhaltige Diversity-Strategien darzustellen.

Die sich anschließenden Beiträge liefern konkrete Ideen zur Umsetzung einer queer-feministischen Lehre. Ausgehend von theoretischen Überlegungen zu Gender und Queer Studien an Hochschulen, entwickelt Christoph Behrens ein romanistisches Literaturseminar zum Thema Liebe, indem die Zweigeschlechtlichkeit und das Konzept Liebe dekonstruiert werden. Hierbei geht es ihm insbesondere darum, das Potential von Literatur in den Queer Studien und darüber hinaus auf didaktischer und gesellschaftlicher Ebene aufzuzeigen. Nicht nur der Kanon muss sich ändern, wie viele der Beiträge immer wieder insistieren, sondern auch die Thematiken und die Methoden der Analyse.

In diesem Sinne konzentriert sich der letzte Beitrag auf die spanische Dichter*in Gloria Fuertes, deren Lyrik dem restriktiven Frauen*bild der Franco-Diktatur mit Humor begegnete. Die Sichtbarmachung durch ein queeres Lesen bedeutet gleichzeitig eine Rebellion gegen den Kanon. Eine Analyse der Gedichte erweitert den Blick auf die spanische Literatur und Geschichte und zeigt gleichzeitig Möglichkeiten auf, queer-feministisch zu einer Stimme zu kommen. Schließlich wird Fuertes zum Clown, einer Figur, die in ihrem Potential jenseits der Grenzen arbeitet.

So muss sich auch eine queer-feministische Wissenschaft zunächst in klassischen Formaten, wie der Vorlesung und dem wissenschaftlichen Aufsatz, Gehör verschaffen. Dabei bedient sie sich jedoch der Machtformate, die es zu durchdringen gilt. In diesem Sinne muss queer-feministische Wissenschaft sich immer wieder selbst hinterfragen und nach neuen Wegen und Methoden suchen, um zunächst einmal gehört zu werden. Doch auch ein

leerer Spiegel, wie wir ihm eingangs bei Adrienne Rich begegnen, irritiert, vielleicht mehr als einer, der ein bereits altbekanntes Gesicht zeigt.

Christoph Behrens, Andrea Zittlau, Universität Rostock

Bibliografie

- Althusser, Louis: Ideologie und ideologische Staatsapparate. Anmerkungen für eine Untersuchung. In: Schöttler, Peter (Ed.): *Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie*. Hamburg/Berlin 1977, S. 108–153.
- Bagretz, Brigitte /Freudenschus, Magdalena: Feministische Wissensproduktion als Modus von Kritik. In: *Femina Politica*. 02/2013, 154-155.
- Brunner, Claudia: Von den Un/Möglichkeiten, im Wissenschaftsbetrieb feministisch zu publizieren. In: *Femina Politica*. 02/2013, 155-157.
- Ernst, Waltraud: Subjekt der Unterordnung und Transformation? Überlegungen zur Entwicklung der Gender Studies in Deutschland. In: *Femina Politica*. 02/2009, 141-144.
- Foucault, Michel: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. François Ewald (Ed.). Jutta Kranz (Trans.). Berlin 1978.
- Foucault, Michel: *Überwachen und Strafen: die Geburt des Gefängnisses*. Walter Seitter (Trans.). Frankfurt/M. 1992.
- Foucault, Michel: *Was ist Kritik?* Walter Seitter (Trans.). Berlin 1992.
- Harding, Sandra /Hintikka, Merrill B. (Eds.): *Discovering Reality: Feminist Perspectives on Epistemology, Metaphysics, Methodology and Philosophy of Science*. Dordrecht 1983.
- Hausen, Karin /Nowotny, Helga (Eds.): *Wie männlich ist die Wissenschaft?*. Frankfurt/M. 1986.
- Honegger, Claudia: Epilog. In: Hausen, Karin /Nowotny, Helga (Eds.): *Wie männlich ist die Wissenschaft?*. Frankfurt/M. 1986, 293-299.
- Mies, Maria: Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. In: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*. 1/1978, 41-63.
- Schuster, Nina: Neue Horizonte feministischer Wissensproduktion. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforchung*. 4(2-3)/2016, 191-202.

Sandra Hettmann

Gender

Theoretische Paradigmen und queer-feministische Perspektiven¹

Abstract

This paper examines the major theoretical paradigms and inherent challenges of gender terminologies on the horizon of Romance/Hispanic Literary and Cultural Studies. Reflecting on the emergence of gender theory in order to observe and question current developments in theoretical approaches, shifts and consequences, the paper provides queer-feminist perspectives from a materialist point of view. By reconsidering the role of existing power structures and the persistence of a fundamental androcentrism, the paper states the need to change analytic strategies and thought patterns regarding gender, and in particular masculinity. Moreover, it demands neither to deny the own embroilment in knowledge production nor to neglect gender relations within dominant culture.

Keywords

Androcentrism, Gender relations, Literary and Cultural Studies, Materialist Queer-Feminism, Reflection of Gender Theory

1 Incipit mit Blumenberg

Theorie ist etwas, das man nicht sieht²

Theorie, darunter auch theoretische Bewegungen, Reflexionen und Einstellungen, verharrt, wie Blumenberg pointiert, oftmals auf der Ebene des Unsichtbaren, ist etwas nicht Sehbares, nicht direkt Zugängliches. In seiner Affinität zur Durchdringung von Gegebenheiten und Zuständen nährt dieses Theorieverständnis Prozesshaftigkeit, das Streben danach, komplexe Verdeckungszusammenhänge zu entlarven. Es scheidet sich aber in reflexiver und theorie-theoretischer Manier von der Sichtbarkeit der Theoretiker*innen³

¹ Der Artikel ist eine Zweitveröffentlichung. Erstmals erschienen ist der Artikel gleichnamig in Drews, Julian et al. (Eds.): *Romanistik in Bewegung. Aufgaben und Ziele einer Philologie im Wandel*. Berlin 2017, 157-185.

² Blumenberg, Das Lachen der Thrakerin, 9.

³ Die Schreibweise mit Sternchen* versteht sich als inklusiver sprachpolitischer Versuch.

respektive ihren „Verrichtungen.“⁴ Theorie ist Vollzug. In zweierlei Hinsicht trifft dies besonders auf die sich vollziehende Geschlechtertheorie zu: Oftmals wird sie gar nicht gesehen. Übersehen werden die Virulenz ihrer unabdingbaren Existenz sowie die Gewordenheit der – bisweilen unübersichtlichen – Theoriebildung. Infolgedessen erhalten auch die Vollzugsdynamiken und theoretischen Annahmen bzw. Fundierungen wenig Aufmerksamkeit und kaum Sichtbarkeit. In Anlehnung an Blumenberg widmet sich der Beitrag dem Aufspüren geschlechtertheoretischer Denkbewegungen und nimmt sich vor, dabei verschiedene un/sichtbare Theoriegebäude der Verrichtungsarbeit zu durchschreiten.

2 Die Sehnsucht nach Bewegung: Zur Ausgangslage und geschlechtertheoretischen Perspektivierungen

Eine *Romanistik in Bewegung* ist in ihrer Ausrichtung geradezu prädestiniert den Vergeschlechtlichungsprozessen, die sich auf den vielverzweigten Pfaden ihres Faches ereignen und mit ihrer vielstimmigen Eigenart verwoben sind, nachzuspüren. Fragen nach Geschlecht als intersektionale Analysekategorie⁵, nach der dazugehörigen theoretischen Einfassung sowie nach den Geschlechterverhältnissen aufzuwerfen und den Blick auf die subtilen und

Das Sternchen soll – ähnlich dem *_Unterstrich/gender gap* (s.a. Herrmann, Queer(e) Gestalten) – darauf verweisen, dass es verschiedene Identitätskonzepte, Entwürfe und Subjektivierungsweisen von Männlichkeit und Weiblichkeit sowie Menschen gibt, die sich nicht in der Zweigeschlechtlichkeit wiederfinden. Gleichzeitig soll die Norm und das soziale wirkmächtige Verhältnis des Zweigeschlechtersystems benannt werden und der Konstruktionscharakter von Geschlecht aufgezeigt werden. Das Sternchen* steht auch für das Durchkreuzen und Que(e)ren von Geschlechtervorstellungen: die Prozesshaftigkeit geschlechtlicher Positionen wird akzentuiert. Folglich geht es um Positionierungen in diesem vermacheten Verhältnis und nicht um Essentialisierung bzw. Naturalisierung und Biologisierung von Geschlecht bzw. Cis-Geschlechtlichkeit (s.a. Hornscheidt, feministische w_orte sowie AG Feministisch Sprachhandeln, Was tun?). Das lateinische Präfix *cis-* (auf dieser Seite, diesseits, binnen, innerhalb) bildet das Antonym von *trans-* (über-, hinüber-, durch-, hindurch). Cis- und Begriffe wie Cisgender wurden von der Trans*Bewegung eingeführt, um Trans* nicht immer als Abweichung von der Norm zu definieren. S.a. Sauer, „Trans*Inter*Sektonalität.“

⁴ Blumenberg, Das Lachen der Thrakerin, 9.

⁵ Im Verlauf des Artikels werden die intersektionalen/interdependenten Ansätze erläutert. Das Hauptanliegen dieser Ansätze konvergiert darin, die Verwobenheit und das Zusammenwirken (sozialer) Ungleichheitslagen analytisch ins Blickfeld zu rücken. Dabei gilt es, die Wechselwirkungen der Diskriminierungen sowie Auf- bzw. Abwertungen von Kategorien aufzuzeigen, um den komplexen Beziehungen von Dominanzverhältnissen nachzugehen.

un/sichtbaren Segregationsmechanismen zu richten, bilden wesentliche Bestandteile einer emanzipatorischen Sehnsuchtsbewältigung. Angespielt ist damit auf jene Sehnsucht, die als kanalisierte Antriebskraft fungiert sowie als affektiver Funktionsmodus zur intellektuellen Energiegewinnung der romanistischen Disziplin eignet, wie dies in den einleitenden Überlegungen zur Verortung des Bandes *Romanistik in Bewegung. Aufgaben und Ziele einer Philologie im Wandel* (2017) und den zu eruierenden Bewegungsmomenten der Romanistik vorangestellt wurde. In diesen theoretischen und praktischen Prozessen materialisieren und verschränken sich verschiedene Fragestellungen hinsichtlich des wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Selbstverständnisses der Romanistik. Dessen Ergründung und (Neu-)Verhandlung hat sich der genannte Band vorgenommen, um Positionen zu profilieren und die „Verve der romanistischen Selbstreflexion“ auch weiterhin zu „kultivieren.“⁶ Seit jeher befestigt die Sehnsucht und einhergehend ein Veränderungsanspruch auch den Rahmen für (intersektional) feministisches Denken und Handeln. Hier deutet sich ein produktiver Konvergenzpunkt an. Wenngleich eine neue, freilich zaghafte, romanistische Aufmerksamkeit für Geschlechterfragen sich kontinuierlich ihre Wege bahnt, diese bisweilen in die theoretischen Schaltstellen münden, von denen aus wesentliche Elemente und Anregungen distribuiert werden für die Formwerdung der auszulötzenden Verhältnisbestimmung zu Herkunft, Gegenwart und Zukunft der Romanistik; so sei an dieser Stelle der Vorstoß gewagt, zu vermuten, dass es offenbar an Leidenschaft und Durchschlagskraft mangelt, um am offensichtlichen Zustand der *leaky pipelines* feministischer und genderkritischer Herangehensweisen grundsätzlich etwas zu ändern.⁷

Unter diesen leitenden Annahmen erhärten sich zwei Verdachtsmomente. Eines wäre, dass die latenten und gleichwohl manifesten Steuerungen der erwähnten Distributionsdynamiken oftmals immer noch androzentrischen, heteronormativen, rassistischen, neokolonialen und eurozentrischen Mustern folgen, die tief eingekerbts in die romanistische *scientific community* ihre anhaltende Selbstverständlichkeit wenig in Frage stellen.⁸

⁶ Cf. die Einleitung von Drews et al., *Romanistik in Bewegung. Aufgaben und Ziele einer Philologie im Wandel*.

⁷ S.a. zur Vehemenz und Kontinuität dieser Debatten und zur Bearbeitung der Schieflagen die Breite und Tiefe der einschlägigen Publikationen: Müller, Geschlechter-Revisionen, Fleig, Die Zukunft von Gender, Kroll/Zimmermann, Feministische Literaturwissenschaft in der Romanistik, Kroll/Zimmermann, Gender Studies in den romanischen Literaturen, Casale/Rendtorff, Was kommt nach der Genderforschung?

⁸ Eine Ausnahme stellt der theoretisch versierte und selbstreflexive Text *Der weiße Mann*.

Das andere Verdachtsmoment ist nicht weniger komplex, auch weil es zwei Dimensionen offenbart, die trotz einer vermeintlichen Ähnlichkeit nicht widersprüchlicher sein könnten. Während sich in der universitären Forschungslandschaft – nicht nur der Romanistik – eine zunehmende Anwendung der Analysekategorie Gender/Geschlecht vollzieht, die allerdings oftmals auf eine feministisch-emanzipatorische Rückkopplung verzichtet, haben sich in der queer-feministischen Theoriebildung der letzten 40 Jahre markante Entwicklungen ereignet, die mit einer wirkmächtigen Verschiebung zu fassen wären: Es handelt sich um den „Austausch der Diagnose einer grundsätzlich (männlichen) Eingeschlechtlichkeit unserer Kultur durch die Kritik an der Zweigeschlechtlichkeit“.⁹ Wenn Tove Soiland nun nachdrücklich¹⁰ darauf hinweist, dass dieser Vollzug keine „theoretische Weiterentwicklung und Radikalisierung der feministischen Theorie der 1980er Jahre resp. der Frauenbewegung“ darstellen muss,¹¹ markiert sie einen eklatanten Widerspruch: Klärende und grundlegende Debatten zum Verhältnis dieser beiden Diagnosen zueinander stehen noch aus. Es ist jedoch genau diese Verschiebung, welche die bereits konstatierte Komplexität und Widersprüchlichkeit in Zeiten der vermeintlichen Gleichberechtigung, der *Ungleiche[n] Geschlechtergleichheit*¹² und „Ungreifbarkeit postfordistischer Geschlechterhierarchie“¹³ flankieren.

Widerhall finden diese merklich schwer zu fassenden, entgrenzenden Dynamiken auch im literarischen Feld. Vor dem Hintergrund der Konfigurationen von Gender/Geschlecht geht es im Folgenden darum, die Implikationen dieser Substitution nachzuvollziehen und möglichst die Konsequenzen aufzuzeigen. Darüber hinaus zielt der Beitrag darauf ab, eine kritische Auseinandersetzung mit feministischer Genderforschung

Ein Anti-Manifest (2013) von Luca Di Blasi dar. Engagiert und – in unvergleichlicher Weise – erhellt Di Blasi den Mechanismen der „Selbstinvisibilisierung“ (Idem., 87) und den Möglichkeiten einer Auseinandersetzung mit der „privilegierenden Unmarkiertheit“ (Idem., 73) der „WHM [...], der Menge der weißen heterosexuellen Männer“ (Idem., 17) nach.

⁹ Soiland, „Gender“, 18.

¹⁰ S.a. Soiland, „Gender: Kritik oder Bestandteil“, Idem., „Die Verhältnisse gingen und die Kategorien kamen“, Idem. „,Gender“, Idem., „Queer, flexibel, erfolgreich; Subversion, wo steckst Du?“, Idem., „Jenseits von Sex und Gender“, Idem., „Die Ungreifbarkeit postfordistischer Geschlechterhierarchie.“

¹¹ Soiland, „Gender“, 18.

¹² So der Titel eines Sammelbandes zum Thema, herausgegeben von Casale/Forster, *Ungleiche Geschlechtergleichheit*.

¹³ Soiland, „Die Ungreifbarkeit postfordistischer Geschlechterhierarchie.“

in der übergeordneten theoretischen Debatte um die eigene Verfasstheit der romanistischen Literatur- und Kulturwissenschaften anzustoßen. Ich schlage eine feministische Stoßrichtung ein, die dem Gender-Begriff „eine zeitdiagnostische Reflexion“ der Theoriebildung unterzieht,¹⁴ um zu verstehen, warum und wie eine Vielfalt an geschlechtertheoretischen Zugängen und Konzeptualisierungen zustande und unter diversen Prämissen zum Einsatz kommt.¹⁵

Das Vorgehen setzt sich dabei zusammen aus überblicksartigen Skizzen und detaillierteren Analysen im Sinne einer reflexiven, (selbst-)eingebundenen Theoriebeobachtung. Aus dieser zirkulären Dynamik des Näher- und wieder Zurücktretens soll möglichst eine Verwobenheit entstehen.

An dieser Stelle möchte ich anmerken, dass ich Kultur und Literatur nicht als entkoppelt von gesellschaftlichen Verhältnissen verstehe, sondern als verankert in der kapitalistischen Arbeitsteilung, als situiert in diese sie mitbedingenden Produktionsverhältnisse.¹⁶ Ohne gewisse Eigendynamiken tilgen zu wollen, gilt es von dem bedenkenswerten Postulat einer Unabhängigkeit des Kulturellen, „der bürgerlichen Vorstellung einer ‚autonomen‘ Kultur“¹⁷ unter den Vorzeichen eines „kulturellen Materialismus“¹⁸ abzurücken.

Ein weiteres Ansinnen der folgenden Überlegungen führt dahin zurück, den eingangs angedeuteten Vereinnahmungstendenzen von Gender-Perspektivierungen, die feministische „Verpflichtungseffekte“¹⁹ vermeiden oder zur Entkopplung von Geschlechter- und Herrschaftsverhältnissen beitragen und damit vermachtete Dominanzverhältnisse und Privilegienstrukturen erkennen, entgegenzutreten. Der Argumentationsgang bleibt so einerseits aufmerksam für eine gesellschafts- und wissenschaftskritische Situierung und andererseits versucht er, den Dynamiken – und in gewisser Weise den Logiken

¹⁴ Soiland, „Gender“, 2.

¹⁵ S.a. hierzu vertiefend auch den Sammelband Dietze /Hark, Gender kontrovers. Genealogien und Grenzen einer Kategorie.

¹⁶ S.a. idem., 3.

¹⁷ Ibid.

¹⁸ Gemeint ist damit, dass „[...] eine Art stillschweigende Verschiebung im Materialitätsbegriff des Historischen Materialismus [also die Geschichtsauffassung des Marxismus] stattgefunden habe, worin ‚Materialität‘ nun nicht länger, wie in der marxistischen Tradition, die für die kapitalistischen Gesellschaften konstitutive Weise der Arbeitsteilung, die die Abschöpfung von Mehrwert erlaubt, bezeichne, sondern die Sedimentierung kultureller Normen.“ Idem., inhaltlich zitiert nach Hennessy, Profit and Pleasure, 59f.

¹⁹ So in der Einleitung des Bandes von Drews et al., Romanistik in Bewegung.

– der *travelling concepts* (Mieke Bal) und Rezeptionsmodi zu folgen.

3 Gender – theoretische Überlegungen und Kernparadigmen feministischer Theorie

Ehe sich feministische Diskurse entfalten konnten, waren Vorstellungen von ‚Geschlecht‘ und ‚Geschlechtlichkeit‘ bereits aus männlicher Perspektive vorgedacht. Die Geschichte der Frauen- und Geschlechterforschung hat also, wissenschafts- und realhistorisch gesehen, nicht voraussetzungslos begonnen.²⁰

Noch in den 60er Jahren unseres Jahrhunderts war der Begriff *gender* wie er heute im Sinn von ‚Geschlechterverhältnis‘ oder ‚soziokultureller Konstruktion von Sexualität‘ gebraucht wird, auch im angloamerikanischen Sprachgebrauch nahezu unbekannt. Der Begriff sollte – wie etwa ein Blick ins *Fowler's Dictionary of Modern English Usage* zeigt – ausschließlich zur Beschreibung innerhalb der Grammatik dienen.²¹

Allererst gilt es nun, Kernentwicklungen und Paradigmen feministischer Theoriebildung und der *Gender Studies* der letzten 40 Jahren, wie das Egalitäts- und Differenztheorem, die Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht, die Sex-Gender-Debatte, *Gender als interdependente Kategorie*²² und die Theorieansätze der Intersektionalitätsforschung zu beleuchten. Gleichwohl möchte ich diese Entwicklungen und die sich um sie rankenden Debatten mit Bezug auf Tove Soilands Anstöße und Überlegungen nicht als ausschließlich progressive Fortschrittserzählung verstanden wissen. Wenngleich heuristische Einteilungen unter pragmatischen Aspekten zentrale Merkmale zusammenführen – und hierin freilich stets begrenzt und begrenzendend bleiben – lässt sich keine einfache Entwicklungslinie ziehen oder können gar ausschließliche, konzeptuelle Ablösungsbewegungen konstatiert werden. Vielmehr handelt es sich um Kumulationen von Konzepten, haben sich die „Ansätze zu einem Neben- und Miteinander versammelt.“²³ die Widersprüchlichkeiten und theoretisch motivierte, unterschiedlich gelagerte Akzentuierungen einbringen. Das produktive Moment in diesen „[w]iderstreitende[n] Bewegungen“ verortet Sabine Hark als „eine spezifische Stärke von Feminismus, nämlich scheinbare Gewissheiten immer wieder neu zu verhandeln und dabei auch sich selbst

²⁰ Becker-Schmidt /Knapp, Feministische Theorien zur Einführung, 15.

²¹ Hof, „Die Entwicklung der Gender Studies“, 11-12.

²² Walgenbach et al., *Gender als interdependente Kategorie*.

²³ Nieberle, „Gender, wie's im Lehrbuch steht“, 20.

in Frage zu stellen. Und das gilt nicht nur für das feministische Denken, sondern auch für dessen institutionalisierte Gestalten wie den akademisch gewordenen Feminismus” und die Theoriebildung.²⁴

Im Folgenden sollen die Ausführungen darin konvergieren, eine Reflexion des Gender-Begriffs vorzunehmen, um diesen theoretisch produktiv zu machen für eine *Romanistik in Bewegung*, für romanistische Forschungen der Gegenwart und der Zukunft. Dass dabei eine materialistische Perspektive eingenommen wird, das heißt eine Perspektive, welche die Machtverhältnisse nicht aus dem Blick verliert und somit analytisch nicht dahingehend operiert, Literatur und Kultur aus ihren Entstehungszusammenhängen zu entführen oder gar Kategorien mit Verhältnissen verwechselt,²⁵ stellt hierbei – wie bereits ausgeführt – eine kraftschlüssige Verbindung dar. Meine eigene Positionierung in den *Gender Studies* verorte ich als feministisch, als kritische Einstellung gegenüber universalistischen Annahmen und sensibel für Partikularisierung sowie als Fähigkeit zur Selbstreflexion bzw. Revision eigener Ansichten vor dem Hintergrund widersprüchlicher Erfahrungshorizonte von FLTI* (FrauenLesbenTransInter*).

Mit feministisch meine ich auch, die Geschlechterverhältnisse in ihrer zweigeschlechtlichen Erwartungsanforderung bzw. Evidenz und oftmals ungebrochenen Heteronormativität im Blick zu haben und nach der Entlarvung, dem Erkennen von komplexen Verdeckungszusammenhängen und Mechanismen zu streben. Es gilt, nicht nur nach Effekten und Symptomen zu fragen, sondern deren Bedingungen und Bedingtheiten freizulegen und zu analysieren, um möglichst konzises Zusammenhangswissen herzustellen. Im Arendt’schen Sinne radikal zu denken, um in die Tiefe zu gehen, an die Wurzeln zu gelangen.

3.1 Gender-*turn*

Im Verlauf der 1980er bahnte sich ein geschlechtertheoretischer Paradigmenwechsel den Weg, der die Weichen stellte für den Vollzug des Gender-*turn* der 1990er Jahre.²⁶ Der Fokus verlagerte sich von der Frauen*- auf die Geschlechterforschung. Diese Verschiebung ließ nicht nur die Frauen*frage sowie die in den 1970er Jahren erstarkende Debatte

²⁴ Hark, „Widerstreitende Bewegungen“, 2.

²⁵ S.a. die differenzierten und stringenten Ausführungen bei Soiland, „Die Verhältnisse gingen und die Kategorien kamen.“

²⁶ S.a. ausführlicher z.B. Schmelzer, Gender Turn.

um die Neue Weiblichkeit implodieren, sondern bedingte in der Folge auch die sprechakttheoretisch unterfütterte Auffassung von der performativen Verfasstheit, der symbolischen Konstruiertheit der Geschlechter, wie sie in Anlehnung an die Geschlechtertheorie Judith Butlers²⁷ breite Anwendung findet. Entsprungen aus emanzipatorischen Absichten der Dekonstruktion von Geschlecht als essentialistischer, schicksalsträchtiger Gegebenheit verlagerte diese Gender-Konzeption die Fragestellungen auf die Existenz von (nur) zwei Geschlechtern. In der Konsequenz steht die Annahme der Geschlechter als gleichermaßen konstruiert im Vordergrund. In dieser Konstruktionsannahme gekappt wird die wirkmächtige, mehrdimensionale Hierarchie zwischen den Geschlechtern bzw. wird es schwieriger diese zu thematisieren. Auch die Fragen nach der Art und Weise bzw. nach der Rahmung dieser Konstruktion treten in den Hintergrund. Diese Rahmung bleibt unsichtbar und meint doch die recht ausschließliche Fokussierung auf geschlechtliches Rollenverhalten, Geschlechtsidentität und Geschlechternormen.²⁸

Im deutschsprachigen Raum fällt dieser Paradigmenwechsel [die Auffassung von der gesellschaftlichen Bedingtheit geschlechtlicher Positionen als Effekt von Sinnpraxen, was sich in der heute weitverbreiteten Rede vom Geschlecht als einem Diskurseffekt materialisiert] mit der Übernahme des *gender*-Begriffs zusammen, wobei zu betonen ist, dass es sich hierbei um ein sehr spezifisches, eben das im Umfeld der US-amerikanischen Cultural Studies entstandene Verständnis von *gender* handelt, für das im deutschsprachigen Raum paradigmatisch die Schriften Judith Butlers stehen [...].²⁹

Es ist wichtig zu betonen, dass es neben diesem Verständnis im Englischsprachigen auch ganz andere Verwendungsweisen des Begriffs *gender* gibt, die aber den Weg über den Atlantik bisher nicht gefunden haben. So meint *gender* in internationalen Frauennetzwerken oft einfach Geschlechterverhältnisse und ist damit sehr viel näher an einer marxistischen Tradition, wie sie im deutschsprachigen Raum durch Frigga Haug (2001) wiedergegeben wird.³⁰

In diesem postmodernen, poststrukturalistischen Horizont der Kontingenzen wurde auch die Pluralisierung von Identitätsentwürfen losgetreten, die

²⁷ S.a. z.B. Butler, Das Unbehagen der Geschlechter; Körper von Gewicht (im englischen Original 1990 und 1993).

²⁸ S.a. Soiland, „Gender“: Kritik oder Bestandteil, 2-3.

²⁹ Soiland, „Gender“, 2.

³⁰ Soiland, „Gender“, 25. S.a. weiterführend die hier erwähnten Arbeiten Haug, „Zur Theorie der Geschlechterverhältnisse“, Haug/ Hauser, „Marxistische Theorien und feministischer Standpunkt.“

gegen essentialistische Festschreibungen ins Feld ziehen. Auf theoretischer Rezeptionebene vollzog sich hier allerdings die nunmehr vorherrschende Durchsetzung der Essentialismuskritik zu Lasten der marxistischen Begrifflichkeit. Tove Soiland konstatiert: „Der Atlantik ist hier zu einer Art alchimistischem Labor geworden, das die gesellschaftlichen Verhältnisse bei Marx in zu dekonstruierende Identitäten verwandelte.“³¹ Ganz grundsätzlich stellt sich in Anbetracht dieser Eskamotierung die Frage, ob und inwieweit das prozessuale „Hegemonialwerden des dekonstruktiven Gender-Verständnisses“³² das Instabilwerden von Identitäten eine Passförmigkeit zur gesellschaftlichen Geschlechterordnung im Spätkapitalismus aufweist und im Zuge dessen womöglich „auf die veränderten Produktionsweisen des Spätkapitalismus und die damit einhergehende Entstandardisierung von Lebensformen zurückzuführen sei“³³ ob folglich „das Auftauchen pluraler Identitäten als Erfolg oder auch nur Effekt politisch-kultureller Kämpfe zu betrachten sei.“³⁴

3.2 Egalitäts- und Differenztheorem

Um die komplexen und sich widerstreitenden Denkweisen und Positionen nachvollziehen zu können, wird eine Hintergrundskizze der grundlegenden Entwicklungslinien zur Unterstützung angelegt. Die Spannung zwischen den sogenannten gleichheits- und differenzfeministischen Ansätzen steht relativ am Anfang der feministischen Theoriebildung und der *Gender Studies*; gleichwohl ziehen sich fragmentarische Aspekte dieser Eingangsdebatte weiterhin fort und prägen nach wie vor Ansichten, Argumentationslinien und Annahmen. Die teilweise paradoxe Mischung von gleichheits- und differenztheoretischen Positionen durchzieht Institutionen und folglich Begriffsbildungen bis heute: Die Dilemmata bestehen darin, dass sich Frauen* einerseits auf Frauen*erfahrungen oder Frau*sein beziehen und hier gleichwohl Gefahr laufen – würde der aktuell vorherrschende butlerianisch geprägte Gender-Begriff zugrunde gelegt werden – essentialistisch zu argumentieren und doch andererseits die sozial hergestellten Bedingungen traditioneller Weiblichkeit kritisieren und hierin auch die Verhältnisse verändern wollen.

³¹ Soiland, „Zum problematischen Cultural Turn in der Geschlechterforschung“, 23.

³² Soiland, „„Gender““, 4.

³³ Soiland, „Zum problematischen Cultural Turn in der Geschlechterforschung“, 25.

³⁴ Ibid.

Das Egalitätstheorem postuliert die prinzipielle Gleichheit zwischen den Geschlechtern unter universalistischen Aspekten. Im Vordergrund stehen die Bestrebungen nach Chancengleichheit und Gleichberechtigung. Im Zuge dessen stehen die Forderungen nach sphärenübergreifender Gleichbehandlung, gleichem Lohn, gleichen Bildungschancen, rechtlicher Gleichstellung etc. im Mittelpunkt. Frauen* werden, etwas simplifizierend gesagt, stärker als homogene Gruppe verstanden. Hingegen nimmt das Differenztheorem verstärkt die Verschiedenheit zwischen den Geschlechtern an und rückt die Forderung nach Gleichwertigkeit dieser Verschiedenheit in den Mittelpunkt. Frauen* werden hier eher als heterogene Gruppe verstanden. Der letztgenannte Ansatz unterteilt sich wiederum in essentialistische und konstruktivistische Rechtfertigungsmodelle.

Der essentielle Feminismus sieht den Körper und seine Biologie als Ursprung für die Verschiedenheit der Geschlechter, so dass diese Strömung auch als biologischer Determinismus bezeichnet wird. Als Grundlage für ungleiche Behandlungen versteht der konstruktivistische Feminismus soziale Zuschreibungen jeglicher Art. Den Markstein für diese Strömung hat Simone de Beauvoir in ihrem Werk *Le deuxième sexe* (1949) gelegt. Auch wenn sie darin biologisch determinierte sowie nicht biologisch bedingte Unterschiede der Geschlechter ausmacht, rechtfertigen diese jedoch in keiner Weise eine soziale Unterdrückung und Schlechterstellung von Frauen*. Beauvoir unterstreicht die universale, absolute gesellschaftliche Position des Subjekts, an dem sich Ideale und Normen ausrichten. Diese Vormachtstellung kommt dem Mann zu, das Subjekt ist männlich. Das „Andere“ wird hingegen der Frau* zugeschrieben und als minderwertig konzipiert. Diese Minderwertigkeitskonzeption dient als virulentes, sich hartnäckig haltendes Rechtfertigungsmodell für Mechanismen und Erscheinungsformen von Unterdrückung. Paradigmatisch für Beauvoirs Position ist der wohl bekannteste und eindringliche Satz ihres Werkes „Man wird nicht als Frau geboren, man wird es“.³⁵ Mit dieser Abkopplung des sozialen Geschlechts vom biologischen Körper hat Simone de Beauvoir die sozialkonstruktivistische Sichtweise auf die Geschlechter eingeführt und Grundlage für die späteren Begriffe Gender und Sex geschaffen.

Der Gedanke der sozialen Bedingtheit der Geschlechtsrolle stellte insbesondere in den 1950er und 1960er Jahren einen Befreiungsschlag

³⁵ Beauvoir, Das andere Geschlecht, 334.

für Frauen* dar.³⁶ Bezeichnend ist, dass Iris von Rotens Buch *Frauen im Laufgitter. Offene Worte zur Stellung der Frau* – welches 1958 erschien, also nur einige Jahre später als de Beauvoirs *Le deuxième sexe* – kaum Beachtung gefunden hat und bis heute im vergessenen Zeitschacht der Rezeption harrt. Früh führt von Roten den Begriff der „Lebensverhältnisse von Frauen“ ein, die sie im „Apparat der Männerherrschaft“ situiert und als von Fürsorgeleistungen und -erwartungen bestimmt sieht.³⁷ Radikal und eloquent leistet sie – geradezu im Alleingang – eine ihrer Zeit vorauselende und vor allem tief schürfende materialistisch-feministische Kritik und Anprangerung der „gesellschaftlichen Entwurzelung der Frauen infolge ihrer grundsätzlichen Berufslosigkeit“³⁸ die vieles der erstarkenden feministischen Debatten der 1970er Jahren vorwegnahm, allerdings zu einem historisch und gesellschaftlich anders gelagerten Zeitpunkt.

3.3 Aspekte der Sex-Gender-Debatte

Es war Gayle Rubin, die dann im Jahr 1975 mit ihrem Aufsatz „Frauentausch. Zur ‚politischen Ökonomie‘ von Geschlecht“ auf die Existenz eines „Sex-Gender-Systems“ aufmerksam gemacht hat, um die Verhältnisse thematisieren zu können, in denen „Frauen zu unterdrückten Frauen werden.“³⁹ In der Notwendigkeit der Trennung von Sex und Gender erkannte sie eine Zweckmäßigkeit. Die Gegenüberstellung war mit dem Anspruch verknüpft, Aufmerksamkeiten und Auseinandersetzungen auf die sozio-kulturelle Konstruktion von Sexualität zu lenken und Heteronormativität zugleich als Voraussetzung und Konsequenz geschlechterdualistischer Reproduktionsfunktionen⁴⁰ zu fassen. Schlicht umschrieben wurde Sex mit dem (biologischen) Körper gleichgesetzt und Gender als die Geschlechtsrolle verhandelt. Dieser ersten Auffassung zufolge bezieht sich die vermeintlich ahistorische Kategorie Sex auf die körperlich-biologische Differenz zwischen ‚männlichem‘ und ‚weiblichem‘ Geschlechtskörper. Infolgedessen impliziert der Begriff Gender hier, dass Weiblichkeit und

³⁶ Für eine breitere Diskussion und Ausführung siehe Kerner, „Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht“ und Becker-Schmidt /Knapp, Feministische Theorien zur Einführung, insbesondere Kapitel 2 „Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht“, 65-104.

³⁷ Von Roten, *Frauen im Laufgitter*, 6.

³⁸ Idem., 158.

³⁹ Rubin, „Der Frauentausch“, 70.

⁴⁰ S.a. Kerner, „Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht“, 7.

Männlichkeit das Ergebnis kultureller und zeitgebundener Konstruktionen sind.⁴¹ Dass Sex und Gender folglich in einem System fungieren, stellte ein neues Erklärungsmuster dar für geschlechtsspezifische Differenzierungen. Diese wiederum bilden scheinbar eine konstitutive Organisationsform für die Entstehung von Gesellschaft und Kultur.⁴² Zweitens zirkuliert die Auffassung von Sex als Teilmenge von Gender. Mit Sex wird hier die naturalisierte Form eines Gender-Verständnisses gemeint, wie dies zum Beispiel Linda Nicholson mit der Entwicklung ihres Begriffs der „biologischen Fundierung“ nachweist.⁴³ Innerhalb dieser Auffassung entfaltet Gender ein ganz bestimmtes Geschlechterverständnis, das sich aufspaltet in verschiedene Gender-Dimensionen. Diese Dimensionen umfassen die Identität sowie die materiellen Ordnungen (Arbeitsteilung, Fürsorgeverhältnisse etc.) und symbolischen Ordnungen (Bedeutungen, Zuweisungen etc.). Als dritte Konzeptualisierung gibt es die Ebene der intensiven und vielschichtigen Debatte um interdependente Kategorien, in welcher nicht nur die Kategorien Sex und Gender als sich gegenseitig bedingend und auf vielen weiteren Mikroebenen miteinander verwoben, verschränkt oder verzahnt verstanden werden. Sex und Gender als interdependente Kategorien zu begreifen, impliziert eine notwendig gewordene Kritik am Sex-Gender-System, das spätestens seit Judith Butlers Meilenstein *Gender Trouble / Das Unbehagen der Geschlechter* (1990) eine grundlegende theoretische Erneuerung erfahren hat, die darauf abzielt, die Kontingenz und Konstruktion von Sex und Gender zu analysieren.

3.4 Das Theorem der sexuellen Differenz

Das Theorem der sexuellen Differenz geht aus einer feministisch-psychoanalytischen Lacan-Rezeption hervor, die maßgeblich von Luce Irigaray getragen wurde. Lacans sogenannte „Formeln der Sexuierung“, die er in seinem zwanzigsten Seminar *Encore* 1972/73 postuliert hat, ermöglichen eine nicht biologische begründete Theoretisierung der Geschlechterdifferenz auf der Grundlage der Annahme von Geschlecht als sprachlicher Position.⁴⁴ Diese Errungenschaft einer nicht-essentialistischen Konzeptualisierung von Geschlecht wurde im Umfeld der französischen Psychoanalyse von

⁴¹ Kroll, Gender Studies, 357.

⁴² S.a. Hof, „Die Entwicklung der Gender Studies“, 13.

⁴³ Nicholson, „Was heißt ‚gender‘?“, 192.

⁴⁴ S.a. Soiland, „Jenseits von Sex und Gender“, 102.

sozialistischen Feministinnen und Theoretiker*innen wie Joan Copjec, Juliet Mitchell, Geneviève Fraisse u.a. aufgenommen, die sich mit dem Argument eines nicht ausreichenden „Verständnis[ses] psychischer Mechanismen im Prozess geschlechtlicher Hierarchisierung“ gegen einen soziologischen Gender-Begriff wendeten.⁴⁵ Indem sie „[...] bewusst von sexueller Differenz und nicht von Gender-Sprachen, waren [sie] 1978 vermutlich die ersten, die beanspruchten im Rahmen der feministischen Theorie einen nicht-essentialistischen und damit konstruktivistischen Begriff von Geschlecht zu formulieren.“⁴⁶ Tove Soiland weist auf den rezeptionsgeschichtlichen Blick hin, der zeigt, dass die wirkmächtige Idee der sprachlichen Konstruiertheit der Geschlechter im Paradigma der sexuellen Differenz ihren Ausgang nahm. Judiths Butlers Geschlechtertheorie und das dekonstruktive Gender-Verständnis erweisen sich als verankert in den Auseinandersetzungen mit dem Begriff der sexuellen Differenz und erklären so auch Butlers intensive Beschäftigung mit Lacan.⁴⁷ In der Kontroverse zwischen *Cultural Studies* und Ansätzen aus der (französischen) Psychoanalyse hat sich, so Soiland, ein rezeptionsgeschichtlicher Übergang vom französischen *sujet* ins englische *identity* vollzogen. In diesem Bedeutungswandel – und ich folge hier Soilands Scharfsicht – ist der Umstand verloren gegangen, „dass für Lacan das Subjekt gerade das Scheitern ist, eine Identität anzunehmen. Und dementsprechend tritt Sprache bei ihm auch nicht auf um festzulegen, sondern sie ist integral für dieses Scheitern zuständig.“⁴⁸

3.5 Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht

Ausgehend von der Annahme über den Konstruktionscharakter von Geschlecht als integralem Bestandteil des dekonstruktivistisch gelagerten Gender-Verständnisses löste vor allem die US-amerikanische Theoriebildung mit Blick auf die *Cultural Studies* seit den 1980er Jahren den bereits diagnostizierten Perspektivenwechsel aus. Weniger die Folgen, sondern verstärkt die Voraussetzungen zweier Geschlechter – die heteronormativ überformte Zweigeschlechtlichkeit und Zwei-Geschlechter-Ordnung – und deren Repräsentanz(en) stehen im Mittelpunkt der Analyse. Unter diesen Vorzeichen geht es um die „[...] Untermindierung universalisierender

⁴⁵ Ibid.

⁴⁶ Ibid.

⁴⁷ S.a. idem., 101–105.

⁴⁸ Idem., 105.

Bedeutungsgehalte in Konzeptionen von Geschlechterdifferenz [...],”⁴⁹ folglich um die Bedeutung von Geschlechterdiskursen und Geschlechterverhältnissen im Konstitutionsprozess moderner Gesellschaften. Integraler Bestandteil des theoretischen Zuschnitts sind damit auch Kontextbindungen: Soziale sowie kulturelle Heterogenität stehen im Vordergrund. Gestützt sind diese Überlegungen auf die Voraussetzung, dass jede Unterscheidung auf eine symbolische Ordnung und gesonderte Verhältnisse zugreift, in denen genau diese Differenzen bedeutungsvoll sind.⁵⁰ In den Worten der Literaturwissenschaftlerin Barbara Vinken „[g]ewinnt [d]ie Politik des Feminismus [...] durch die Dekonstruktion einen Ansatz, Instrumente der Analyse, Fähigkeit zum anderen Lesen; das heißt vor allen Dingen die Möglichkeit, die herrschende Ordnung der Dinge, statt sie zu naturalisieren, zu unterminieren.“⁵¹ Die Strömung des dekonstruktivistischen Feminismus fußt auf dem frühen Beauvoir’schen konstruktivistischem Feminismus und gründet darauf, sowohl *Sex* (biologisches Geschlecht) als auch *Gender* (soziales, kulturelles Geschlecht) als gesellschaftliche Konstrukte aufzufassen. Differenz und Vielfalt zu ermöglichen und zu verstehen, dass Identitäten temporär auch wandelbar sind, sowie Heteronormativität zu kritisieren, sind Anliegen, die im Zentrum dieser Stoßrichtung liegen. Insbesondere das Anprangern der Zweigeschlechtlichkeit als Norm und deren Überwindung durch Vielgeschlechtlichkeit und Ablösung durch multiple Geschlechter bzw. das Verflüssigen von Geschlecht nehmen viel Denk- und Handlungsräum ein. Nadine Lantzsch weist allerdings – in eine ähnliche Richtung wie Vinken zielend – darauf hin, dass es im Dekonstruktivismus nicht

[...] um die Abschaffung begrifflicher Grundlagen [geht]. Vielmehr geht es um die Untersuchung, wie sich Wissen und Macht zueinander verhalten und wie Subjekte in dieses Geflecht eingebunden sind. Wie werden Ausschlüsse produziert, was bleibt in der Formulierung von Gesellschaftskritik ungesagt und intransparent? Dekonstruktivismus ermöglicht eine kritische Relektüre des bereits Gedachten und Gesagten und macht so in der Konsequenz die Widersprüchlichkeit, die Heterogenität und Komplexität gesellschaftlicher Phänomene sichtbar.⁵²

In diesem Sinne hieße „[d]ekonstruktivistische Perspektiven im feministischen

⁴⁹ Becker-Schmidt /Knapp, Feministische Theorien zur Einführung, 66.

⁵⁰ S.a. idem., 67.

⁵¹ Vinken, Dekonstruktiver Feminismus, 22-23.

⁵² Lantzsch, „Die Befreiung einiger auf Kosten vieler“, 2.

Denken und Handeln einzunehmen [...], die Gleichzeitigkeit, Verwobenheit und Überlagerung von Unterdrückungs- und Dominanzverhältnissen mitzudenken und kritisch gegen sich selbst zu wenden, um diese konsequent zu kritisieren.”⁵³

Grob eingeteilt, können zwei Zugänge zur dekonstruktivistisch intendierten Destabilisierung von unterdrückenden Strukturen, Mechanismen und wirkmächtigen Zusammenhängen unterschieden werden: Zum einen wäre das Konzept des ‚strategischen Essentialismus‘ zu nennen; dieses geht auf Gayatri Chakravorty Spivak zurück. Vertreten wird hier ein dekonstruktivistischer Ansatz aus postkolonialer, subalterner Perspektive, welcher Identität als konstruiert versteht, dabei jedoch den Fokus auf die politische Notwendigkeit legt, sich in Identitäten hineinzudenken. Hiernach handelt es sich um ein zeitweiliges Hineinfühlen und Einlassen aus strategischen Gründen, das so nicht zuletzt auf die Entlarvung von Identitätskonstruktionen zielt.⁵⁴ Zum anderen gibt es das von Judith Butlers Denken und ihrer Geschlechtertheorie imprägnierte Bekenntnis zu einer strategischen Vorläufigkeit des Zeichens – anstatt eines strategischen Essentialismus. Demnach ginge es darum, „[...] eine doppelte Bewegung zu erlernen: die Kategorie anzuführen und dementsprechend eine Identität vorläufig zu stiften und die Kategorie gleichzeitig als einen Ort der dauernden politischen Auseinandersetzung zu öffnen.“⁵⁵ Durch diese Unabgeschlossenheit und Prozesshaftigkeit des Zeichens kann Identität zu einem Schauplatz der beständigen Anfechtung und Revision werden. Einen weiteren Anknüpfungspunkt aus queerer und postkolonialer Perspektive bietet hierfür José Muñoz’ anti-identitärer Ansatz der *Disidentification*, der zugleich intersektionale Strategie ist. Nach Muñoz erlaubt *Disidentification* dem Subjekt, den Anrufungen⁵⁶ der dominanten Ideologie zu widerstehen oder sie bestreiten zu können, diese auch (öffentlich) zu kritisieren und der Unsichtbarkeit bzw. Nicht-Differenzierung, aber auch den gewaltsamen

⁵³ Idem., 3.

⁵⁴ S.a. Spivak, „Subaltern Studies“, 214-215.

⁵⁵ Butler, Körper von Gewicht, 303.

⁵⁶ Der Begriff der Anrufung wird hier im Sinne Louis Althusers verstanden und meint einen Subjektivierungsmechanismus. „Die Ideologie ruft die Individuen als Subjekte an.“ Althusser, „Ideologie und ideologische Staatsapparate“, 140. Ausgehend von Marx’scher Staatstheorie hat Althusser ein Ideologiekonzept entwickelt, dass die intrinsische Verbindung von Ideologie und Subjektkonstitution verdeutlicht. Durch die „Anrufung“ (*Ibid.*) können Subjektpositionen wechseln, sich verschieben. Nicht zuletzt daher ist auch die konkrete Unterscheidung zwischen Individuum und Subjekt wichtig, zitiert nach Hettmann, „Genderqueere Positionen“, 212-213.

Attacken zu entgehen, denen minoritäre Subjekte ausgesetzt sind.⁵⁷

Allerdings sind wir nunmehr an einem Punkt angekommen, den ich als theoretisches Blockiermoment bezeichnen möchte: Denn die Annahmen über Subjektivierungsprozesse könnten widersprüchlicher nicht sein, je nachdem ob ein psychoanalytisches Subjektverständnis vorausgesetzt wird oder der subjektivierende Aspekt auf die Formung von kohärenter Geschlechtsidentität unter den Konstitutionsmechanismen der ideologischen Anrufung rekurriert. Kurz gesagt: Das multiple, hybride Subjekt ist nicht mit dem gespaltenen, psychoanalytischen Subjektverständnis identisch.

Es ist dieses Konzept [...], das den Hauptunterschied zwischen dem Subjektverständnis der Cultural Studies und demjenigen der Psychoanalyse markiert. Denn dieses führt letztlich dazu, das gespaltene Subjekt der Psychoanalyse durch ein von sozialen Diskursen durchzogenes Subjekt, das somit nicht gespalten, sondern multipel wäre, zu ersetzen [...].⁵⁸

Angesiedelt auf der Hauptargumentationslinie des vorliegenden Textes – und an der Stelle sodann auch in der Funktion eines Zwischenfazits – soll in den Analysespuren von Tove Soilard, und etwas zugespitzt formuliert: auf das Vonstattengehen universitärer, akademischer, aber in gewisser Weise auch subkultureller, individueller und gruppaler Entwicklungsdynamiken im Horizont eines möglichen Hegemonial-Werdens des dekonstruktiven Gender-Verständnisses aufmerksam gemacht werden:

Die Vorstellung von der Dekonstruierbarkeit geschlechtlicher Positionen und damit von der Verhandelbarkeit des eigenen geschlechtlichen Seins ist selbst zu einer Subjektivierungsweise geworden, die [...] sich bestens in die Erfordernisse spätkapitalistischer Produktion einpasst, ja dieser am ehesten entspricht.⁵⁹

Mit Hegemonial-Werden meint Soilard das Entschwinden der differenziert theoretischen Prämissen, die diesem Verständnis zugrunde liegen, aus den akademischen Debatten und dem Bewusstsein⁶⁰ – Dynamiken des Entschwindens, denen der vorliegende Artikel durch ausführliche Diskussion der verschiedenen Paradigmen entgegenwirken möchte.

⁵⁷ S.a. Muñoz, *Disidentifications*, 97; zitiert auch nach Hettmann, „Genderqueere Positionen“, 213. Für eine literaturwissenschaftliche Übertragung und Analyse der skizzierten Ansätze, s.a. idem., 206–216.

⁵⁸ Soilard, „Jenseits von Sex und Gender“, 109.

⁵⁹ Soilard, „Queer, flexibel, erfolgreich“, 3.

⁶⁰ S.a. Soilard, „Jenseits von Sex und Gender“, 100.

3.6 Intersektionalität

The way I try to understand the interconnection of all forms of subordination is through a method I call ‘ask the other question.’ When I see something that looks racist, I ask, ‘Where is the patriarchy in this?’ When I see something that looks sexist, I ask, ‘Where is the heterosexism in this?’ When I see something that looks homophobic I ask, ‘Where are the class interests in this?’⁶¹

Der Begriff der Intersektionalität wird insbesondere von Kimberlé Crenshaw im Rahmen der *Critical Race Theory* eingeführt, um den Zusammenhang von *race* bzw. Rassifizierungsprozessen und Geschlecht im Kontext von Gewalt gegen Women of Color zu beschreiben. Intersektionalität fasst die Mehrdimensionalität bzw. Verwobenheit oder Verschränkung von Diskriminierungen ein. In Anlehnung an Matsuda geht es um das methodische Vorgehen, die „andere Frage zu stellen.“ Intersektionale Herangehensweisen zielen auf die Möglichkeit der breiteren Verwendung des Begriffs zur Vermittlung der Spannung zwischen multiplen Identitäten, Identitätspolitik und kulturellen Implikationen ab.⁶² An dieser Stelle soll darauf hingewiesen werden, dass intersektionale Perspektiven im Sinne von einer Auseinandersetzung mit einem dominanten weißen Feminismus und epistemischer Gewalt, nicht zuletzt aus der Stoßrichtung des *Black Feminism*/schwarzen sowie nicht-westlichen Feminismus genauso alt wie der Feminismus selbst sind, allerdings erst mit der Frauen*bewegung ab den 1960er Jahren eine stärkere Aufmerksamkeit und später Institutionalisierung und Akademisierung erfahren haben. Bereits 1851 hat die Abolitionistin Sojourner Truth mit ihrer Rede „Ain’t I a Woman?“ die Grundlage für die Unabdingbarkeit intersektionaler Perspektiven gelegt. Bell hooks veröffentlicht dann im Jahr 1981 in Anlehnung an Truths Rede ihr Buch *Ain’t I A Woman – Black Women and Feminism*. Davor, im Jahr 1977 meldeten sich auch afroamerikanische, lesbische Frauen* vom Combahee River Collective zu Wort und führten den Begriff der „interlocking simultaneous oppressions“ ein.⁶³ Daran knüpft wiederum bell hooks an, wenn sie den Begriff der „interlocking systems“ vorschlägt, um Mehrfachdiskriminierungen zu fassen.

⁶¹ Matsuda, „Beside my Sister“, 1189.

⁶² S.a. Crenshaw, „Mapping the Margins“, 374–376.

⁶³ Combahee River Collective, „A Black Feminist Statement“, 261. An dieser Stelle wären auch die Perspektiven und (literarischen) Reflexionen von Cherrie Moraga und Gloria Anzaldúa, insbesondere ihre bahnbrechende Anthologie *This bridge called my back: writings by radical women of color* (1981), zu nennen.

Darüber hinaus sind in diesem Kontext auch die Arbeiten von Patricia Hill Collins, insbesondere *Black Feminist Thought: Knowledge, Consciousness and the Politics of Empowerment* (1990) zu nennen. Immer wieder fokussiert Collins das Lebenswissen von *Women of Color* als Grundlage zur Befähigung, Kritik am „white supremacist capitalist patriarchy“⁶⁴ zu äußern. Der Begriff der Interdependenzen rekurriert auf die epistemischen Errungenschaften der Intersektionalitätsforschung, die sich aus politischen, schwarz-feministischen, abolitionistischen, *cripple*, antisemitischen und antimuslimischen Emanzipationsbewegungen entwickelt hat, grenzt sich aber mit seiner eigenen Begriffshervorbringung, Konzeptualisierung und Theoretisierung nichtsdestotrotz etwas von diesen Wurzeln ab und muss sich daher – nicht von ungefähr – einer Kritik der *Critical Whiteness Studies* erwehren.⁶⁵

Nach Leslie McCall lassen sich zur Intersektionalität drei Zugangs- oder Interpretationsweisen unterscheiden. Mit dem anti-kategorialen Zugriff setzen sich vor allem poststrukturalistische Strömungen in kritischer Weise mit Differenzkategorien auseinander. Es geht um die Kritik von Identitätskonstruktionen und damit einhergehenden Ausschlüssen, denen mit Dekonstruktion begegnet wird. Bei der intra-kategorialen Konzeptualisierung stehen insbesondere die Differenz und Ungleichheit im Rahmen einer der jeweiligen Kategorien im Vordergrund. Im Zuge dessen rückt verstärkt die Unterschiedlichkeit von Frauen* als integrales Problem ins Blickfeld. Der inter-kategoriale Zugriff zielt auf intersektionale Analysen mit gesellschaftstheoretischem Anspruch; die Wechselwirkungen zwischen Ungleichheitsdimensionen rücken verstärkt ins Blickfeld. Kategorien werden als Orte der Ungleichheit vorausgesetzt. Die Umsetzung gestaltet sich schwierig, weil dazu theoretisch, methodologisch und auch empirisch heterogenes Wissen zusammengeführt und verbunden werden muss.⁶⁶ Mittlerweile findet die Intersektionalitätsforschung verstärkt zur literatur- und kulturwissenschaftlichen Anwendung. Oftmals unspezifisch oder kaum reflektiert bleibt dabei die Zugangsweise, das anti-kategoriale Verständnis scheint dominant zu sein.⁶⁷

⁶⁴ Hooks, Feminism is for everybody, 4, 70-72.

⁶⁵ S.a. zur kritischen Weißseinsforschung z.B. Eggers et al., Mythen, Masken und Subjekte.

⁶⁶ S.a. McCall, „The Complexity of Intersectionality“, 1777–1792.

⁶⁷ S.a. Soiland, „Gender“, 1.

3.7 „Gender als interdependente Kategorie“

Die Auseinandersetzung mit und Theoretisierung über die Interdependenzen von Gender im Kompendium *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität* (Walgenbach/Dietze/Hornscheidt/Palm 2007) verstehen sich als Reaktion auf das häufig unbefriedigende Begriffsangebot in akademischen Publikationen zu Gender und dessen oftmals geringe theoretische Tiefenschärfe in Formulierungen und Begrifflichkeiten wie beispielsweise Zusammenhang von Gender mit anderen hierarchischen Kategorien oder „*Verwobenheit* [...] *Verschränkungen*, *Interferenzen* oder *Verquicken*.⁶⁸ „Gender [werde] zwar nicht mehr isoliert von anderen hierarchischen Kategorien konzeptualisiert, doch tendenziell [wird] von einem genuinen Kern aus[gegangen], welcher sich eben dann mit anderen Kategorien ‚verbindet‘, ‚verkettet‘, oder ‚verschränkt‘.“⁶⁹ Dieser vermeintlich genuine Kern kann zu Privilegierungen und Zentrierungen führen oder auch zu Stabilisierungen durch Annahmen von Entitäten, die sich verbinden oder verquicken, anstatt diese zu hinterfragen.⁷⁰ Als ebenfalls problematisch erachtet werden Konzeptualisierungen von Machtverhältnissen als Linien oder Relationen, die sich durchkreuzen, überlagern oder schneiden. Denn es bliebe unklar, was sich überschneide: „Kategorien, Achsen, Relationen, Prozesse oder Identitäten?“⁷¹ In Abgrenzung zu diesen Theoretisierungen und aufgrund genannter Kritikpunkte lässt der entwickelte Begriff der Interdependenzen mehr Produktivität vermuten. Dieser fokussiert die „*gegenseitige Abhängigkeit* von sozialen Kategorien und stellt damit die komplexen Beziehungen von Dominanzverhältnissen in den Vordergrund.“⁷² Die Vorstellung eines genuinen Kerns von Kategorien wird somit in Frage gestellt. Walgenbach begreift soziale Kategorien in einem konstruktivistischen Sinne als heuristische Instrumente, die nicht essentiell oder ontologisch vorgegeben sind:

Gender muss als interdependente Kategorie gesellschaftlich produziert, d.h. in Verbindung mit gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen reflektiert werden. Sie ist folglich hervorgebracht durch materielle Strukturen, entwickelt sich

⁶⁸ Walgenbach, Gender als interdependente Kategorie, 59, Herv. K.W.

⁶⁹ Idem., Herv. K.W.

⁷⁰ S.a. Ibid.

⁷¹ S.a. idem., 61.

⁷² S.a. idem., Herv. K.W.

abhängig von sozialen und geographischen Kontexten, hat sich im historischen Verlauf herausgebildet und ist das veränderbare Ergebnis von sozialen Kämpfen.⁷³

Die theoretische Konzeptualisierung und das Verständnis von „Gender als interdependent Kategorie“ schlägt die Brücke zu queer-feministischen Perspektiven.

3.8 Queer-feministische Perspektiven

„Gerade die Vielheit der Stimmen teilt der Feminismus mit dem Queerismus“ so Tim Stütgen.⁷⁴ Queere Theorie thematisiert schwerpunktmaßig Widersprüche zum dominanten Diskurs der *weißen* patriarchalen Heteronormativität. Queer – eventuell ableitbar von deutsch quer, englisch seltsam, sonderbar, merkwürdig, eigen(tümlich), exzentrisch, homosexuell, auch gefälscht, fragwürdig – hat seine positive Umdeutung der subkulturellen Aneignung zu verdanken. Davor wurde der Begriff abwertend für der*die Homosexuelle gebraucht und war somit Ausdruck und Teil gesellschaftlicher Stigmatisierung, Diskriminierung, Marginalisierung und Exklusion. Als *umbrella term* bzw. Überbegriff für Lesben, Bisexuelle, Schwule, Transgender, Agender*, Trans*Personen, Inter* und andere Selbstbezeichnungen bzw. Selbstpositionierungen meint queer auch die Möglichkeiten, die mit den sexuellen und geschlechtlichen Artikulationen auftauchenden Intersektionalitäten/Interdependenzen von Ethnizität, Klasse, race/Rassifizierungsprozessen, Migration, Klasse, Alter, Behinderung/ Befähigung, Religion, Nationalität, Generation, Region zu thematisieren. Ausgehend von der realen Wirkungsmacht identitärer Kategorien und der daraus resultierenden Repression bzw. Privilegierung versucht queere Theorie diese Kategorien und ihre Intersektionalität zu analysieren und zu dekonstruieren. Als Voraussetzung politischen Handelns wird hierbei die Wichtigkeit betont, eine marginale Identität zu entwerfen und zu formulieren:

Partiell gegenläufig zur koalitionsorientierten Verwendung des Begriffs wurden im Rahmen der theoretischen Profilierung der Queer Studies insbesondere seine identitätskritischen und denaturalisierenden Potentiale entfaltet: Im Rekurs auf poststrukturalistische Konzepte der Identitätskritik sind die Prozessualität und Performativität von Geschlecht und Begehrten, die instabilen und komplexen

⁷³ Idem., 62.

⁷⁴ Stütgen, „Die Sehnsucht nach dem feministischen Hauptwiderspruch“, 3.

Beziehungen dieser Kategorien zueinander sowie die Brüchigkeit, Heterogenität und Vielschichtigkeit von Identifizierungen akzentuiert worden.⁷⁵

Queer Theory und queer-feministische Perspektiven sind von tragender Bedeutung für die Entlarvung der heterosexuellen Matrix.

Diese ist das in die kulturelle Konzeption der Zweigeschlechtlichkeit eingeschriebene Normensystem, das Subjekte in Heterosexualität hinein zwingt [sic]. Dem stellt queer theory den Versuch gegenüber, verschiedene Differenzen und die damit verbundenen Machtgefälle zusammen zu denken. Queer wohnt die Hoffnung inne, Differenz/en nicht als Abweichung von einer Norm wahrzunehmen, sondern als vielschichtige Wesen zu sein und zu werden. Queer theory kritisiert somit auch in fundamentaler Weise die Kategorie der ‚Identität‘ und verweist auf das damit zusammenhängende Dilemma der Identitätspolitik. *Gender-Parodie* wird als Mittel subversiver Politik und Medium der Umdeutung und Aneignung von Traditionen und Begriffen vorgestellt.⁷⁶

Auf dem Weg zum Ende des Argumentationsgangs gliedern sich hieran feministisch-materialistische und subjekt-kritische Nachfragen an: Die Inklusivität und das dynamische, offene und unabschließbare Sinngefüge von queer ist nicht nur Grund für Hoffnung auf Komplexität, Vielseitigkeit und Facettenreichtum, sondern auch Veranlassungsmoment für kritisches Innehalten und Distanznahme. Es geht darum, zu verstehen, dass das Abheben auf die Differenzen nicht in eine unkritische Akkumulationsfeier des Differenten abdriftet und so mit der pluralen Geschlechterordnung eine Systemkonformität eingeht, dieser gar zuspielt, weil das hierarchische Geschlechterverhältnis vermeintlich dynamisiert werden kann.⁷⁷ Im Sinne eines *free floating signifier* kann queer als „postmoderner Differenzfetischismus“⁷⁸ instrumentalisiert werden. Queere und queer-feministische Perspektiven – gerade auch in den Literatur- und Kulturwissenschaften – sollten den Blick weiten können und in der Fokussierung auf die Konstitution von Geschlechtsidentität, Begehrensfomren, Sexualität, sexuelle Identität bzw. Verhaltens- und Lebensweisen nicht die Bedingungen für ihre Hervorbringung aus den Augen verlieren. In der Konsequenz würde das bedeuten, Identitäten nicht

⁷⁵ Kroll, Gender Studies, 327 und ausführlicher Jagose, Queer Theory.

⁷⁶ Holzleithner, „Die Queer-Debatte“, 15-16.

⁷⁷ S.a. hierzu kritisch und differenziert Engel, Wider die Eindeutigkeit, Idem., Bilder von Sexualität und Ökonomie.

⁷⁸ Holzleithner, „Die Queer-Debatte“, 17.

mit Subjektivierungsweisen gleichzuschalten und ökonomische Verhältnisse nicht als Rollenverhalten, als Identitätszuweisung umzudeuten.⁷⁹

Zusammenfassend möchte ich an dieser Stelle gerne festhalten, dass es wichtig ist, zu verstehen, dass Kategorien nicht mit Verhältnissen gleichzusetzen oder gar zu verwechseln sind. Obzwar Kategorien in vermachteten Strukturen und Verhältnissen entstehen, sind diese nicht gleich ursächlich für die Machtrelationen. Grundlegende Aspekte und das Verständnis der intersektionalen/interdependenten Ansätze sind notwendig, um so den Blick für die inhärenten Intersektionalitäten von Kategorien zu schärfen ohne dabei jedoch die Bedingtheiten kollektiver Betroffenheitslagen bzw. Involviertheiten zu übersehen. Ein Verständnis von Gender als intersektionaler/interdependenten Kategorie bietet Anknüpfungspunkte an die postkoloniale Theoriebildung und queere bzw. queer-Feministische Perspektiven ohne die Machtstrukturen und Herrschaftsverhältnisse auszublenden. In dieser theoretischen Ausrichtung werden auch Bezugslinien zur Romanistik offensichtlicher: Denn während feministische Literaturwissenschaften und -theorie stärker den Diskurs der Frauen* und das Geschlechterverhältnis ins Blickfeld rücken sowie patriarchale Ideologien sichtbar machen und denaturalisieren möchten, thematisiert queere Theorie schwerpunktmäßig Widersprüche zum dominanten Diskurs der weißen patriarchalen Heteronormativität.⁸⁰ Kanonrevisionen und -erweiterungen sind Anspruch und Ziel beider Ansätze.

4 Kurze Verhältnisbestimmung von Literatur und Gesellschaft

¿por qué grita esa mujer?

¿por qué grita?

¿por qué grita esa mujer?

andá a saber

[...]⁸¹

,Woman‘ is not each one of us, but the political and ideological formation which negates ,women‘ (the product of a relation of exploitation). ,Woman‘ is there to confuse us, to hide the reality ,women‘. In order to be aware of being a class and become a class we first have to kill the myth of ,woman‘ including its most seductive aspects (I think about Virginia Woolf when she said the first task of a woman writer

⁷⁹ S.a. Soiland, „Queer, flexibel, erfolgreich“, 3. S.a. hierzu ausführlicher Hark, Devianten Subjekte.

⁸⁰ S.a. Hooks, Feminism is for everybody, 70.

⁸¹ Thénon, Ova completa, 7f.

is to kill ‚the angel in the house‘). But to become a class we do not have to suppress our individual selves, and since no individual can be reduced to her/his oppression we are also confronted with the historical necessity of constituting ourselves as the individual subjects of our history as well. I believe this is the reason why all these attempts at ‚new‘ definitions of woman are blossoming now.⁸²

Susana Thénons Zeilen und Virginia Woolfs Diktum haben wenig an Relevanz eingebüßt. Dasselbe gilt für Wittigs scharfsinnige Beobachtungen. Werden allerdings „geschlechtliche Positionen primär als Effekt ‚disziplinierende(r) Vereindeutigungs- und Vereigenschaftlichungs-Prozesse‘“ verstanden, „[...] wird überhaupt die Thematisierung eines grundlegenden Androzentrismus in den kulturellen Organisationsformen resp. den ökomischen und gesellschaftlichen Austauschsystemen unserer Gesellschaft schwierig.“⁸³ Diese Entwicklung trifft auch für das gesamte literarische Feld zu. Gesellschaftliche Dynamiken wirken auf Literatur ein, stehen in einem Wechselverhältnis zueinander: Resonanzräumen gleich. Die Tragweiten ihrer Konsequenz aber sind noch nicht genauer bestimmt worden. Fest steht: Trotz queer-feministisch intersektionalen Interventionen und durch postkoloniale und post/migrantische Ansätze der *Cultural Studies* ausgelöste Öffnungsprozesse bleibt der Kanon erstaunlich weiß, hetero, männlich. Wenn dekonstruktivistisch operierende Literatur- und Kulturwissenschaften womöglich dazu tendieren, den Blick auf Verhältnisse zu verstellen, können diese wiederum schwerlich den nach wie vor männlich dominierten Kanon erklären, genauso wenig wie die (hegemonial) männlichen – freilich verunsichtbaren – Blicke auf Schreibweisen, Figurenwelten und literarische Verhandlungen von intersektional virulenten Geschlechterbeziehungen sowie Geschlechterarrangements und -dynamiken verschoben, geweitet, ersetzt werden können.⁸⁴ Es ist an der Zeit, den weißen männerdominierten

⁸² Wittig, The Straight Mind and other Essays, 16, Herv. S.H.

⁸³ Soiland, „Gender“, 5. S.a. kritisch zum queeren subversiven Potential von Veruneindeutigungen und Vergeschlechtlichungsprozessen Engel, Wider die Eindeutigkeit sowie Engel, Idem., Bilder von Sexualität und Ökonomie. Engel reflektiert die Herausforderung bzw. Gefahr eines möglichen Zusammenfalls von Neoliberalismus und queeren Perspektivierungen der politischen Theorie und Praxis und bringt eine differenzierte queere Sichtweise auf die neoliberalen Dynamik der Flexibilisierung ein.

⁸⁴ Als Randnotiz: Vielleicht wäre es auch an der Zeit, den ‚Bechdel-Wallace Test‘ auf den Literaturkanon anzuwenden. Dieser Test wurde in Anlehnung an Virginia Woolfs Überlegungen zur Simplifizierung von (Liebes-)Beziehungen bzw. Freundinnen*schaften unter und zwischen Frauen* sowie der Reduktion auf ihre Beziehungen zu Männern* entwickelt und im Jahr 1985 eingeführt (und wird seit den 2000er Jahren stärker diskutiert), um die Repräsentation von Frauen* in Filmen zu eruieren. Ein Film besteht den Test, wenn

Kanon weiter aufzubrechen ohne ihn freilich ganz ad acta zu legen bzw. legen zu wollen. Es geht darum zu fragen, welche Lebens- und Liebensformen, Familienkonzepte, Verwandt- und Freund*innenschaften, welche Gefühls- und Seinsweisen, welche Bedürfnisse, welche Körper und welches Begehrten schreib- und lesbar, intelligibel sind. Eine weitere Forderung wäre, das Themenspektrum zu öffnen, auch für Fürsorgeverhältnisse, Feminizide, Travestizide, (sexuelle) Gewalterfahrungen und ästhetische und literarische Bewältigungsstrategien.

Das dekonstruktive Gender-Paradigma und einhergehende Gender-Flexibilisierungen haben jedoch trotz der Vielfalt an Pluralität wenig Grundsätzliches an der wirkmächtigen Geschlechterordnung geändert. Wenngleich Subversionen und das Aufweichen von Normen und rigiden Geschlechtervorstellungen einen gewissen Grad an Destabilisierung herbeigeführt haben, scheint sich jedoch aktuell etwas Eklatantes zu vollziehen: Die neuen Möglichkeiten, Fähigkeiten und Erwartungshaltungen von Geschlecht abstrahieren zu können, stabilisieren – und dies mag paradox klingen – die Geschlechterhierarchien. Indem sie die grundlegende Asymmetrie der Konstruktionsweisen von Geschlecht erkennen und ausgehend von der Ansiedlung der Geschlechter auf der gleichen Ebene an die Kraft, das befreien Potential der Dekonstruktionsprozesse glauben, verhärteten sich in dieser Freimachung, in dieser loslösenden Abstraktion die Mechanismen der Geschlechtersegregation. In ihrer Ungreifbarkeit spielen sie den entgrenzenden Kräften des kapitalistischen Systems und den neoliberalen Strukturen der Ausbeutungsverhältnisse zu. Erneut liegt der Fokus primär auf dem Subjekt und dessen Gestaltungsoptionen, rücken strukturelle Verhältnisse in den Hintergrund, obwohl die Subjektivierungsweisen stets in diesen genuinen gesellschaftlichen Strukturen vorstatten gehen.⁸⁵ Und in diesen entsteht und wird auch Literatur verhandelt.

Um nun einen Schritt näher zu treten: Wie kann es unter diesen Vorzeichen und ausgeführten Entwicklungen immer noch die Konstruktion bzw. die Annahme über die Existenz eines spezifischen ‚weiblichen Schreibens‘ geben bzw. welche Implikationen hat der Gender-*turn*, das dekonstruktive Gender-Paradigma für Autorinnen*schaft und beispielsweise narrative, lyrische, dramatische Ich-Konstruktionen, für Figurenkonstellationen? Müsste nicht

folgende Anforderungen erfüllt sind: 1. Kommt in dem Film mehr als eine Frau* vor und haben sie einen Namen? 2. Sprechen die Frauen* miteinander? 3. Reden die Frauen* miteinander über etwas Anderes als Männer*?

⁸⁵ S.a. Soiland, „Subversion, wo steckst Du?“, 93-95.

auch männliches Schreiben und Männerliteratur verstärkt reflektiert und als solche analysiert werden, so wie sich dies mit der so genannte Frauen*literatur, queer und schwul-lesbischen, *Black-* und *People-of-Color*-Literatur vollzieht?⁸⁶ Oder ist die Markierung jener von der unsichtbar operierenden Norm bzw. männlichen Gesetztheit abweichenden Literaturen ein nachdrücklicher Verweis auf den nach wie vor virulenten und hartnäckigen weißen Androzentrismus, der tief auf das Verhältnis von Literatur und Gesellschaft einwirkt?

5 Fazit und Ausblick

FUNDACIN

Como quien dice: anhelo,
vivo, amo,
inventemos palabras,
nuevas luces y juegos,
nuevas noches
que se plieguen
a las nuevas palabras.
Hagamos
otros dioses
menos grandes,
menos lejanos,
ms breves y primarios.
Otros sexos
hagamos
y otras imperiosas necesidades
nuestras,
otros sueos
sin dolor y sin muerte.
Como quien dice: nazco,
duermo, ro,
inventemos
la vida
nuevamente.⁸⁷

⁸⁶ S.a. Krass, Queer denken. Die methodische Fragestellung von *queer reading* nach Krass sucht lesbisch/schwule/bi/queere Schattengestalten in Texten auf oder untersucht schwul/lesbische Texte. Cf. idem., 22. Alexander Doty macht deutlich: „Queer readings aren’t ‚alternative‘ readings, wishful or wilful misreadings, or ‚reading too much into things‘ readings.“ Doty, Making Things Perfectly Queer, 16. Er kritisiert damit die heteronormative Ignoranz. Cf. idem., 14.

⁸⁷ Thénon, Edad sin tregua, 7-8.

In diesem Sinne soll der abschließende Appell die Funktion übernehmen, das Fach Romanistik in Bewegung zu halten, um mit Leidenschaft daran zu erinnern, nicht dem *False Feminist Death Syndrome*⁸⁸ aufzusitzen, „nämlich Feminismus als überholtes, erbärmliches Auslaufmodell der Geschichte darzustellen, um Gerechtigkeitsanliegen von Frauen abzuwehren.“⁸⁹ Es gilt immer noch, und nach wie vor, Mechanismen der Kanonbildung, Kanonisierung, Produktion und Rezeption von Literatur und Kultur, Gender-kritisch, queer-feministisch und rassismuskritisch im Blick zu haben sowie auf die heteropatriarchalen, androzentrischen, zumeist unsichtbaren Setzungen und Verhältnisse sowie Normen bzw. vermeintliche Selbstverständlichkeiten der Literatur- und Kulturwissenschaften und einhergehend der Interpretations- und Definitionsmacht zu achten. Kurz gesagt: Die Reflexionsanstrengungen sollten sich danach ausrichten, weiterhin sensibler, bewusster, Gender-theorieversierter zu werden.

Das heißt aber gerade nicht, dass diese Aktivitätsschienen erneut in eine Einhegung im Abseits der zentralen Dynamiken des (romanistischen) Wissenschaftsortes führen, in ein irgendwie inkludiertes Außerhalb. Vielmehr geht es um Teilhabe am Ganzen der Wissenschaft, darum, die Triebfeder der Reibungen zwischen den Bestrebungen des intersektional feministischen Wissensprojektes „Teil des Ganzen und zugleich kritischer Rand oder gar das ganz Andere sein zu wollen“⁹⁰ zu untersuchen, den „widerständigen und aufregenden Debatten an den Rändern“⁹¹ nachzuspüren und diese zurückzuführen in die zentralen Schaltstellen der theoretischen und analytischen Verfüungen und Distributionsdynamiken. Für diese Tätigkeiten, oder um auf Blumenberg zurückzukommen, „Verrichtungen“, ist das Sichtbarmachen und Thematisieren zweier grundlegender Verschiebungen virulent, die gleichsam ein theoretisches Blockiermoment bilden, das auch für literatur- und kulturwissenschaftliches Arbeiten weitreichende Folgen hat. Vor dem Hintergrund der Verschiebung von Androzentrismuskritik zu Identitätskritik und im Lichte der – durchaus notwendigen, der unabdingbaren – Kritik der heterosexuellen Matrix, Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit verschiebt sich allerdings auch der theoretische wie anwendungsorientierte Umgang bzw. die Wahrnehmung ob der Konstruktion der beiden Geschlechter hin zu

⁸⁸ S.a. Hark /Kerner, „Der Feminismus ist tot?“

⁸⁹ Hark, „Widerstreitende Bewegungen“, 3.

⁹⁰ Idem., 6.

⁹¹ Nieberle, „Gender, wie's im Lehrbuch steht“, 18.

einer, die scheinbar genau gleich sei. Verkannt wird dabei oft, dass die Mechanismen der Geschlechterkonstruktion unterschiedlich sind, dass deren Konstruktionen auf unterschiedlichen Ebenen liegen und dass Subjektivierung nicht zwangsläufig nur als Identitätsfestschreibung gedacht werden muss oder kann. Geradezu verunmöglicht wird so ein differenzierter Rückbezug auf den Wandel in den Produktionsverhältnissen. In diesem Zusammenhang wird der Blick auf „Subjektivierung und also die Weise, wie Menschen in Machtverhältnisse einer bestimmten Gesellschaftsformation eingebunden werden“ verstellt.⁹² Dass daraus ein „schwer überschaubares Nebeneinander einer gleichzeitigen Intensivierung und Erodierung der Bedeutung von Geschlecht“⁹³ resultiert und somit Geschlecht bzw. Vergeschlechtlichungsprozesse eine widersprüchliche De-Thematisierung erfahren, eignet dem konstatierten Blockiermoment.

Es bleibt komplex und ambivalent zu verstehen, dass gerade die auf der Argumentationslinie der vermeintlich erreichten Gleichberechtigung und Gleichstellung der Geschlechter angesiedelte und aktuell geforderte Abstraktion von Geschlecht erneut zu Geschlechtersegregation führt. Relativ unangefochten kann die Persistenz einer, nunmehr verunsichtbaren, Geschlechtersymmetrie weiterhin bestehen bleiben. Diese führt zu einer – zwar subtilen, aber deswegen nicht weniger wirkungsmächtigen – Stabilisierung der Geschlechterhierarchie, die sich wiederum durch eine gewisse Ungreifbarkeit auszeichnet.⁹⁴ Das hier Vorsichgehende solcherart tiefliegender und entgrenzender Dynamiken kann als Erklärungsansatz dienen, um nachzuvollziehen, warum trotz der Aufweichung der Geschlechternormen und der Pluralisierung von Geschlechterbeziehungen ein tatsächlich egalitäres Geschlechterverhältnis nach wie vor in ferner Unerreichbarkeit verharrt.⁹⁵

Für die Literaturkritik, für die Romanistik gilt es meiner Meinung nach sodann vordiesemkomplexenHintergrund,dieFragnachAutor*innenschaft, nach textuellen Strategien, nach den Geschlechterverhältnissen sowie medialen und ökonomischen Bedingungen der Produktion, Rezeption, Vermarktung sowie Teilhabe neu aufzuwerfen und tiefergehende Auseinandersetzungen zu führen. Oder anders gewendet: Es steht die Gender-theoretisch versierte Reflexion eines „grundlegenden Wandel[s] der

⁹² Soiland, „Zum problematischen Cultural Turn in der Geschlechterforschung“, 24.

⁹³ Brodie, „Die Re-Formierung des Geschlechterverhältnisses“, 25.

⁹⁴ S.a. Soiland, „Jenseits von Sex und Gender“, 97–100.

⁹⁵ S.a. hierzu insbes. idem., 99.

schriftstellerischen Selbstinszenierung [...] sowie das dadurch veränderte Verhältnis von Literatur und Gesellschaft” aus.⁹⁶ Im Zuge dessen sollte der Fokus auch darauf gelegt werden, „Literaturgeschichte als Geschichte von Geschlechterbeziehungen [und vor allem Geschlechterverhältnissen] ernsthaft zu hinterfragen oder gar neu zu schreiben.”⁹⁷ Gerade auch die verstärkte Erforschung von Männlichkeitskonstruktionen kann als ein drängendes Anliegen ausgewiesen werden. Hierfür wäre doch Luca di Blasis *Der weiße Mann. Ein Anti-Manifest* ein konstruktiver, ein versierter Ausgangspunkt. Ein Fehl an Verve der Selbst/Reflexion kann diesem Text zumindest nicht attestiert werden. Di Blasi, selbst ein WHM, widmet sich der Überfälligkeit einer kritischen Selbstreflexion weißer heterosexuelle Männer (WHM). Es geht darum, ihre Vormachtstellung zu reflektieren und als „Mehrfachprivilegierte“ und „Mehrfachgeschonte“⁹⁸ einen verantwortlichen Umgang mit „einer Geschichte der Gewalt und Dominanz“⁹⁹ zu finden. Dabei wird ihre Dezentrierung nicht mit Marginalisierung, und der notwendige Privilegienabbau nicht mit Diskriminierung verwechselt.¹⁰⁰

Ich möchte schließlich an die Veränderungsleidenschaft einer *Romanistik in Bewegung* appellieren, die in dem Verlangen aufgeht, das Bewegungsmomentals zu ergreifende Chance der harrenden Bearbeitung intersektional feministischer Belange zu verstehen. In Bewegung gebracht werden kann so das Kräftegefüge zur Bewahrung überholter Denkgewohnheiten und Analysestrategien einer „Dominanzkultur als ein Geflecht verschiedener Machtdimensionen [...], die in Wechselwirkung zueinander stehen.“¹⁰¹ Meine Ausführungen möchte ich hierfür gerne als Denkanreize und Impulsgabe verstehen.

Sandra Hettmann, Humboldt-Universität zu Berlin

Bibliografie

AG Feministisch Sprachhandeln (Ed.): *Was tun? Sprachhandeln – aber wie? W_Ortungen statt Tatenlosigkeit. Anregungen zum antidiskriminierenden Sprachhandeln.* 2. Aufl. Humboldt Universität zu Berlin, 2014/2015.

⁹⁶ Fleig, „Weibliche Autorschaft“, 220.

⁹⁷ Ibid., 227.

⁹⁸ Di Blasi, *Der weiße Mann*, 15.

⁹⁹ Ibid., 87.

¹⁰⁰ S.a. Ibid., 8.

¹⁰¹ Rommelspacher, Dominanzkultur, 23.

- <http://feministisch-sprachhandeln.org/> (05.10.2015)
- Althusser, Louis: Ideologie und ideologische Staatsapparate. Anmerkungen für eine Untersuchung. In: Schöttler, Peter (Ed.): *Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie.* Hamburg /Berlin 1977, 108-153.
- Beauvoir, Simone de: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau.* 7. Aufl. Reinbek bei Hamburg 2007.
- Becker-Schmidt, Regina /Knapp, Gudrun-Axeli: *Feministische Theorien zur Einführung.* 5. Aufl. Hamburg 2011.
- Blumenberg, Hans: *Das Lachen der Thrakerin. Eine Urgeschichte der Theorie.* Frankfurt/M. 1987.
- Butler, Judith: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts.* Frankfurt/M. 1997.
- Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter.* Frankfurt/M. 1991.
- Brodie, Janine: Die Re-Formierung des Geschlechterverhältnisses. Neoliberalismus und die Regulierung des Sozialen. In: *Widerspruch – Beiträge zu sozialistischer Politik.* 46/2004, 19-32.
- Casale, Rita /Forster, Edgar (Eds.): *Ungleiche Geschlechtergleichheit. Geschlechterpolitik und Theorien des Humankapitals.* Opladen u.a. 2011.
- Casale, Rita /Rendtorff, Barbara (Eds.): *Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung (Gender Studies).* Bielefeld 2007.
- Collins, Patricia Hill: *Black Feminist Thought. Knowledge, Consciousness, and the Politics of Empowerment.* New York 2000.
- Combahee River Collective: A Black Feminist Statement. In: James, Joy/ Sharpley-Whiting, T. Denean (Eds.): *The Black Feminist Reader.* Walden 2000, 261-270.
- Crenshaw, Kimberlé: Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence Against Women of Color. In: Crenshaw, Kimberlé et al.(Eds.): *Critical Race Theory – The Key Writings That Formed The Movement.* New York 1995, 357-383.
- Dietze, Gabriele /Hark, Sabine (Eds.): *Gender kontrovers. Genealogien und Grenzen einer Kategorie.* Königstein/Ts. 2006.
- Di Blasi, Luca: *Der weiße Mann. Ein Anti-Manifest.* Bielefeld 2013.
- Doty, Alexander: *Making Things Perfectly Queer.* Minneapolis/London 1993.

- Drews, Julian et al. (Eds.): *Romanistik in Bewegung. Aufgaben und Ziele einer Philologie im Wandel*. Berlin 2017.
- Eggers, Maureen Maisha et al. (Eds.): *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster 2005.
- Engel, Antke: *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*. Frankfurt/M. /New York 2002.
- Engel, Antke: *Bilder von Sexualität und Ökonomie. Queere kulturelle Politiken im Neoliberalismus*. Bielefeld 2009.
- Fleig, Anne (Ed.): *Die Zukunft von Gender. Begriff und Zeitdiagnose*. Frankfurt/M. /New York 2014.
- Fleig, Anne: Weibliche Autorschaft nach dem Gender Turn: ›Frau‹ und ›Ich‹ in essayistischen Texten von Juli Zeh und Antje Rávic Strubel. In: Fleig, Anne (Eds.): *Die Zukunft von Gender: Begriff und Zeitdiagnose*. Frankfurt/M. /New York 2014, 220-240.
- Hark, Sabine /Kerner, Ina: Der Feminismus ist tot? Es lebe der Feminismus! Das ‚False Feminist Death-Syndrome‘. In: *querelles-net*. 21/2007. Verfügbar unter <http://www.querelles-net.de/index.php/qn/article/view/510/518> (10.10.2015).
- Hark, Sabine: Widerstreitende Bewegungen. Umrisse einer Analytik des akademischen Feminismus. In: *gender...politik...online*. November/2007, 1-22. http://www.fu-berlin.de/sites/gpo/pol_theorie/Zeitgenössische_ansaetze/Widerstreitende_Bewegungen/hark.pdf (10.10.2015)
- Hark, Sabine: *Deviate Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität*. 2. Aufl. Opladen 1999.
- Haug, Frigga /Hauser, Kornelia: Marxistische Theorien und feministischer Standpunkt. In: Knapp, Gudrun-Axeli /Wetterer, Angelika (Eds.): *TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie*. Freiburg 1992, 115-149.
- Haug, Frigga: Zur Theorie der Geschlechterverhältnisse. In: *Das Argument*. 243/2001, 761-787.
- Hennessy, Rosemary: *Profit and Pleasure. Sexual Identities in Late Capitalism*. London /New York 2000.
- Herrmann, Steffen Kitty: Queer(e) Gestalten. Praktiken der Derealisierung von Geschlecht In: Yekani, Elahe Haschemi /Michaelis, Beatrice (Eds.): *Quer durch die Geisteswissenschaften. Perspektiven der Queer Theory*. Berlin 2005, 53-72.
- Hettmann, Sandra: ‚Levanten la mano quienes sepan qué hacer con sus culos‘ – Genderqueere Positionen und Aspekte des Körperlichen im Gedicht

- ,La mujer celestial y el dragón' von Ariel Devincenzo. In: Hiergeist, Teresa et al. (Eds.): *Corpus. Beiträge zum 29. Forum Junge Romanistik 2013*. Frankfurt/M. u.a. 2014, 203-217.
- Hof, Renate: *Die Entwicklung der Gender Studies*. In: Bußmann, Hadumod /Hof, Renate (Ed.): *Genus. Zur Geschlechtsdifferenz in den Kulturwissenschaften*. Stuttgart 1995, 2-33.
- Holzleithner, Elisabeth: Die Queer-Debatte. In: *Forschungsjournal NSB*. 13,4/2000, 14-23.
- Hornscheidt, Lann: *feministische w_orte. ein lern-, denk- und handlungsbuch zu sprache und diskriminierung, gender studies und feministischer linguistik*. Frankfurt/M. 2012.
- Hooks, bell: *Ain't I A Woman – Black Women and Feminism*. Cambridge 1981.
- Hooks, bell: *Feminism is for everybody. Passionate Politics*. Cambridge 2000.
- Jagose, Annemarie: *Queer Theory. Eine Einführung*. Berlin 2001.
- Kerner, Ina: Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht. Perspektiven für einen neuen Feminismus. In: *gender...politik...online*. Juli/2007, 1-24. Verfügbar unter http://www.fu-berlin.de/sites/gpo/pol_theorie/Zeitgenössische_ansätze/KernerKonstruktion_und_Dekonstruktion/kerner.pdf (10.10.2015).
- Kraß, Andreas (Ed.): *Queer denken. Gegen die Ordnung der Sexualität*. Frankfurt/M. 2003.
- Kroll, Renate (Ed.): *Gender Studies. Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Stuttgart /Weimar 2002.
- Kroll, Renate /Zimmermann, Margarete (Eds.): *Gender Studies in den romanischen Literaturen. Revisionen, Subversionen*. 2 Bde. Frankfurt/M. 1999.
- Kroll, Renate /Zimmermann, Margarete (Eds.): *Feministische Literaturwissenschaft in der Romanistik. Theoretische Grundlagen – Forschungsstand – Neuinterpretationen*. Stuttgart /Weimar 1995.
- Lantzsch, Nadine: Die Befreiung einiger auf Kosten vieler. Queer-Feminismus kommt ohne Kritik an Rassismus und Postkolonialismus nicht aus. In: *ak - analyse & kritik – zeitung für linke Debatte und Praxis*. 561/2011. http://www.akweb.de/ak_s/ak561/27.htm (10.10.2015)
- Matsuda, Mari: Beside my Sister, Facing the Enemy: Legal Theory Out of Coalition. In: *Stanford Law Review*. 43/1991, 1183-1192.

- McCall, Leslie: The Complexity of Intersectionality. In: *Signs. Journal of Women in Culture and Society*. 30,3/2005, 1777-1800.
- Moraga, Cherrie /Anzaldúa, Gloria (Eds.): *This Bridge called my Back: Writings by Radical Women of Color*. New York 1981.
- Müller, Sabine Lucia: *Geschlechter-Revisionen. Zur Zukunft von Feminismus und Gender Studies in den Kultur- und Literaturwissenschaften*. Königstein/Ts. 2006.
- Muñoz, José Esteban: *Disidentifications. Queers of Color and the Performance of Politics*. Minneapolis /London 1999.
- Nicholson, Linda: Was heißt „gender“? In: Institut für Sozialforschung Frankfurt (Ed.): *Geschlechterverhältnisse und Politik*. Frankfurt/M. 1994, 188-220.
- Nieberle, Sigrid: Gender, wie's im Lehrbuch steht: Ein Arbeitsbericht. In: Fleig, Anne (Ed.): *Die Zukunft von Gender. Begriff und Zeitdiagnose*. Frankfurt/M. /New York 2014, 18-34.
- Rommelspacher, Birgit: *Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht*. Berlin 1995.
- Rubin, Gayle: Der Frauetausch. Zur „politischen Ökonomie“ von Geschlecht. In: Dietze, Gabriele /Hark, Sabine (Eds.): *Gender kontrovers. Genealogien und Grenzen einer Kategorie*. Königstein/Ts. 2006, 69–115.
- Sauer, Arn: Trans*Inter*Sektionalität: Glossar. Rassismus im Zweigeschlechtersystem. Zentrale Konzepte und Begriffe. In: *Netzwerk Trans*Inter*Sektionalität. Sich queer stellen gegen Rassismus*. 2010/2011. http://transintersektionalitaet.org/?page_id=36 (10.10.2015).
- Schmelzer, Christian (Ed.): *Gender Turn. Gesellschaft jenseits der Geschlechternorm*. Bielefeld 2012.
- Soiland, Tove: Die Ungreifbarkeit postfordistischer Geschlechterhierarchie. In: Walgenbach, Katharina /Stach, Anna (Eds.): *Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen*. Opladen u.a. 2015, 115–130.
- Soiland, Tove: Jenseits von Sex und Gender: Die sexuelle Differenz – Zeitdiagnostische Interventionen von Seiten der Psychoanalyse. In: Fleig, Anne (Ed.): *Die Zukunft von Gender. Begriff und Zeitdiagnose*. Frankfurt/M. /New York 2014, 97–125.
- Soiland, Tove: Subversion, wo steckst Du? Eine Spurensuche an den Universitäten. In: Graf, Julia et al. (Eds.): *Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt. Theorie, Praxis, Perspektiven*. Berlin /Toronto 2013, 93–114.

- Soiland, Tove: Queer, flexibel, erfolgreich. Haben dekonstruktive Ansätze den Feminismus entwaffnet? In: *ak - analyse & kritik – zeitung für linke Debatte und Praxis*. 558/2011. http://www.akweb.de/ak_s/ak558/27.htm (10.10.2015)
- Soiland, Tove: Zum problematischen Cultural Turn in der Geschlechterforschung. In: Casale, Rita /Forster, Edgar (Eds.): *Ungleiche Geschlechtergleichheit. Geschlechterpolitik und Theorien des Humankapitals*. Opladen u.a. 2011, 17–32.
- Soiland, Tove: „Gender“: Kontingente theoretische Grundlagen und ihre politischen Implikationen. In: *gender...politik...online*. Dezember/2009, 1–28. Verfügbar unter http://www.fu-berlin.de/sites/gpo/pol_theorie/Zeitgenoessische_ansaetze/Kontingente_theoretische_Grundlagen/soiland.pdf (10.10.2015)
- Soiland, Tove: Die Verhältnisse gingen und die Kategorien kamen. *Intersectionality* oder Vom Unbehagen an der amerikanischen Theorie. In: *querelles-net*. 26/2008. <http://www.querelles-net.de/index.php/qn/article/viewArticle/694/702> (10.10.2015).
- Soiland, Tove: Gender: Kritik oder Bestandteil des neoliberalen Geschlechterregimes? Vortrag am 16. April 2005 in der Paulus-Akademie. http://www.forschungsnetzwerk.at/downloadpub/Tove_Soiland_2005_gender.pdf (10.10.2015)
- Spivak, Gayatri Chakravorty: Subaltern Studies. Deconstructing Historiography. In: Landry, Donna / MacLean, Gerald (Ed.): *The Spivak Reader*. New York 1996, 204–235.
- Stüttgen, Tim: Die Sehnsucht nach dem feministischen Hauptwiderspruch. Eine Antwort auf Tove Soiland. In: *ak - analyse & kritik – zeitung für linke Debatte und Praxis*. 559/2011. https://www.akweb.de/ak_s/ak559/49.htm (10.10.2015).
- Thénon, Susana: *Edad sin tregua*. Buenos Aires 1958.
- Thénon, Susana: *Ova completa*. Buenos Aires 1987.
- Vinken, Barbara (Ed.): *Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika*. Frankfurt/M. 1992.
- Von Roten, Iris: *Frauen im Laufgitter. Offene Worte zur Stellung der Frau*. Sonderausgabe. 5. Aufl. Bern 1996.
- Walgenbach, Katharina et al. (Ed.): *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*. Leverkusen 2007.

- Walgenbach, Katharina: Gender als interdependente Kategorie. In:
Walgenbach, Katharina et al. (Eds.): *Gender als interdependente
Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und
Heterogenität*. Leverkusen 2007, 23–64.
- Wittig, Monique: *The Straight Mind and other Essays*. Boston 1992.

Federico Buttò

Le unioni civili in Italia

Una critica queer

Abstract

On the basis of the Italian law on civil partnerships this article focuses on the rationality of the neo-liberal political and economic actors who are able at the same time to align themselves with the fight for the legal rights of same sex couples and to forge alliances with conservative groups and parties, as far as sexuality and family are concerned. Besides, the article raises the issue of the political and symbolic meaning of the gay marriage and/or of the civil partnerships for the LGBTI community, considering that the Italian political debate excluded heteronormativity and political demand of non-monogamic LGBTI* groups and couples from its political themes.*

Keywords

Civil Partnerships, Gay Marriage, Heteronormativity, Neoliberalism, (Neo-) Fundamentalism, Parenthood

1 Introduzione

Questo saggio parte dall’analisi del dibattito politico che ha accompagnato l’iter parlamentare sulle Unioni Civili.¹ ² Inoltre tematizza il significato culturale e simbolico dell’estensione della norma matrimoniale alle coppie dello stesso sesso in senso giuridico,³ utilizzando un approccio di tipo queer. Si tratta di una pratica, o meglio di una metodologia che mette in luce esclusioni e gerarchie, al fine di storicizzare e di denaturalizzare. Questo strumento d’indagine è in grado di denunciare il costo culturale e politico delle Unioni Civili e ci permette di interrogarci sull’estensione della norma matrimoniale alle coppie dello stesso sesso e di riflettere su una questione

¹ Legge 20 maggio 2016, n. 76: *Regolamentazione delle Unioni Civili tra persone dello stesso sesso e disciplina delle convivenze.*

² Questo saggio parte dalla realtà italiana ma prende in esame testi ed esperienze non nazionali. Insieme all’espressione Unione Civile verranno utilizzate espressioni che rimandano al matrimonio.

³ In questo saggio si utilizza l’espressione “coppie dello stesso sesso in senso giuridico” e verrà utilizzata l’espressione “coppie dello stesso sesso” con il significato della prima.

fondamentale: ovvero se si tratta di un passo radicale verso una maggiore democratizzazione delle relazioni affettive. Va sottolineato che le Unioni Civili sono generalmente un istituto giuridico ex novo, prive di alcuni nodi simbolici e di alcuni diritti garantiti dal matrimonio che le forze progressiste hanno adottato per superare le opposizioni conservatrici della società o gli impedimenti di carattere costituzionale.⁴ Obama durante la campagna presidenziale del 2008, quando era ancora forte l'opposizione conservatrice su questi temi, affermò la sua contrarietà al matrimonio a favore delle Unioni Civili. Il cambio d'opinione a favore del matrimonio per tutti è avvenuto a ridosso delle presidenziali 2012. Insieme ad una posizione favorevole ai latini in tema di immigrazione, l'apertura obamiana al matrimonio gay è servita a rilanciare l'immagine progressista dei democratici americani, appannata da alcune promesse non mantenute all'elettorato liberal, come la chiusura di Guantanamo.⁵

Prima di analizzare il dibattito pubblico italiano e il significato politico, culturale e simbolico delle Unioni Civili, questo saggio fa proprie due tesi.

La prima tesi si riferisce alla classica distinzione proposta da Nancy Fraser⁶ che distingue tra i movimenti⁷ LGBTI* *mainstream* e le pratiche queer antagoniste. La filosofa americana eleva le lotte condotte dai movimenti mainstream a modello paradigmatico per la comprensione di tutte le lotte per il riconoscimento dell'identità di gruppo. Queste sono fondate sulla condivisione di valori e non anche su quella di una comune situazione di svantaggio socioeconomico, come nel caso delle lotte femministe o dei gruppi etnici, o non esclusivamente su quella della disegualanza economica, come invece nel caso delle lotte operaie e dei lavoratori precari. I movimenti LGBTI* mainstream sono orientati a costruire alleanze produttive di effetti giuridici e politici con i soggetti politici neoliberisti⁸ e con le forze del mercato (multinazionali, in primo luogo).⁹ Sono quindi soggetti politici

⁴ Per limitarci all'Unione Europea, sono 7 le nazioni che prevedono espressamente in Costituzione il matrimonio come un'unione tra un uomo e una donna: Lettonia, Lituania, Polonia, Slovacchia, Ungheria, Croazia e Bulgaria.

⁵ Cf. Del Pero, Era Obama.

⁶ Cf. Fraser, Il danno e la beffa.

⁷ In questo saggio i termini soggetto/i (politico/i), attore/i (politico/i) e movimento/i sono da considerarsi sinonimi.

⁸ Esempio: il sostengo esplicito di *Human Right Campaign* dato alla candidata Hillary Clinton durante le primarie del Partito Democratico. <http://www.hrc.org/blog/human-rights-campaign-endorses-hillary-clinton-for-presidentm> (06.07.2017)

⁹ Dell'alleanza tra parte del mercato e movimenti LGBTI* mainstream è un esempio emblematico il proliferare di sponsorizzazioni di multinazionali ai Pride.

riformisti che dismettono il conflitto sociale e intendono “riformare” alcuni aspetti del sistema di potere (l’accesso ai diritti matrimoniali, politiche non discriminatorie sui posti di lavoro) con l’obiettivo di renderlo più inclusivo verso le minoranze sessuali, senza contestare il sistema economico e sociale capitalista e la razionalità neoliberista. Gli attori queer, al contrario, mettono in scena azioni che li qualificano come soggetti di tipo antagonistico. Il movimento queer associa le proprie posizioni contrarie all’essenzialismo sessuale a posizioni di critica netta al neoliberismo, qualificandosi come attori politici anticapitalisti. Citiamo come narrazione e azione politica queer la manifestazione antagonista “No Expo Pride” del 20 giugno 2015. Il manifesto politico¹⁰ recita:

Siamo collettivi, singole froce, lesbiche, trans, migranti che lottano contro le politiche che rendono ogni giorno le nostre vite sempre più precarie, contro le riforme che pretendono di incasellare i nostri desideri e le nostre resistenze.

Le realtà organizzative del “No Expo Pride” esplicitano in queste righe il fatto che la loro lotta non è solo a favore dei diritti LGBTI*. I movimenti queer tengono insieme lotte antirazziste e anticapitaliste insieme alla lotta antiomofoba per sovvertire alla radice il sistema politico liberaldemocratico. Expo viene definito come una passerella delle multinazionali dove viene proposto un modello di sfruttamento delle esistenze. Sul presunto ruolo centrale della donna all’interno di Expo 2015 e sulla retorica dei diritti LGBTI*, il manifesto politico denuncia la capacità delle forze del mercato neoliberale di utilizzare i diritti delle donne e dei soggetti LGBTI* come narrazione in grado di rendere invisibile le condizioni reali di vita delle persone, connotate da precarietà lavorativa e esistenziale causate dai tagli al sistema dello stato sociale. Tanto la vetrina Expo cela dietro i suoi riflettori il modello economico capitalista, così i diritti delle donne e delle persone LGBTI* sono in grado di occultare le politiche di precarizzazione e di *austerity* dei soggetti politici neoliberali. Dall’analisi del manifesto politico del “No Expo Pride” possiamo comprendere come le realtà queer, la loro prassi e riflessione politica, denuncino l’utilizzo strumentale con cui il capitalismo neoliberista incasella corpi, desideri, bisogni delle persone LGBTI*.

La differenza tra gruppi mainstream e queer non passa solo attraverso la

¹⁰ Documento politico per il “No Expo Pride” del 20 giugno 2015. <https://noexpopride.noblogs.org/?p=142> (07.06.2017)

frattura creata dalla diversa relazione che essi hanno con il capitalismo. La cornice omonazionalista¹¹ della narrazione dei gruppi LGBTI* mainstream è un secondo elemento di differenziazione. I dibattiti sulle Unioni Civili e sul matrimonio gay hanno spesso ruotato attorno al concetto di “civiltà”¹². Secondo la critica “queer appelli alla civiltà *tolgono protagonismo alle soggettività LGBTI**”, mettendo in secondo piano le vite queer e legando questa battaglia alla reputazione dell’Italia. Nella narrazione mainstream appare prioritaria la necessità di assicurarsi un posto fra i paesi perbene, di stare al passo coi tempi, di ‘stare in Europa.’”¹³ La narrazione mainstream, che fa dei diritti LGBTI* il termometro della civiltà, concepisce tali diritti come esclusivamente formali, espellendo qualsiasi discorso sulla giustizia sociale. Dietro la spinta omonazionalista si intravede una depoliticizzazione della comunità LGBTI*.¹⁴

Sempre Fraser¹⁵ ricorda inoltre che le lotte politiche possono essere condotte facendo ricorso a due approcci opposti. Nelle prime rientrano i mezzi “affermativi”, tra cui le cosiddette “azioni positive”, che mirano a favorire l’integrazione, mediante riconoscimento, dei gruppi oppressi all’interno di strutture e codici che non subiscono alcuna alterazione; nelle seconde rientrano invece i mezzi “trasformativi”, i quali non mirano all’inclusione o al riconoscimento dell’identità e di diritti collettivi, quanto piuttosto alla lenta, ma progressiva, modificazione di quelle strutture di potere che fanno sì che certe categorie umane siano ammesse e altre escluse.

Nel caso della lotta all’eteronormatività,¹⁶ i movimenti LGBTI* mainstream tendono ad avvalersi dei mezzi “affermativi”, ricorrendo ad esempio all’edificazione di una salda identità di gruppo che richiede la valorizzazione di una storia e di una cultura specifica. E’ in questo contesto che si inserisce la richiesta dell’estensione del matrimonio alle coppie dello

¹¹ Cf. Puar, “Rethinking Homonationalism.”

¹² La prima manifestazione, in diverse piazze italiane, a sostegno della Legge Cirinnà è stata intitolata dagli organizzatori: “Svegliati Italia! E’ ora di essere civili!”

¹³ Durante i governi Monti, Letta, Renzi e Gentiloni, la retorica del “stare in Europa” è stata utilizzata come scusa per implementare politiche neoliberiste di austerity che hanno ridotto welfare e precarizzato il mondo del lavoro.

¹⁴ Sulla questione omonazionalismo in Italia s.a. Acquistapace /Arfini /De Vivo /Ferrante / Polizzi, “Tempo di essere incivili”, Colpiani, “Omonazionalismo nel belpaese”, De Vivo / Dufour, “Omonazionalismo. Civiltà prodotto tipico italiano?!”

¹⁵ Cf. Fraser, Il danno e la beffa.

¹⁶ Il termine “eteronormatività” indica tutto l’insieme di discorsi, rappresentazioni, pratiche e istituzioni che consolidano l’eterosessualità come norma sociale, naturalizzandola, a discapito di tutte le altre esperienze del genere e della sessualità.

stesso sesso. Il movimento queer, invece, si avvale di rimedi “trasformativi”: il suo intento è quello di decostruire la dicotomia gerarchizzante tra eterosessualità e omosessualità, proponendo una dereificazione delle identità e una critica alla cultura. Le identità reificate non corrispondono “alla realtà” in cui viviamo, in cui le norme eterosessuali agiscono a livello performativo tramite i media, il sistema educativo e la famiglia e con cui intrecciamo un’incessante negoziazione. Norme che si insinuano nelle nostre fantasie, nei nostri desideri e nelle nostre scelte di vita e che prescrivono ciò che dobbiamo fare per essere un uomo o una donna.¹⁷ Tra queste norme rientra quella matrimoniale, imposta in quanto unico modello relazionale culturalmente e socialmente legittimato.

Tra i gruppi LGBTI* mainstream e i movimenti queer è avvenuta una biforcazione causata dalle diverse risposte date all’emergere di due sollecitazioni che hanno coinvolto e cambiato la comunità stessa. Da un lato la diffusione dell’ideologia neoliberista che ha ridisegnato l’economia, la società e l’individuo; dall’altro la crisi dell’Aids. In particolare, quest’ultima ha caricato di nuovi significati lo stigma sociale legato all’omosessualità: un veicolo di contagio e di morte dal quale la maggioranza delle persone, presumibilmente sane ed eterosessuali, dovevano guardarsi¹⁸. Di fronte alla crisi dell’Aids i gruppi mainstream sembrano scegliere la strada della rispettabilità, ponendosi in discontinuità con le istanze politiche del movimento LGBTI* degli anni settanta. Una rispettabilità che, ad esempio, la norma matrimoniale sarebbe in grado di garantire. La strategia politica adottata non mira alla trasformazione sociale bensì all’assimilazione, inserendo tra le proprie priorità l’estensione del modello matrimoniale riconosciuto dallo Stato alle coppie dello stesso sesso. Al contrario gli studiosi e gli attori politici queer rifiutano l’inclusione delle minoranze sessuali come scopo politico ultimo del proprio agire politico a favore di una lotta antagonista per la trasformazione della società. Il queer si distanzia dalla prassi politica LGBTI* mainstream, contestando lo scivolamento conservatore e omoliberista della comunità stessa, indagando nelle pieghe nascoste dell’inclusione differenziale neoliberista, che non coincide con una sovversione delle gerarchie di genere bensì opera una loro ambigua naturalizzazione e una produzione più sfumata, funzionale all’inclusività, di nuove gerarchie.

¹⁷ Cf. Butler, *Questioni di genere*, Butler, *Fare e disfare il genere*.

¹⁸ Cf. Watney, “Lo spettacolo dell’Aids.”

La riflessione queer sul genere costituisce un punto di osservazione irrinunciabile per la comprensione delle razionalità neoliberista e neofondamentalista, attraverso cui opera il potere. La seconda tesi sostiene che queste due razionalità sono in grado di permeare le modalità attraverso cui opera il potere, di ispirare i principali attori politici nazionali, di determinare le modalità di soggettivazione e, per concludere, di influire sulle modalità di resistenza al potere. In secondo luogo, possono operare congiuntamente e coesistere all'interno della stesso discorso politico: il neoliberismo non esclude il neofondamentalismo.¹⁹

Il termine neoliberismo indica da un lato le ristrutturazioni economiche che persegue, in particolare lo smantellamento radicale dello stato sociale, e dall'altro l'economia morale e affettiva che vi si accompagna. Il neoliberismo non è riducibile ad una teoria economica ma è da intendere come un progetto politico che vuol ridisegnare la società e cambiare “l'anima”²⁰ di uomini e donne: è una rivoluzione antropologica che tende al processo di produzione delle soggettività,²¹ che opera una spoliticizzazione dell'individuo attraverso la progressiva individualizzazione e privatizzazione dei bisogni e dei desideri. La voce “neofondamentalismo” si riferisce a soggetti politici di varia provenienza, di matrice religiosa o laica, di destra o di sinistra, accomunati dalla condivisione di prospettive conservatrici e reazionarie in materia di genere, corpi, sessualità.²² Si tratta di veri e propri movimenti, che nel contesto italiano hanno mutuato linguaggi, concetti, modalità d'azione politica nati e sviluppati in Francia²³ e che intendono proporre un controllo politico sui corpi, sull'educazione (etero)sessuale nelle scuole, sulla difesa del privilegio matrimoniale per le sole coppie potenzialmente (ri)produttive ed eterosessuali.

Secondo i gruppi LGBTI* mainstream i principali avversari dei diritti di gay e lesbiche non sono i soggetti politici neoliberisti e le multinazionali ma i gruppi culturali conservatori, la cui ossessione è lo status, non il profitto.²⁴ Da qui la conclusione mainstream che il capitalismo neoliberista post-fordista, a differenza del neofondamentalismo, non ha alcun bisogno dell'eterosessismo.

¹⁹ Cf. Zappino, Il genere tra neoliberismo e neofondamentalismo.

²⁰ Cf. Berardi, L'anima al lavoro.

²¹ Cf. Dardot /Laval, La nuova ragione del mondo; Dardot /Laval, Guerra alla democrazia.

²² Cf. Zappino, Il genere tra neofondamentalismo e neoliberismo.

²³ Cf. Lo Iacono, “Filosofia sociale dell'odio antiomosessuale.”

²⁴ Cf. Fraser, Fortune del femminismo.

In questo saggio si sostiene una posizione divergente rispetto a quella dei gruppi mainstream: neoliberismo e neofondamentalismo non sono razionalità simmetriche, non sono cioè nettamente distinguibili tra loro. Per gli attori queer è necessario quindi combattere contro il neofondamentalismo e contemporaneamente lottare contro il capitalismo neoliberista, i quali trovano nell'eteronormatività il loro punto di convergenza.²⁵ Nella riconferma della norma eterosessuale, comune tanto alla ragione neoliberista quanto alla ragione neofondamentalista, si manifesta un comune elemento di gerarchizzazione e irrigidimento a livello della sessualità e delle volontà performative degli individui. Nel contempo la normatività fornisce il terreno politico della contestazione queer, per tenere aperti spazi inediti di controsoggettivazione.

Nel contesto italiano, l'asimmetria tra neoliberismo e neofondamentalismo sembra solida e produttiva di effetti politici e giuridici all'interno del discorso pubblico sulla (omo)genitorialità.

2 Il dibattito italiano sulle Unioni Civili

La studiosa Angela Balzano²⁶ riscontra un intreccio produttivo di conseguenze giuridiche e simboliche tra neoliberismo e neofondamentalismo nella legge 40/2004: “Norme relative in materia di procreazione medicalmente assistita.” Come si evince dal caso della procreazione medicalmente assistita (PMA), i governi neoliberisti sembrano affidare alla pratica medica un ruolo morale. Per il capitalismo contemporaneo diventa necessario declinare la crescente medicalizzazione dei corpi come mezzo per trasferire la custodia della moralità dalla chiesa alla clinica, più adatta a rivestire una funzione normalizzante e regolarizzatrice. La Legge 40/2004 permette solo alle coppie eterosessuali sterili di accedere alle tecniche di fecondazione assistita, obbligando i medici all'impianto di tutti gli embrioni prodotti. Implicitamente la Legge 40/2004 sanziona come non idonei alla genitorialità i single e, in particolare, le coppie dello stesso sesso.

Tale legge non ha inteso regolamentare in senso proibizionista la PMA ma è il primo atto di una lunga ondata neofondamentalista, che ha visto il proprio trionfo con l'abbandono da parte della maggioranza di centrosinistra della legge sui DICO²⁷ nel 2008 ovvero il primo serio tentativo di approvare

²⁵ Cf. Zappino, *Il genere tra neoliberismo e neofondamentalismo*.

²⁶ Cf. Balzano, “Le conseguenze dell'amore ai tempi del biocapitalismo.”

²⁷ E' la sigla, in gergo giornalistico, con cui si riferisce comunemente al disegno di legge,

una legge, seppur blanda, di tutela delle coppie omosessuali. Sia nel caso della PMA che dei DICO la genitorialità e la “natura”²⁸ della famiglia risultano essere temi centrali del discorso neofondamentalista. Gli stessi temi hanno agitato il dibattito politico, giuridico e parlamentare sulle Unioni Civili nel biennio 2014-2016. La cosiddetta *stepchild adoption* è risultata essere il fulcro dello scontro. Si tratta di una forma d’adozione che consente all’adottante l’adozione del figlio del partner, stabilendo con quest’ultimo rapporti giuridici e simbolici di parentela.²⁹ In questo contesto vita famigliare e sessualità tornano al centro della vita politica nazionale, accompagnandosi alla fobia che la sessualità stessa possa destabilizzare il sociale.

La difesa della natura eterosessuale della famiglia e della genitorialità non è una specificità italiana ma ha attraversato anche il dibattito europeo e americano. Ad esempio la Francia ha veicolato in Italia modelli d’azione pubblica e temi utilizzati dai movimenti neofondamentalisti.³⁰ La proposta del governo socialista francese di istituire nel 1999 i PACS³¹ come alternativa al matrimonio, in grado di assicurare l’eguaglianza delle coppie dello stesso

Presentato dal Governo Prodi II (“Diritti e doveri delle persone stabilmente Conviventi”), finalizzato al riconoscimento nell’ordinamento giuridico italiano di taluni diritti e doveri discendenti dai rapporti di “convivenza” registrati all’anagrafe. Bloccato dai veti alla stessa maggioranza di centrosinistra e dalla forte reazione del mondo cattolico, l’iter legislativo fu abbandonato e di fatto si concluse con la fine del secondo Governo Prodi nel 2008.

²⁸ Il ricorso al concetto di “natura” non è politicamente neutro, bensì è “un argomento con il quale si cerca di mostrare che un certo tipo di azioni, pratiche e istituzioni sono moralmente apprezzabili, in quanto rispondenti a un ordine o una legge della natura.” (Pollo, *La morale della natura*, 8.) Il concetto di “natura” può essere inteso in tre eccezioni: a) un’essenza che informa il funzionamento del mondo; b) come ciò che è concettualmente opposto alla cultura; c) come “fonte di normatività” per le faccende umane.

²⁹ Le Unioni Civili garantiscono alle coppie dello stesso sesso in senso giuridico alcuni diritti matrimoniali: il diritto alla reversibilità della pensione; il diritto all’eredità e alla legittima; il diritto di subentro nei contratti; l’accesso, in quanto coppia, alle graduatorie per le case popolari; il diritto del più debole al mantenimento e agli alimenti in caso di separazione; il diritto di decidere della salute dell’altro o dell’altra in caso di incapacità; il dovere di assistenza reciproca, morale e materiale.

³⁰ I temi e le strategie politiche messe in atto dai soggetti politici neo-fondamentalisti sono stati mutuati dal contesto francese. Tra le forme di protesta contro le Unioni Civili più note messe in campo da questi soggetti ci sono le veglie delle Sentinelle in Piedi. (Lo Iacono, “Filosofia sociale dell’odio antiomosessuale.”)

³¹ La legge n. 99-944 del 15 novembre 1999 (*Du pacte civil de solidarité et du concubinage*) definisce la forma di unione distinta dall’istituto matrimoniale, il Patto civile di solidarietà, abbreviato in PACS, come un contratto tra due persone maggiorenne dello stesso sesso o di sesso diverso al fine di organizzare la loro vita in comune. Il PACS non garantisce l’adozione e termina per la morte di uno dei partner, con il matrimonio per le coppie eterosessuali o dopo tre mesi dalla richiesta di entrambi i partner. I benefici del welfare e la riduzione delle tasse si acquisiscono dopo tre anni dalla stipulazione del PACS.

sesso, nel momento in cui si sono affacciate sul dibattito pubblico le questioni della riproduzione e dell'adozione ha trovato una forte resistenza. Il fronte di opposizione ai PACS ha coinvolto movimenti cattolico-conservatori e settori del mondo intellettuale laico, tra cui la filosofa Sylviane Agacinski,³² le cui tematiche straordinariamente regressive e meritano un'ulteriore analisi. Nel 1998 affermava che nessun patto sociale di solidarietà andava accordato ai gay e alle lesbiche, in quanto le loro relazioni private e non sociali. La filosofa osservava che senza presupporre la differenza sessuale non si può dare cultura. Pertanto i PACS andavano combattuti perché in conflitto con i presupposti della stessa cultura. Quattordici anni dopo, divenuta favorevole al matrimonio fra coppie omosessuali, Agacinski non contesta più il valore sociale delle relazioni non eterosessuali, ma la possibilità che la cosiddetta Gestazione per Altri (GPA) permetta loro di avere figli. Per Agacinski la famiglia non può che essere quella di origine biologica. Se nel biennio 1998-1999 è la natura della famiglia a spingere la filosofa a dichiararsi contraria ai PACS, nel biennio 2013-2014 è la questione dell'omogenitorialità ad essere centrale.

Nella pamphlettistica neofondamentalista italiana³³ entrambe le posizioni sostenute nel corso degli anni da Agacinski vengono riprese e veicolate nel discorso pubblico attraverso due chiavi argomentative. La prima parte dalla salvaguardia della natura eterosessuale della parentela e del matrimonio, con la conseguente delegittimazione simbolica e materiale dei soggetti e delle relazioni non eteronormative. La seconda carica l'infanzia di preoccupazioni simboliche e politiche, minacciata dai programmi di educazione alle differenze, al contrasto al bullismo omofobico e dai pericoli della “teoria del genere”³⁴ che circolano nell’educazione nazionale, a livello scolastico e

³² Cf. Agacinski, *Questrion autor de la filiation*.

³³ Tra i vari testi possiamo citare a titolo d'esempio: Adinolfi, *Voglio la mamma*.

³⁴ La reazione di quei attori politici qualificabili come neofondamentalisti, di fronte ai mutamenti della società, trova il suo mezzo nell’idea dell’esistenza di una teoria del genere (Arfini /Zappino, “La volontà di negare. La teoria del gender e il panico eterosessuale.”, Bernini, “Uno spettro si aggira per l’Europa.”, Anatrella, *La teoria del genere e l’origine dell’omosessualità*, Adinolfi, *Voglio la mamma.*), che innesca e mantiene viva un’onda di panico morale (Herdt, *Moral Panics*, Secual Panics: fear and the fight over sexual rights.) Agitata dagli attori politici neofondamentalisti, “la misteriosa teoria è un blob di slogan senza alcun senso teorico e di pregiudizi sessisti e omofobi” che forniscono una caricatura degli studi di genere e delle teorie queer, riducendo a una unità incoerente (la teoria del genere, al singolare) due ampi campi di sapere all’interno dei quali si confrontano posizioni differenti. (Garbagnoli, “L’ideologia del genere.”) Il tutto come arma politica contro l’estensione dei diritti matrimoniali alle coppie gay e lesbiche e contro politiche statuali di contrasto all’omotransfobia. Emblematica è l’opinione del sacerdote e psicoanalista Tony

universitario, ma soprattutto a livello di opinione pubblica e politico.

Il discorso neofondamentalista ricorre ad un'idea costruita politicamente di natura moralmente superiore, definita come reale, oggettiva e quindi universale ed autentica, dove la mascolinità e la femminilità sarebbero dati storicamente e socialmente immutabili. Secondo gli attori neofondamentalisti la definizione di sesso biologico non necessita di spiegazioni in quanto autoevidente. In realtà la definizione di sesso è sempre stata al centro di numerose controversie all'interno della comunità scientifica. Se è pur vero che il sesso biologico non è una finzione, per la sua comprensione è necessario un quadro di definizioni che come tali può essere contestato: non intratteniamo una relazione immediata con il sesso biologico. Anche il genere è, a differenza da quanto sostentato dai neofondamentalisti, costantemente oggetto di e soggetto a pubblica contestazione. Il genere è performativo in quanto produce una serie di effetti. Ci comportiamo come se essere uomo o donna fosse una realtà intrinseca, una verità rispetto a noi stessi o un dato di fatto. In realtà si tratta di un fenomeno prodotto e riprodotto continuamente. Quindi dire che il genere è performativo significa che nessuno in realtà appartiene ad un genere fin dalla nascita; il genere è una copia di un originale che non esiste in quanto viene costantemente costruito. Il genere non è un dato immutabile che discende dal sesso ma è un costrutto culturale e soprattutto un dominio dell'agire e della libertà.³⁵

Nell'ottica neofondamentalista la famiglia è intesa come naturalmente eterosessuale e fondata sul matrimonio, base universale della società e della vita pubblica. Secondo questa costruzione politica-ideologica la famiglia eterosessuale è l'unico soggetto giuridicamente riconoscibile come famiglia ma è simbolicamente e culturalmente impossibile immaginarne di diverse. In altre parole: non esistono famiglie omosessuali, perché due persone dello stesso sesso non possono formare una famiglia. A fare da rinforzo a questo processo di naturalizzazione della famiglia, vi è la seconda argomentazione, quello sulla scienza, che viene contrapposta all'ideologia della teoria del genere. Ed è proprio la genitorialità omosessuale a diventare il centro di uno scontro scientifico. La ricezione in Italia della discussa ricerca di Regnerus³⁶

Anatrella secondo cui la teoria del gender ha come scopo la fine del privilegio eterosessuale al matrimonio, la formazione di famiglie gay considerate non naturali e la fine della differenza sessuale.

³⁵ Cf. *Le Nouvel Observateur*, 15 dicembre 2013, "Théorie du genre: Judith Butler répond à ses détracteurs." Cf. Butler, *Questioni di genere*. Cf. Butler, *Fare e disfare il genere*.

³⁶ Cf. Regnerus, "How different are the adult children of parents who have same-sex relationships? Findings from the New Family Structures Study."

sulle famiglie omogenitoriali è stata salutata dai neofondamentalisti come il ritorno alla vera scienza capace di bollare come ideologiche tutte le ricerche di segno inverso.³⁷ I neofondamentalisti ricercano nella scienza la prova che il loro sentire comune della genitorialità, in quanto diffuso, semplice, auto-evidente, naturale, sia l'unico possibile. Secondo i neofondamentalisti le altre concezioni di genitorialità diventano forzatura ideologica, che sotto le mentite spoglie della scienza e della teoria del genere mira a colonizzare ideologicamente la società e i bambini.

Risulta interessante notare come anche i movimenti LBGTI* mainstream abbiano veicolato i propri argomenti discorsivi mediante l'utilizzo dei concetti di natura e scienza. In particolare è il concetto di natura ad essere declinato diversamente in quanto viene presentato non come un sistema binario maschile/femminile, bensì come una cornice che comprende tutte le possibili differenze umane. Anche l'Onda Pride³⁸ recupera, come i neofondamentalisti recupera il concetto di natura al fine di rivendicare il riconoscimento di eguali diritti umani per le coppie dello stesso sesso, rivendicando l'accettazione sociale sulla base della naturalità delle differenze. Come sottolineano le attiviste Bellè, Peroni e Rapetti,³⁹ il concetto di natura così come descritto sopra nel discorso LBGTI* mainstream è la precondizione per accedere al sistema dei diritti e vedersi aperta la strada per il riconoscimento del matrimonio per le coppie eterosessuali nel contesto politico dominato dalla razionalità neoliberista.

Le tematiche riguardanti il matrimonio tra le persone dello stesso sesso in senso giuridico non coincidono esattamente con quelle della parentela gay ma per l'opinione pubblica conservatrice italiana e francese la parentela non può funzionare e non può qualificarsi come tale al di fuori di una cornice familiare eterosessuale. Ad aggirarsi nei circuiti neofondamentalisti è lo spettro del genitore omosessuale. Uno spettro con un ingiustificato desiderio di maternità o paternità e che solo per questo va sanzionato e dalla cui violenza il "Bambino", costruzione astratta del discorso neofondamentalista, va protetto. Il concetto di Bambino qui proposto è in parte ripreso da Edelman.⁴⁰ Il Bambino nella retorica neofondamentalista è un luogo di proiezioni culturali, un catalizzatore di paranoie politiche e simboliche

³⁷ Per una panoramica sulla letteratura scientifica sul tema s.a Goldeberg, Omogenitorialità. Famiglie con genitori gay o lesbiche: studi e ricerche.

³⁸ Nome ombrello che raccoglie tutte le date dei Pride organizzati in Italia.

³⁹ Cf. Bellè /Peroni /Rapetti, "La natura del gender."

⁴⁰ Cf. Edelman, No Future: Queer Theory and the Death Drive.

sulla purezza e la trasmissione culturale.⁴¹ La retorica del Bambino è usata all'interno del discorso neofondamentalista come strumento argomentativo contro i diritti degli omosessuali: non solo perché le coppie omosessuali non sarebbero in grado di crescere dei figli, ma anche perché gli omosessuali costituirebbero una vera e propria minaccia per i bambini.

Judith Butler⁴² sottolinea che i figli dei genitori omosessuali rappresentano figure martiri nella narrazione neofondamentalista, dove sono mero oggetto dell'egoismo omosessuale e dal progresso sociale. Butler dimostra come in quella discussione c'è un'ansia di segno culturale rispetto alla "revisione" delle strutture di parentela e della norma matrimoniale. Nel discorso neofondamentalista i diritti LGBTI*, associati al timore scaturito dalla crisi dello stato sociale e dalla fine della divisione del lavoro sessuale fordista innescata dalla globalizzazione neoliberista, minacciano la nazione stessa. L'opposizione all'estensione dei diritti matrimoniali alle coppie dello stesso sesso rappresenta il tentativo di fare in modo che lo Stato sostenga una determinata fantasia culturale sul matrimonio e sulla nazione, la cui egemonia è irreversibilmente contestata a livello di pratica sociale. Se la globalizzazione ha dato il via a forze di cambiamento non controllabili, la razionalità neofondamentalista ritiene di poter controllare i corpi, la riproduzione e la sessualità, imbrigliando cambiamenti sociali già in atto, per poter sedare le ansie prodotte dalla globalizzazione stessa.

La scelta del legislatore italiano⁴³ è stata quella far proprie alcune delle tesi che emergevano dal discorso neofondamentalista. La Legge Cirinnà è un riconoscimento parziale dei diritti delle coppie omosessuali visto che non c'è equiparazione tra le coppie eterosessuali che contraggono matrimonio e quelle omosessuali che contraggono l'unione civile. Introducendo uno strumento alternativo al matrimonio, quali che siano gli appellativi e le peculiarità, il legislatore segnala che non ha la volontà di scardinare il privilegio della coppia eterosessuale unita in matrimonio, con tutto ciò che

⁴¹ La retorica del "Bambino" è parte ingrante della retorica dell'estrema destra italiana. Nel novembre 2016 a Trieste una manifestazione organizzata da alcuni esponenti locali della Lega Nord ha tentato di impedire a una ventina di richiedenti asilo la possibilità di risiedere in alcuni locali nelle vicinanze di un asilo. Oltre all'immancabile slogan "prima gli italiani", gli organizzatori e i partecipanti asserivano di difendere i bambini dalla presenza dei richiedenti asilo. Cf. *Il Piccolo*, 4 novembre 2016, "Aquilinia, una cinquantina al presidio per dire no all'accoglienza migranti."

⁴² Cf. Butler, *Fare e disfare il genere*, 164-203.

⁴³ Cf. *Il Fatto Quotidiano*, 29 luglio 2015, "DDL su nozze gay. Boschi: favorevole ma difficile che questo parlamento approvi."

tale privilegio comporta non solo sul piano economico e legale, ma anche sul piano simbolico, dell’immaginario e del più vasto ordine sociale. Si crea così un istituto giuridico ad hoc che riconferma, difende e riproduce l’egemonia della relazione eterosessuale e contemporaneamente scredisca simbolicamente i legami non eterosessuali. Lo dimostra la scelta ambigua operata in tema di genitorialità omosessuale: il prezzo pagato per sbloccare le Unioni Civili è stato il rinvio della norma sulla *stepchild adoption* a favore di una nuova legge complessiva sulle adozioni.⁴⁴ Tale rinvio è funzionale all’eliminazione dal novero dei doveri tra i/le contraenti omosessuali quello della fedeltà. L’assenza dell’obbligo di fedeltà può sembrare un’innovazione positiva, perché elimina un retaggio di matrice confessionale ancora presente nel matrimonio civile, ma la negazione di un dovere giuridicamente rilevante sancisce l’inequiparabilità tra la coppia eterosessuale e quella omosessuale, ciò equivale a stabilire una differenza qualitativa tra il matrimonio e l’unione civile. La strategia politica dei settori cattolici della maggioranza di governo, in altre parole, impedirebbe così alla Legge Cirinnà di aprire per via giudiziale il riconoscimento della genitorialità omosessuale.

D’altra parte è fondamentale sottolineare come un governo di centrosinistra di chiara impronta neoliberista sia riuscito ad estendere i diritti patrimoniali del matrimonio alle coppie dello stesso sesso per la prima volta nella storia italiana. Non sarebbe insensato leggere questa concessione come un’autentica strategia di *pinkwashing* politico che ha avuto gioco fin troppo facile nella strumentalizzazione di una fetta non irrilevante della popolazione, fino a ieri era giuridicamente inesistente e che, simbolicamente, può anche accontentarsi di poco. Il *pinkwashing* è una strategia messa in atto da attori politici che mirano a dare di se stessi un’immagine di apertura e di progresso. Modello del *pinkwashing* è la politica statale israeliana di promozione di un’immagine *gay-friendly* di Israele. E’ una strategia di marketing politico usata per riformulare l’occupazione della Palestina in termini di narrative della civiltà misurate dalla modernità sessuale.⁴⁵

All’interno del dibattito sulle Unioni Civili non va sotaciuto l’impatto di alcune campagne pubblicitarie di aziende che hanno preso una posizione

⁴⁴ Cf. Il testo approvato non prevede che si applichino alle parti dell’unione civile le disposizioni di cui alla legge 4 maggio 1983, n. 184 in materia di adozioni. Tuttavia la Legge Cirinnà prevede espressamente che “resta fermo quanto previsto e consentito in materia di adozione dalle norme vigenti”, non impedendo, teoricamente, l’evoluzione giurisprudenziale.

⁴⁵ Cf. Jasbir Puar, “Rethinking homonationalism.”

favorevole alla legge sulle Unioni Civili.

Risulta interessante la vicenda mediatica che ha coinvolto la multinazionale italiana Barilla. Guido Barilla dichiarava a *Radio24*⁴⁶, la radio del quotidiano economico *Il Sole 24 Ore*:

Non faremo pubblicità con omosessuali perché a noi piace la famiglia tradizionale.
Se i gay non sono d'accordo, possono sempre mangiare la pasta di un'altra marca.
Tutti sono liberi di fare ciò che vogliono purché non infastidiscano gli altri.

Da questo evento parte un boicottaggio, sia in Italia che negli Stati Uniti, che costringe l'azienda italiana a un lavoro di riposizionamento dell'immagine aziendale. Questa politica di marketing pro-diritti la porta nel 2015 a diventare *brand gay friendly*, ottenendo da "Human Right Campaign", la più importante associazione LGBTI* mainstream americana per i diritti degli omosessuali, il punteggio più alto nel "Corporate equality index", una graduatoria basata sulle politiche interne ed esterne aziendali nel campo dell'inclusione aziendale delle persone LGBTI*.⁴⁷ Nel corso degli anni l'azienda si è impegnata nell'incontro con la comunità LGBTI*, nel promuovere politiche aziendali che favoriscano la diversità, in corsi anti-discriminazione, nell'estensione della copertura sanitaria anche alle famiglie e ai parenti dei dipendenti transgender. L'azienda, esclusivamente negli Stati Uniti, ha deciso di donare parte dei propri ricavi ad organizzazione LGBTI*, tra cui la "Tyler Clementi Foundation", un'organizzazione contro il bullismo di natura omofobica.⁴⁸

Lungo il crinale del posizionamento aziendale pro-diritti, all'interno di un contesto politico ancora fortemente omofobo, si innestano processi di inclusione differenziale delle minoranze, come il *pinkwashing* aziendale o il *diversity management*,⁴⁹ i quali portano i soggetti LGBTI* a essere subalterni

⁴⁶ <http://www.radio24.ilsole24ore.com/notizie/guido-barilla-spot-famiglia-122352-gSLAlqYzV> (07.06.2017); Cf. Huffington Post, 26 settembre 2013, "Barilla e gli omosessuali: No ai gay nei nostri spot, siamo per famiglia tradizionale. La protesta su Twitter."

⁴⁷ Cf. *The Washington Post*, 19 novembre 2014, "Human Rights Campaign says Barilla has turned around its policies on LGBT."

⁴⁸ Cf. *Huffington Post*, 17 marzo 2015, "Barilla, dallo scandalo a brand gay friendly. 10 modi in cui l'azienda ha rimediato alla gaffe sull'omofobia."

⁴⁹ Nel corso degli ultimi decenni è emersa la partecipazione al mondo del lavoro di donne, minoranze, persone anziane, omosessuali e persone di diverse nazionalità. A tale proposito il *diversity management* prevede che le imprese non solo tengano conto di queste differenze ma che le gestiscano e le considerino un valore aggiunto per la propria organizzazione al fine di produrne valore. È un approccio che considera la diversità una risorsa da valorizzare non soltanto per puro elogio alla tolleranza, ma anche per il benessere dell'azienda stessa. Per una

all'economia della promessa del sistema capitalistico e alle politiche dei soggetti politici neoliberisti. Il posizionamento aziendale pro-diritti è stato visto da larghi strati della comunità LGBTI* italiana come “progressista” e non come una pratica di marketing e di *pinkwashing* aziendale, tanto da far scrivere a Gianni Rossi Barilli, già nel 1999, che “probabilmente, se oggi può capitarcici di vedere due ragazzi che si scambiano tenerezze in metropolitana [...] lo dobbiamo più a Calvin Klein e ad Armani che all’Arcigay.”⁵⁰

La pubblicità *gay-friendly* è un esempio efficace del desiderio di normalità al centro dell’agenda politica degli interventi per il riconoscimento dei diritti LGBTI* in Italia. Laurent Berlant precisa che il messaggio pubblicitario è politicamente e culturalmente produttivo perché

[I]a pubblicità esplicita i percorsi attraverso cui dare individualmente o collettivamente nome ai propri desideri. Essa non dice la verità sui desideri che già esistono, pur non limitandosi a inventare desideri per la gente. La pubblicità aiuta a rendersi conto di una volontà di felicità che trascende ogni singolo annuncio pubblicitario o merce, ma è da questi autorizzata.⁵¹

Una pubblicità ideata per Ikea nel 2011⁵² ritrae una coppia gay che si tiene per mano nell’atto di fare acquisti di prodotti della multinazionale svedese. Una pubblicità pensata per il mercato occidentale che si rivolge tanto al pubblico LGBTI* quanto a quello eterosessuale. In Italia assume però determinati significati che meritano di essere analizzati. Da un lato la pubblicità Ikea mina il discorso omofobo tipico della narrazione politico-sociale nazionale conservatrice che intendere releggare le coppie omosessuali allo stereotipo dell’instabilità affettiva. In secondo luogo essa allude al vuoto legislativo creato dall’assenza di un qualsiasi tipo di normativa che estenda e regolamenti il diritto di famiglia oltre l’eterosessualità normativa, chiamando in causa l’inerzia, giudicata intollerabile dalla multinazionale svedese,⁵³

critica queer in ambito italiano: Busarello, “*Diversity management, pinkwashing* aziendale e omo-neoliberismo.”

⁵⁰ Cf. Rossi Barilli, Il movimento gay in Italia, 238.

⁵¹ Cf. Berlant, La sfera pubblica dell’intimità.

⁵² Cf. *La Repubblica*, 23 aprile 2011, “Giovanardi contro l’Ikea per la pubblicità gay friendly.”

⁵³ La multinazionale svedese Ikea sul tema della parità dei diritti dimostra un certo opportunismo: nel febbraio 2016 ha destato parecchie polemiche in Israele la decisione di pubblicare un catalogo destinato alla comunità Haredi. Nel contesto ultra-ortodosso le immagini delle donne sono spesso bandite dalle pubblicazioni: per venire incontro a questa posizione religiosa, il catalogo Ikea destinato a questa comunità è priva di figure femminili. (*La Repubblica*, 16 febbraio 2017, “Israele: Ikea pubblica catalogo per ebrei ultraortodossi, non ci sono donne.”)

degli attori politici progressisti. Essa sembra voler promettere la fine delle discriminazioni sessuali mediante l'alleanza tra comunità LGBTI* e (parte) del mercato neoliberista. Ma un'analisi queer focalizza un'altra visione ovvero che la coppia Ikea cristallizza un'idea delle relazioni basata modello di coppia monogamica. Tale idea presuppone che “il desiderio di intimità erotica e romantica con un'unica persona è naturale, non compromesso da modelli economici, sociali e politici di una cultura.”⁵⁴

L'immagine della coppia gay proposta da Ikea è politicamente e culturalmente significativa in quanto ricalca il modello di intimità eteronormativa. Codifica, in altre parole, l'occultamento di quei soggetti e di quelle formazioni relazionali che non possono/non vogliono essere assorbiti nella norma eterosessuale. In particolare l'immagine proposta da Ikea sanziona che per il mercato, come per lo Stato, solo la coppia può essere riconosciuta.⁵⁵

L'estensione dei diritti matrimoniali porta benefici sia reali che simbolici alle comunità LGBTI* ma non si può negare il suo potere coercitivo: non è una delle tante opzioni, bensì è l'unica opzione, che espelle dalle forme di intimità relazionale desiderabili quelle non monogame. La relazione monogama che tende alla rispettabilità determinata dal matrimonio diventa il modello rispetto alla quale vengono definite tutte le altre relazioni. Essa è al tempo stesso un'istituzione e un'aspettativa e non è possibile avere l'una senza l'altra. L'interesse dello Stato e del mercato a cristallizzare le relazioni LGBTI* attorno alla coppia è determinato dal fatto che essa è un modello che disciplina fortemente le nostre vite. Rendere visibile, come fa il queer, che esistono altre intimità oltre a quella della coppia monogama è un atto politico di dissenso rispetto all'eteronormatività della razionalità neoliberista. Non è questione di “stili di vita” ma di trasformazione sociale.

Per, concludere, attraverso l'analisi, in un'ottica queer, del discorso politico e aziendale sulle Unioni Civili possiamo giungere alla conclusione che la ragione neoliberale non implica necessariamente la repressione delle differenze in senso classico, poiché il neoliberismo, attraverso strumenti come il *pinkwashing* e il *diversity management*, è interessato alla cattura del valore che viene prodotto dalle differenze attraverso dispositivi che le reificano e le essenzializzano. La causa dei diritti LGBTI* può celare un'opportunismo politico in grado di rendere più facile l'applicazione di misure economiche e

⁵⁴ Cf. “Heckert, Love without borders?”

⁵⁵ Cf. Grassi, Anarchismo queer.

sociali che precarizzano il mercato del lavoro. Quello che il contesto italiano ci sottolinea è che il neoliberismo è in grado di far propri alcuni punti di vista del neofondamentalismo. All'interno del capitalismo neoliberista e post-fordista, il genere (come la razza) è un dispositivo mobile, il cui confine variabile registra le tendenze in atto nella società rivolte di volta in volta ad aumentare, oppure ad attenuare la linea della subordinazione: la precarietà, per le forme che assume nel mondo contemporaneo, non è una condizione condivisa da tutti nella stessa misura ma è differenzialmente distribuita. Colpisce con maggior forza i soggetti LGBTI* e tra essi coloro che non possono/non vogliono conformarsi all'eteronormatività. Ciò significa che la razionalità neoliberista fa un uso strumentale dei diritti delle minoranze sessuali. La riflessione queer sul matrimonio gay ci porta a ritenere che l'inclusione delle minoranze sessuali operate dal neoliberismo sia di tipo differenziale, nel senso che nel momento in cui include determinati soggetti LGBTI* (quelli che desiderano, ad esempio, uniformarsi alla norma matrimoniale) opera delle esclusioni (coloro che vivono relazioni in formazioni non monogamiche, condannati all'occultamento giuridico e simbolico). Il neoliberismo è una forma di razionalità politica che si pratica con l'autodisciplina in quanto mira a costruire un soggetto “imprenditore di se stesso”⁵⁶ e spoliticizzato, mediante la squalifica del conflitto sociale che mantiene cosciente l'attenzione all'interno di un gruppo sulla condizione condivisa. I movimenti LGBTI* mainstream con la loro battaglia per l'estensione della norma matrimoniale alle coppie gay e lesbiche dismettono il conflitto sociale che mira alla trasformazione della società a favore dell'assimilazione.

3 Il significato politico delle Unioni Civili

In *The Queen of America*, Lauren Berlant delinea l'ascesa della coalizione reaganiana che, insieme ad un processo di deregolamentazione neoliberista dell'economia e del mercato del lavoro, fa entrare sulla scena politica americana una forte reazione conservatrice nei confronti dei diritti civili raggiunti negli anni Sessanta. A tal proposito Berlant descrive un quadro fosco di privatizzazione della cittadinanza, in cui la famiglia eterosessuale e i valori tradizionali e religiosi vengono utilizzati per la costruzione e la difesa di una nazione immaginata, messa in crisi dalle stesse politiche neoliberiste.

⁵⁶ Cf. Zappino, Il genere tra neoliberismo e neofondamentalismo.

Un soggetto politico, quello reaganiano, che è il paradigma dell'alleanza organica tra cultura d'impresa e destra cristiana e rafforza la tesi iniziale di questo scritto: la razionalità neofondamentalista può convivere e sostenere la razionalità neoliberista. A partire dagli anni Ottanta si è imposta una politica "familista" che ha ridefinito i temi del discorso pubblico americano come l'aborto, la sessualità, riproduzione, la moralità personale, i valori famigliari, e il matrimonio. Berlant teorizza l'esistenza di una sfera pubblica di intimità nella quale le dicotomie privato e pubblico e sessuale/sociale decadono. Nel discorso di Berlant questi temi non emergono in quanto preoccupazioni private ma sono parole-chiave del dibattito su ciò che l'America rappresenta e diventano i principali temi del discorso pubblico: nel momento in cui si smantellava lo stato sociale e si precarizzava il mercato del lavoro, la destra reaganiana intensificava la costruzione di un'utopica nazione americana basata su valori conservatori, grazie ad un sapiente marketing di immagini nostalgiche di un'America normale, familiare, dove l'omosessualità veniva posta in un cono d'ombra. La sfera intima, estesa dall'egemonia neoliberista a un ambito globale, rappresenta tutt'ora una sorta di annessione completamente mutata di segno, da parte del potere, delle rivendicazioni che femminismo e movimenti LGBTI* hanno sempre portato avanti riguardo alla decostruzione della dicotomia pubblico/privato e alla dimensione politica della sessualità. Nella sfera intima pubblica le soggettività diventano icone, ridotte a stereotipo.

La conquista egemonica del neoliberismo è evidente anche negli effetti sui suoi avversari di sinistra. Il sociologo Anthony Giddens,⁵⁷ teorico della Terza Via del *Labour* inglese, ritiene superata la diaide destra/sinistra a causa delle modificazioni operate dalla globalizzazione economica e dalla razionalità neoliberista. Alla sinistra mancherebbe completamente un agente sociale capace di realizzare qualsiasi progetto di trasformazione. Finite le utopie politiche del novecento, dismesse la contrapposizione destra/sinistra, ciò che rimane per garantire l'esistenza di una società democratica sono il rispetto dei principi liberali. Non deve sorprendere che i governi socialdemocratici europei e le presidenze liberal statunitensi, nel momento in cui implementano le politiche neoliberiste, si facciano promotori dell'estensione dei diritti civili, tra cui il matrimonio gay. Se la destra neoliberista usa parole-chiave come aborto, sessualità, riproduzione, moralità personale, valori famigliari, matrimonio per disegnare un immaginario conservatore di società anche la

⁵⁷ Cf. Giddens, *Oltre la destra e la sinistra*.

sinistra neoliberale usa quelle stesse parole chiave, dandone un contenuto opposto. “La politica dei diritti civili” diventa per quella sinistra il discriminio che riformula la propria diversità nei confronti della destra all’interno del mercato politico.

All’interno di questa svolta della sinistra in senso neoliberista, in concomitanza con l’emergenza della crisi dell’Aids e della riproposizione di un nuovo stigma sulle persone omosessuali, un numero crescente di attivisti e studiosi LGBTI* progressisti dismettono le posizioni politiche radicali degli anni Settanta a favore della cosiddetta rispettabilità. Per i sostenitori di questa svolta, iniziative come il matrimonio gay sono in grado di rendere i gruppi marginalizzati più legittimati all’interno della società. Quelle del movimento mainstream sono rivendicazioni per il riconoscimento, che sostengono politicamente e simbolicamente l’appropriazione da parte dei soggetti LGBTI* del modello matrimoniale di relazione, venendo a patti con l’eteronormatività, così come con gli altri aspetti della cultura neoliberista. L’estensione del diritto al matrimonio, che è basato sulla logica dell’esclusività, della proprietà privata degli affetti e delle relazioni, per le persone LGBTI* si iscrive dunque in una logica di estensione della privatizzazione a nuovi soggetti che ne erano stati finora esclusi. La privatizzazione degli affetti favorisce⁵⁸ l’imposizione ideologica del modello eteronormativo come unico orizzonte nell’organizzazione della solidarietà interpersonale e della riproduzione. Questi processi si accompagnano a una forma di depoliticizzazione delle coppie gay e lesbiche e a quel fenomeno politico che Lisa Duggan definisce omonormatività,⁵⁹ dove non c’è nessuna messa in discussione dell’eteronormatività.

In “Normal and Normaller: Beyond Gay Marriage” Warner analizza il processo di normalizzazione della sfera pubblica LGBTI*, mostrando quanto sia regressivo il dibattito sul matrimonio gay. Il pensiero queer, sia prima che dopo Stonewall, era incentrato sulla necessità di resistere alla regolazione della sessualità da parte dello Stato e riconosceva la diversità delle relazioni intime e sessuali, non limitandosi alla coppia monogamica. A partire dagli anni Ottanta il cambiamento interno del movimento LGBTI* sviluppa una nuova strategia politica e nuovi strumenti discorsivi. La lotta politica inaugurata dalla richiesta di inclusione e riconoscimento si è ridotta a una crociata morale contro la cultura sessuale pubblica queer e alla promozione

⁵⁸ Cf. Illouz, *Consuming the Romantic Utopia*.

⁵⁹ Cf. Duggan, *The Twilight Of Equality?*

della rispettabilità derivante dalla monogamia e dalla regolamentazione statale delle relazioni sessuali. Andrew Sullivan scrive esplicitamente in *Praticamente normali: Le ragioni dell'omosessualità*: “Sono pochi gli incentivi sociali [...] che aiutano gli omosessuali a non essere depravati: manca un vero sostegno sociale o familiare, non c’è alcuna istituzione che incoraggi la fedeltà e la monogamia.”⁶⁰

La ricerca della rispettabilità data dalla stabilità della coppia, legittimata dallo Stato, serve a riscattare i soggetti LGBTI* dalla negatività che rappresentano agli occhi dell’opinione pubblica eterosessuale. La corsa al matrimonio omosessuale mostra in maniera paradigmatica come il desiderio di normalizzazione e assimilazione fornisca legittimità a coloro che si vogliono uniformare al modello eteronormativo all’inaccettabile costo di rendere abietti desideri e forme alternativi a quelle monogamiche. Una simile politica, al di là del suo successo, tradisce il presupposto che ha consentito a gay e lesbiche di costruirsi come cultura: la decostruzione della norma eterosessuale come modello rispetto al quale misurare il valore di ogni relazione, aspirazione e desiderio.

Torniamo alla domanda iniziale: il matrimonio gay costituisce un passo radicale verso una maggiore democratizzazione o costituisce una politica assimilazionista ancillare del neoliberismo? Nel tentativo di ottenere il diritto al riconoscimento statuale delle coppie dello stesso sesso, il movimento politico LGBTI* mainstream ha chiesto che un’istituzione esistente aprisse le sue porte alle coppie dello stesso sesso, che il matrimonio non fosse un privilegio eterosessuale (come desiderano gli attori politici neofondamentalisti). Il movimento mainstream sostiene che questa mossa renderà l’istituzione matrimoniale più equalitaria. La prospettiva politica queer segnala come la lotta per il riconoscimento legale delle coppie dello stesso sesso, per includerle nell’istituzione coniugale, estenda il potere eteronormativo, esacerbando la distinzione tra queste forme di unione legittime dallo Stato e quelle che non lo sono. L’adesione alla norma matrimoniale rafforza la mano dello Stato nella regolamentazione di un comportamento sessuale umano e incoraggia la distinzione tra forme legittime e forme illegittime di relazione e parentela. Ma il riconoscimento da parte dello Stato ha un costo: l’emarginazione di chi non cerca questo riconoscimento, confermando il privilegio della concezione eteronormativa della coppia rispetto ad altre forme di unione, non necessariamente diadiche,

⁶⁰ Sullivan, *Praticamente normali*, 99.

che siano di tipo affettivo, amoroso, sessuale, amicale, di sostegno reciproco o di parentela. Coloro che cercano il matrimonio non solo si identificano con quelli che hanno ricevuto la benedizione, inteso come riconoscimento, dello Stato, ma con lo Stato stesso, accettandolo come luogo necessario per la democratizzazione e perpetuando l'assunto in base al quale molti altri diritti (in materia di proprietà e successioni, come in materia di adozione e di accesso alle tecniche di procreazione assistita) possano essere accordati solo attraverso il riconoscimento formale di una coppia. In senso lato, la lotta politica per il riconoscimento ha significato anche far passare in secondo piano una più ampia gamma di rivendicazioni dei movimenti queer, come quelle del diritto al reddito, alla casa, al welfare, in assenza delle quali è davvero difficile pensare a forme di affettività, di sessualità, di famiglia, di genitorialità che siano libere e autodeterminate. In generale i movimenti queer, pur rivendicando il proprio antagonismo, non disconoscono i riconoscimenti giuridici in quanto consapevoli di come il recepimento e l'istituzionalizzazione delle istanze LGBTI* in numerosi paesi europei si siano tradotte in politiche che hanno migliorato la vita di molti.⁶¹ Di fronte a ciò la riflessione e la prassi queer ha la consapevolezza teorica e politica di come questo processo rappresenti un elemento di criticità e di contraddizione: il queer è in grado di far emergere come le “politiche dei diritti” si siano trasformate in strumenti di un sistema che le utilizza per giustificare l’egemonia neoliberista e per legittimare discorsi e politiche nazionaliste e eurocentriche, quando non scopertamente razziste. Pensiamo all’Europa dei respingimenti in mare e di Schengen, che si presenta però come l’Europa attenta a sostenere politiche antiomofobe.

Judith Butler, intervista dal *Manifesto*, asserisce:

A mio parere dobbiamo elaborare una nozione di “riconoscimento critico”, ossia una pratica che consiste nel cercare riconoscimento nei termini delle norme esistenti (ad esempio, ampliare le norme per l’uguaglianza e la giustizia), ma anche nell’interrogare e mettere in discussione la portata e il carattere di queste norme. Se ci limitiamo a cercare il riconoscimento, resteremo legati alle norme esistenti. Ma se ci sta a cuore chi non riesce a ottenere riconoscimento dalle norme esistenti, o dal loro ampliamento, dobbiamo elaborare nuove forme sociali, ed anche nuove norme.

⁶¹ Il diritto al riconoscimento delle coppie dello stesso sesso dovrebbe essere riconosciuto anche e soprattutto per motivi di classe: le coppie gay e lesbiche più povere sono doppiamente discriminate, rispetto a quelle più abbienti, in quanto alla discriminazione formale si somma quella sostanziale derivante dal fatto che alcune questioni di primo piano, come la proprietà o le successioni, devono essere regolate per vie privatistiche, e ciò comporta oneri e costi che ricadono interamente su singoli doppiamente vulnerabili.

Questo vuol dire interrogare i limiti del riconoscibile e formulare una politica precisamente su questo punto.⁶²

Butler affronta un cortocircuito: se la totale mancanza di tutele è una condizione inammissibile, rimane in sospeso la resistenza all'imposizione del modello eteronormativo. D'altra parte la riflessione e la prassi politica queer ha preso coscienza che in una prospettiva giuridica liberaldemocratica la mancata estensione all'istituto del matrimonio alle coppie non eterosessuali è una discriminazione non giustificabile. All'interno di questo contesto, è possibile una lotta al modello eteronormativo a condizione che si smetta di considerarlo come l'unica via possibile. E tuttavia la lotta a questo modello non è qualcosa di utopico. Butler sembra invitare ad un ripensamento delle forme di vita intima, di socializzazione e di parentela che non debbano confermare la gerarchia tra forme di unione che ambiscono alla riconoscibilità e forme sprovviste dei requisiti ritenuti necessari condannate all'emarginazione dalla scena pubblica.

Federico Buttò, Arcigay Arcobaleno Trieste Gorizia

Bibliografia

- Acquistapace, Alessia /Arfini, Elisa A.G. /De Vivo, Barbara /Ferrante, Antonia Anna /Polizzi, Goffredo: *Tempo di essere incivili. Una riflessione terrona sull'omonazionalismo in Italia al tempo dell'austerity.* In: Zappino, Federico (Ed.): *Il genere tra neoliberismo e neofondamentalismo.* Verona 2016, 61-73.
- Adinolfi, Mario: *Voglio la mamma. Da sinistra, contro i falsi miti di progresso.* Tricase 2014.
- Agacinski, Sylviane: *Question autour de la filiation.* In: *Le Forum “Ex aequo”, luglio 1998.*
- Anatrella, Tony: *La teoria del “gender” e l'origine dell'omosessualità. Una sfida culturale.* Cinisello Balsamo 2012.
- Arfini, Elisa A.G /Zappino, Federico: La volontà di negare. La teoria del gender e il panico eterosessuale. In: *Il Lavoro Culturale.* 14.07.2015. <http://www.lavoroculturale.org/la-volonta-di-negare/> (07.06.2017)
- Arfini, Elisa A.G/Lo Iacono, Cristian (Eds.): *Canone inverso. Antologia di teoria queer.* Pisa 2012.

⁶² Libreria delle Donne di Milano, Il Manifesto.

- Balzano, Angela: Le conseguenze dell'amore ai tempi del biocapitalismo. Diritti riproduttivi e mercati della fertilità. In: Zappino, Federico (Ed.): *Il genere tra neoliberismo e neofondamentalismo*. Verona 2016, 110-125.
- Barilli, Gianni Rossi: *Il movimento gay in Italia*. Milano 1999.
- Belardelli, Giulia: Barilla e gli omosessuali: 'No ai gay nei nostri spot, siamo per famiglia tradizionale.' La protesta su Twitter. In: *Huffington Post*. 26.09.2013. http://www.huffingtonpost.it/2013/09/26/barilla-no-spot-con-omosessuali_n_3993977.html (28.02.2017)
- Bellè, Elisa /Peroni, Caterina /Rapetti, Elisa: La natura del gender. Il conflitto sulla cittadinanza sessuale, tra dicotomie e ambivalenze. In: Zappino, Federico (Ed.): *Il genere tra neoliberismo e neofondamentalismo*. Verona 2016, 35-47.
- Berardi, Bifo: *L'anima al lavoro. Alienazione, estraneità, autonomia*. Roma 2016.
- Berlant, Lauren: La sfera pubblica dell'intimità. In: Arfini, Elisa A.G /Lo Iacono, Cristian (Eds.): *Canone inverso. Antologia di teoria queer*. Pisa 2012, 175-200.
- Berlant, Lauren: *The Queen of America goes to Washington City: Essays on sex and citizenship*. Durham 1997.
- Bernini, Lorenzo: Uno spettro si aggira per l'Europa. Sugli usi e abusi del concetto di gender. In: *Cambio*. 8/2014, 81-90. DOI: 10.1400/228743.
- Bette, Italria: Barilla, dallo scandalo a brand gay friendly. 10 modi in cui l'azienda ha rimediato alla gaffe sull'omofobia. In: *Huffington Post*. 17.02.2015. http://www.huffingtonpost.it/2015/03/17/barilla-da-scandalo-a-brand-gay-friendly_n_6883906.html (28.02.2017)
- Busarello, Renato: *Diversity management, pinkwashing aziendale e omoneoliberismo*. In: Zappino, Federico (Ed.): *Il genere tra neoliberismo e neofondamentalismo*. Verona 2016, 74-85
- Butler, Judith /Laclau, Ernesto /Zizek, Slavoj: *Dialoghi sulla Sinistra. Contingenza, egemonia, universalità*. Bari-Roma, 2010.
- Butler, Judith: *Fare e disfare il genere*. Milano-Udine 2014.
- Butler, Judith: *La vita psichica del potere. Teorie del soggetto*. Milano-Udine 2013.
- Butler, Judith: *Questioni di genere. Il femminismo e la sovversione dell'identità*. Roma-Bari 2013.
- Colpiani, Gianmaria: Omonazionalismo nel belpaese. In: Giuliani, Gaia (Ed.): *Il colore della nazione*. Roma 2015.

- Dardot, Pierre /Laval, Christian: *Guerra alla democrazia. L'offensiva dell'oligarchia neoliberista.* Roma 2016.
- Dardot, Pierre /Laval, Christian: *La nuova ragione del mondo. Critica della razionalità neoliberista.* Roma 2013.
- De Vivo, Barbara /Dufour, Suzanne: OMONAZIONALISMO Civiltà prodotto tipico italiano?! In: Marchetti, Sabrina/ Mascat, Jamila/ Perilli, Vincenza (Eds.): *Femministe a parole. Grovigli da districare.* Roma 2012.
- Del Pero, Mario: *Era Obama. Dalla speranza del cambiamento all'elezione di Trump.* Milano 2017.
- Duggan, Lisa: *The Twilight Of Equality? Neoliberalism, Cultural Politics, And The Attack On Democracy.* Boston 2004
- Edelman, Lee: *No Future: Queer Theory and the Death Drive.* Durham 2004.
- Fraser, Nancy /Honneth, Axel: *Redistribuzione o riconoscimento? Una controversia politica-filosofica.* Roma 2007.
- Fraser, Nancy: *Fortune del femminismo. Dal capitalismo regolato dallo Stato alla crisi neoliberista.* Verona 2015.
- Fraser, Nancy: *Il danno e la beffa. Un dibattito con Nancy Fraser su redistribuzione, riconoscimento, partecipazione.* Lecce 2012.
- Garbagnoli, Sara: L'ideologia del genere: l'irresistibile ascesa di un'invenzione retorica vaticana contro la denaturalizzazione dell'ordine sessuale. In: *AG AboutGender; International Journal of Gender Studies.* 3/2014, No 6. <http://www.aboutgender.unige.it/index.php/generis/article/view/224> (07.06.2017)
- Giddens, Anthony: *Oltre la destra e la sinistra.* Bologna 2011.
- Goldeberg, Abbie E.: *Omogenitorialità. Famiglie con genitori gay o lesbiche: studi e ricerche.* Trento 2015.
- Grassi, Samuele: *Anarchismo queer. Un'introduzione.* Pisa 2013.
- Heckert, Jamie: Love without borders? Intimacy, Identity and the State of compulsory monogamy. In: Barker, Meg /Landgridge, Darren (Eds.): *Understanding non-monogamies.* New York 2010, 255-266.
- Herdt, Gilbert (a cura di): *Moral Panics, Sex Panics. fear and the fight over sexual rights.* New York 2009.
- Human Right Campaign: Han rights campaign endorses Hillary Clinton For President. (Ultimo accesso al sito: 04/03/2017)
- Illouz, Eva: *Consuming the Romantic Utopia: Love and the Cultural Contradictions of Capitalism.* Berkeley 1997, 2000.

- Legge 19 febbraio 2004, n. 40: *Norme in materia di procreazione medicalmente assistita.*
- Legge 20 maggio 2016, n. 76: *Regolamentazione delle Unioni Civili tra persone dello stesso sesso e disciplina delle convivenze.*
- Libreria delle Donne di Milano (Eds.): *Il manifesto. L'immaginario nazionale imposto a viva forza. Sovranità, confini, vulnerabilità.* 25.03.2008. http://www.libreriadelledonne.it/_oldsite/news/articoli/Manif250308_c.htm (09.06.2017)
- Lo Iacono, Cristian: Filosofia sociale dell'odio antiomosessuale. In: Zappino, Federico (Ed.): *Il genere tra neoliberismo e neofondamentalismo.* Verona 2016, 19-34.
- Marterl, Frédéric: *Global gay.* Milano 2014.
- N., N.: Giovanardi contro l'Ikea per la pubblicità gay friendly. In: *La Repubblica.* 23.04.2011. http://www.repubblica.it/politica/2011/04/23/news/giovanardi_contro_l_ikea_per_la_pubblicit_gay_friendly-15309874/ (28/02/2017)
- Noexpo Pride (Eds.): *Documento politico per il Noexpo Pride del 20 giugno 2015.* <https://noexpopride.noblogs.org/?p=142> (09.06.2017)
- Pollo, Simone: *La morale della natura.* Roma-Bari 2008.
- Puar, Jasbir: Rethinking homonationalism. In: *International Journal of Middle East Studies.* 45/2013, 336-339.
- Q., F.: Matrimoni gay, Boschi: "Favorevole ma difficile che questo Parlamento approvi ddl." In: *Il Fatto Quotidiano.* 29.07.2015. <http://www.ilfattoquotidiano.it/blog/collaboratoregenerico/ptype/articoli/> (28/02/2017).
- Regnerus, Mark: How different are the adult children of parents who have same-sex relationships? Findings from the New Family Structures Study. In: *Social Science Research,* 41/2012, 752–770.
- Somashekhar, Sandhya: Human Rights Campaign says Barilla has turned around its policies on LGBT. In: *The Washington Post.* 19.11.2014. https://www.washingtonpost.com/politics/human-rights-campaign-says-barilla-has-turned-around-its-policies-on-lgbt/2014/11/18/9866efde-6e92-11e4-8808-afaa1e3a33ef_story.html?utm_term=.22da5b456fa8 (28.02.2017)
- Sullivan, Andrew: *Praticamente normali: Le ragioni dell'omosessualità.* Milano 1996.
- Warner, Michael: Normal and Normaller: beyond gay marriage. In: *GLQ.* 5/1999, 119-172.

Watney, Simon: Lo spettacolo dell'Aids. In: Arfini, Elisa A.G /Lo Iacono, Cristian (Eds.): *Canone inverso. Antologia di teoria queer.* Pisa 2012, 53-74.

Zappino, Federico (Ed.): *Il genere tra neoliberismo e neofondamentalismo.* Verona 2016.

Joris Anja Gregor

„There is an ‚I‘ in LGBT*QI*“

Inter*¹ als kritischer Spiegel für Queer Theory²

Abstract

*The LGBT*QI*-acronym is used especially in queer theory and practice with all good intentions. In this article, I argue that subsuming Inter* under umbrella terms referring to queer identities necessarily falls short. While the abbreviation LGBT*Q addresses different sexualities and gender identities, the Inter*-movement rather negotiates problematic medical treatment of bodies which were identified as intersexed. Surgical and hormonal interventions seek to disambiguate the intersexed body by assigning a person's identity as either male or female. The emerging self is by no means male or female, though neither is their body. Instead, Inter* biographies contain narratives about the alienated, aching, and traumatized body as a mediator in the process of subjectivation and self-perception. I try to do justice to the inter*-phenomenon by doing a grounded queer theory. I conclude that connecting Butler's queer theory and Fausto-Sterling's concept of embodiment allows for a reflection on the role of empirical material in queer research – and to develop an approach that can be termed fleshier queer studies.*

Keywords

Anne Fausto-Sterling, Inter, Body, Embodiment, Judith Butler, New Materialism, Queer Theory*

Die folgende Passage aus einem biographischen Interview mit Lisa*³ in

¹ Die Schreibweisen Inter*/inter* (Substantiv bzw. Adjektiv/Adverb) vereinen in sich (ebenso wie Trans*) die verschiedensten körperlichen Erscheinungsformen und L(i) ebensentwürfe. Sie wurde übernommen von inter* Aktivist_innen von TransInterQueer e.V./OII Deutschland.

² Dieser Artikel ist eine Zweitveröffentlichung; erstmals erschienen ist der Artikel unter Anja Gregor: „There is an ‚I‘ in LGBT*QI*.” Inter* als kritischer Spiegel für Queer Theory. In: *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*. (8/2) 2016, 15-30.

³ Die im Artikel angeführten Interviewpassagen entstammen meiner Biographieforschung mit fünf intergeschlechtlichen Menschen, die ich 2009 bis 2014 durchgeführt habe. Die Interviews wurden zwischen 2009 und 2011 geführt. Die Interviewsitzungen dauerten je zwischen drei und fünf Stunden, die Interviews selbst zwischen zwei und vier Stunden. Die Befragten waren zum Zeitpunkt des Interviews zwischen 25 und 54 Jahre alt. Die Befragten haben sich mit selbst gewählten Namen anonymisiert und passende Pronomina benannt. Im

dem sie den Umgang ihres behandelnden Arztes mit ihr als Zwölfjährige beschreibt, steht stellvertretend für biographische Narrative medizinisch zugerichteter inter* Menschen:

ja in einem doch. recht. **freundlichen** Gespräch, [...] halt das Thema der: Neovagina, (1) äh, thematisiert, und der Arzt sagte mir halt damals ä h m: dass ohne diese letzte Operation, äh: ich nie Geschlechtsverkehr haben könnte, [mhm] u n d ähm: dann hab ich gesagt ich möchte das aber nicht, ‚weil.‘ Scham und. [mhm] Traumata und ähm. [...] ja. also der Arzt redete halt auf mich **ein**, [...] ich wollte ja schließlich eine richtige Frau sein, (1) u n d (da hab=ich gesagt) okay, ja, ich will ne richtige Frau sein, u n d (1) aber ich möchte diese Operation nicht. [mhm] [...] und dann sagte der Arzt zu mir (1) naja, ähm, ohne diese Operation, wär=s halt nicht möglich, mit nem Mann zu schlafen, u n d ich müsste. (1)

Die Passage zeigt, dass um die Materialität des inter* Körpers „viel medizinische Aktivität entfaltet“⁴ wird – chirurgisch und medikamentös ebenso wie sozial. Aus diesem Grund muss sich die medizinkritische *politische* Aktivität ebenso darauf beziehen: Das Einfordern der Menschenrechte auf körperliche Unversehrtheit und individuelle Selbstbestimmung auch für inter* Menschen ist ein wesentliches Moment jener Auseinandersetzungen.

Inter* unterscheidet sich insofern von anderen Komponenten des Kontinuums queerer L(i)ebensweisen, als sie für ein umfassendes Verständnis als soziales Phänomen immer ‚von der Materie aus‘ gedacht werden muss. Es geht hier „zuvorderst um ein Ende medizinischer Invasion und erst an zweiter Stelle um Identitätsfragen, Anerkennungs- und Umverteilungskämpfe.“⁵ Inter* konsequent als sozial relevantes Phänomen zu denken, erfordert eine Reflexion der Rolle von Materialität in der *queer theory*, die nicht zuletzt dazu beiträgt, politische Auseinandersetzungen und wissenschaftliche Diskussionen voranzutreiben.

Die Interviewpassagen, die den empirischen Rückhalt für die Begründung dieser These stellen, erzählen mitnichten nur die Geschichte der Versehrung und Fremdbestimmung ihrer Körper, sie entfalten emanzipatorisch-transformatives Potenzial – verweisen daneben implizit immer auch auf die historische Entwicklung des heutigen Umgangs mit und also den sozialen Gehalt von Inter*. Diese Narrative repräsentieren die Materialisierung⁶

Folgenden werden die Namen mit einem * gekennzeichnet.

⁴ Thomas, „Intersex Interventionen“, 20.

⁵ Hechler, „Intergeschlechtlichkeit“, 63.

⁶ Im vorliegenden Beitrag werden zwei Arten der Materialisierung verhandelt. Wenn von der Berücksichtigung der Materie als *new materia* die Rede ist, verwende ich

einer sozialen Praxis, die sich als Diskurslinie der Pathologisierung von Zwischengeschlechtlichkeit seit der Antike beschreiben lässt.

1 Inter* als soziale Kategorie

Der Aufschlag für die bis heute wirksame Deutungsmacht des medizinischen Diskurses wird in der Frühen Neuzeit mit der Medikalisierung des Hermaphroditen geleistet.⁷ In der Aufklärungszeit etabliert sie sich mit dem Aufkommen der Medikalisierung der Geschlechtszuweisung, also der Akademisierung der Überwachung des Geschlechtsstatus, die Vorstellung vom Zwitter als „abweichendes, unvollkommenes, jedoch in Wahrheit männliches resp. weibliches Individuum.“⁸ Diese zweigeschlechtliche Logik mit dem Zwitter als Pathologie des Männlichen/Weiblichen und mit ihr die biopolitische Kontrolle von inter* Körpern etabliert sich⁹ mit über die Jahrhunderte unterschiedlichen Vorstellungen, was genau an/in den Körpern pathologisch sei. Heutige Behandlungspraktiken und -richtlinien in der Medizin sind damit nicht eine ‚Erfindung‘ jüngster medizinischer Entwicklungen, sondern lassen sich einbetten in eine Genealogie des „medizinisch-psychologische[n] Hermaphroditismus-Diskurs[es],“ der

sich so als ein Brennpunkt für Praktiken [zeigt], die darauf ausgerichtet sind, Grenzen zwischen männlichem/weiblichem und eindeutigem/uneindeutigem Geschlecht sowie normaler/abweichender Sexualität zu ziehen, festzulegen und zu kontrollieren.¹⁰

Das kulturelle System der Zweigeschlechtlichkeit verwirft Inter* als konstitutives Außen; gleichzeitig wird innerhalb des Systems mit der sich fortsetzenden Erforschung des Phänomens die Grenze zwischen den Geschlechtern immer tiefer gezogen, indem immer kleinere und feinere Einheiten zur Bestimmung des Geschlechts herangezogen werden.¹¹ Zygmunt Bauman arbeitet in *Moderne und Ambivalenz* (1995) die Praxis der Kategorisierung zur Tilgung von Ambivalenzen als gewaltsame, einschränkende Praxis heraus und zeigt, dass der wissenschaftlichen

MATERIALISIERUNG; wenn ich mich auf die von Butler entwickelte Perspektive auf Materialisierung beziehe, verwende ich diese ohne Kapitalchen.

⁷ S.a. Klöppel, XX0XY ungelöst, 136pp.

⁸ Idem., 231.

⁹ S.a. idem., 217.

¹⁰ Idem., 15f.

¹¹ S.a. Voß, Making Sex Revisited.

Tätigkeit die „Vision der Kontrolle, Verwaltung und Verbesserung der Dinge (d. h. [die] Vision, sie fügsamer, gehorsamer, dienstwilliger zu machen)“¹² immer inhärent ist.¹³ Die Kategorie Inter* wird als Dazwischen und Außen gleichsam zum Vexierbild, das als Verworfenes die Grenzen der Matrix der Geschlechternormen sichtbar macht. Deren Pathologisierung und Tilgung als Ambivalenz gültiger Zweigeschlechternormen wirken sich unterstützend auf die binäre Operation von Geschlecht innerhalb dieser Matrix aus.

Die auch gegenwärtig von der westlichen Schulmedizin weit(er)hin praktizierte Medikalisierung von inter* Körpern hat teils gravierende Auswirkungen auf die konkret betroffenen Individuen. Implizit wird die Annahme transportiert, dass Körper, die keinem der zwei gültigen Geschlechter zweifelsfrei zugeordnet werden können, für die Möglichkeit eines vermeintlich guten Lebens chirurgisch und/oder medikamentös zugerichtet werden müssten. Inter* lässt sich beschreiben als das Paradox eines nichtexistenten Phänomens, das mit seiner Entdeckung umgehend pathologisch markiert und mittels Feminisierung oder Maskulinisierung verschleiert werden muss.¹⁴ Ausgelöscht wird es dadurch jedoch nicht: Es werden mitnichten weibliche oder männliche, sondern versehrte inter* Körper konstruiert und die Zurichtungserfahrungen in biographische Konstruktionen als Erfahrungen der Verletzung und Fremdbestimmung integriert. „[The changes of the intersexed body due to surgery and medication; A.G.] are necessarily imbricated in the process of the emerging self.“¹⁵

Ausgewählte Narrative von inter* Menschen¹⁶ werden nachfolgend gelesen im Spiegel des sozialen Gehalts der Zurichtung unnormaler Körper entsprechend hegemonialen Vorstellungen von Gesundheit, Geschlecht und Fähigkeiten. Sie weisen die Bedeutung von Inter* als soziale Kategorie aus. Der Körper muss als konkreter, materiell-physischer Ort der zwangsweisen, kulturell legitimierten Vergeschlechtlichung thematisiert werden, um die eigene Lebensgeschichte vollständig erzählen zu können. Er ist darüber

¹² Bauman, Moderne und Ambivalenz, 57.

¹³ In der Medizin etwa würden ethisch fragwürdige Praktiken mittels der „Mystik der weißen Kittel“ (Simpson, Der amerikanische Bumerang, zit. n. Bauman, Moderne und Ambivalenz, 59) als Rationalität legitimiert – dies gilt, so möchte ich hier ergänzen, nicht einzig für die Problematik des Umgangs mit der Rassenhygiene im Dritten Reich, s.a. Bauman, Moderne und Ambivalenz, 59pp.

¹⁴ Eckert, Intervening in Intersexualization führt hierfür mit ihrer Dissertationsschrift den Begriff *intersexualization* ein.

¹⁵ Roen, „Clinical Intervention and Embodied Subjectivity“, 21.

¹⁶ S.a. dazu bspw. Barth et al., Inter.

hinaus als Erfahrungsspeicher im Interview anwesend und räumt sich verschiedentlich in die Transkripte ein.

Die Anerkennung der Relevanz des (inter*) Körpers als konkret verhandelte und behandelte Materie der (zwangswise) Vereingeschlechtlichung erscheint mir notwendig, um den Diskurs der *queer theory* als originär linguistisch-sprachphilosophisches (und in der Folge sozialkonstruktivistisch verhandeltes) Projekt kritisch zu reflektieren.

2 Inter* Thematisierungen des Körpers

Schilderungen über Schmerzen durch chirurgische Eingriffe, die Enteignung des Körpers durch ungenügende Informationen über medizinische Behandlungen und Eingriffe sowie Nachweise für die dabei entstandenen Traumatisierungen finden sich verschiedentlich in inter* Biographien. Die folgenden Interviewpassagen wurden ausgewählt, weil sie im Sinne der Argumentation des vorliegenden Beitrags die im Zuge der Interviewanalyse herausgearbeiteten fünf Gehalte des Körperthemas,¹⁷ die sich in den Biographien wiederfinden, in gegebener Kürze und Prägnanz repräsentieren.

2.1 Instrumentalisierte, disziplinierte Körper

Zwaantjes* Erzählungen der ersten diagnostischen Untersuchungen, deren Ergebnis die Diagnose ‚Intersexualität‘ ist, und die Auswirkungen der Entfernung ihrer funktionstüchtigen Keimdrüsen auf ihr KörperEmpfinden werden im Folgenden stellvertretend für das Erleben der Enteignung des Körpers durch den medizinischen Apparat¹⁸ und dessen Folgen angeführt, das alle Befragten verschiedentlich äußern.

¹⁷ Die hier verhandelten Körperthemen sind: instrumenteller Gehalt (der medizinisch enteignete Körper), sozialer Gehalt (der disziplinierte Körper), extrovertierter Gehalt (der Körper als Mittel zum Zweck) sowie der eigen-sinnige Gehalt (der spürbare Körper). Daneben arbeite ich den biographischen Gehalt (der geschichtliche Körper) heraus, der sich vor allem entlang des ersten Zitats von Lisa* nachweisen lässt: Er gleicht erwartete Körperentwicklungen (Pubertät) mit den erzählten ab und legt so weitere normative Grundlegungen des Medizindiskurses offen. Cf. Gregor, Constructing Intersex, 190pp.

¹⁸ Es handelt sich hierbei nicht zwingend um das (Fehl-)Verhalten einzelner Mediziner_innen. Im Umgang mit intergeschlechtlichen Menschen greifen mit historisch gewachsenen Diskursen verwobene Handlungsmuster, denen ein rigides Verständnis von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität zugrunde liegt (s.a. dazu Zehnder, Zwicker beim Namen nennen, 95) und die sich nicht auf tragische Einzelfälle reduzieren lassen, sondern Ausdruck des kulturellen Zwangssystems der Zweikörpergeschlechtlichkeit sind. Cf. Gregor, Constructing Intersex.

auf alle Fälle, bin ich hier ins Krankenhaus und dann haben mich, in der Folge, (1) Minimum fünfundzwanzig Personen, anal und rektal untersucht niemand hat mit mir gesprochen, innerhalb von drei Tagen, niemand hat mir gesagt was eigentlich los ist, sie haben mir, literweise Blut abgenommen, also: jeden Tag noch=n paar Röhrchen und noch=n paar Röhrchen, ja und wir müssen auch noch ihre Nieren untersuchen und ihre: und urologische Untersuchungen machen [mhmm] ja was ist denn los, ja, ihr- Ergebnisse wären noch nicht da, und nach ner Woche kriegte ich dann Bescheid, ja ich hätte das falsche Geschlecht. (1)

Um Zwaantjes* Körper wird in dieser Passage „viel medizinische Aktivität entfaltet“, ohne dass ihr eine Erklärung geliefert wird, aus welchen Gründen diese stattfindet. Statt durch die medizinischen Aktivitäten als Patientin kategorisiert zu werden, wird ihr Körper zum Objekt medizinischer Erkenntnis. Zwaantjes Status als anerkennenswerter Mensch wird durch die verschiedenen, objektivierenden Techniken der Vermessungen und Katalogisierung bei gleichzeitiger unhinterfragter Voraussetzung der Verfügbarkeit ihres Körpers in Zweifel gezogen. „Im wortwörtlichen Fokus steht der intergeschlechtliche Körper, nicht der intergeschlechtliche Mensch.“¹⁹ Stellvertretend zeigt diese Passage, was sich auch in den anderen Biographien nachweisen lässt: In Schilderungen über enteignende, fremdbestimmende Verhandlungen der Geschlechtlichkeit muss der Körper als solcher thematisiert werden, an ihm als konkrete Materie wird die Intersexualisierung mit Vermessungen, seiner Katalogisierung, chirurgischen und medikamentösen Manipulationen durchgeführt. Es wird zudem ein wichtiges soziales Disziplinierungsmoment sichtbar: Ohne eindeutiges Geschlecht kann/möchte nicht kommuniziert oder angemessen interagiert werden. Selbst wenn es den Befragten gelingt, sich aus der engmaschigen medizinischen Kontrolle ihres Körpers zu lösen, bleibt er ihnen insofern enteignet, als dass die medizinischen Zugriffe irreversibel sind und spürbar werden. Dies wird auch in der folgenden Passage aus Zwaantjes* Erzählung deutlich:

(3) nach der Operation wusste ich dass es mir nicht gut geht. nach der Operation wusste ich dass es mir kalt war, [mhmm] und dass mein, dass mein Körper sich komplett anders anfühlte. [mhmm] ich spürte dass ich, eine innere Kälte hatte.

Die nach der Entfernung ihrer gesunden Keimdrüsen erforderliche Hormonersatztherapie ist eine nur leidliche Kompensation der körpereigenen

¹⁹ Idem., 240.

Hormonproduzentinnen. Sie verändert ihr Körperempfinden.

über die Jahre, äh: ich habe mich. sehr von meinem Körper entfernt, über die Jahre, [mhm] (3) u n d, (2) wurde auch immer dicker und dicker, meine Seele wurde nicht dicker die wurde immer dünner und feiner und. (1) angespannter,

Durch die Erfahrungen der Intersexualisierung und Entfremdung durch unzureichende Mittel zur Kompensation der Zurichtungen bleibt der Körper auf der materiellen Ebene auch insofern enteignet, als dass eine Rückkehr zum unversehrten Körper verumöglicht ist; einmal chirurgisch und medikamentös verändert, lässt sich der Körper nie wieder in Gänze von der medizinischen Landnahme emanzipieren. Auch die selbstorganisierte Veränderung der Anschlussbehandlungen kann immer nur der (emanzipierte, selbstorganisierte) Umgang mit, nicht aber eine Annulierung der Entfremdung sein – hat aber dennoch transformatorisches und subversives Potenzial:

u n d ich wollte jetzt dieses Östrogen ha- äh, Testosteron haben. und hatte mir vorgenommen (2) wenn der dir das nicht gibt, (1) dann begehst du einen. eine Straftat nämlich, einen Hausfriedensbruch. [mhm] du wirst dieses Ding nicht verlassen, die sollen dich mit der Polizei entfernen damit das Poliz- äh damit das aktenkundig wird.

Diese kurze Passage dokumentiert den extrovertierten Umgang mit dem inter* Körper als Mittel für die Durchsetzung einer angemessenen Behandlung des inter* Körpers. Zwaantje* nimmt mit dem *Sit-In* Raum ein, blockiert Abläufe in der Arztpaxis (wie Schließungszeiten), um ihre Forderungen nach einem Wechsel der Hormonersatzbehandlung durchzusetzen.²⁰ Sie macht damit den inter* Körper sicht- und erlebbar auch für die anderen Patient_innen der Praxis und verweist implizit auf das konkrete Leid und die Hürden einer angemessenen Behandlung, die für inter* Menschen durch die Zurichtungen entstehen können. Daneben kann eine Traumatisierung als Folge des medizinischen Umgangs die Wiederaneignung des Körpers weiter erschweren, manchmal verunmöglichen.

²⁰ Birnbaum et al. dokumentieren 2012 den Beginn einer Studie, in der die „klinischen und metabolischen Effekte bei kompletter Androgenresistenz“ (Idem., 1) von Testosteron im Vergleich mit Östradiol beforscht werden; als Grund für die Studie nennen sie Selbstversuche in inter* Selbsthilfegruppen.

2.2 Somatisierte Traumata

Bei Zwaantje* ebenso wie bei Rasloa*, aus deren Erzählung im Folgenden Passagen zitiert werden, wurde eine Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS) als Folge der Intersexualisierung diagnostiziert.²¹ Auf den Punkt gebracht sind traumatische Erfahrungen zunächst dadurch gekennzeichnet, dass sie die betreffende Person unerwartet und unvorbereitet treffen. Sie werden als äußerst bedrohliche Situationen erlebt, in denen die körperliche Unversehrtheit in Gefahr ist oder schwerwiegende Verletzungen passieren, denen nicht mit bislang erlernten Bewältigungsstrategien begegnet oder sich nicht entzogen werden kann. Es entstehen Gefühle von Hilflosigkeit, Angst und Entsetzen und ein enormer Stress, die sich auch auf den Körper auswirken: Der Organismus bemüht Überlebensstrategien, muss einen Überfluss an aversiven Reizen bewältigen. Mögliche Effekte sind eine andauernde Alarmbereitschaft des Körpers, erhöhtes Stressniveau und eine dadurch entstehende innere Unruhe. In der traumatisierenden Situation erstarrt der Körper als eine Art Schutzreaktion (*freeze*); gleichzeitig wird die Verarbeitung im autobiographischen Gedächtnis derart beeinflusst, dass sich im Nachgang nicht oder nur in Teilen an das Erlebte erinnert werden kann (*fragment*).^{22 23}

Rasloa* zeigt im Interview eine konkrete körperliche Reaktion: Sie veracht belastende Situationen.

wobei ich mich jetzt da vom Gericht aus die ham meine ganze Akte, bei irgendwelchen Ärzten vorstellen soll, [mhm] (1) ähm, und ich hab grade, zurückgeschrieben, dass ich das nicht machen kann. [mhm] ‘ich kann nicht zu nem fremden Arzt gehen das schaff ich nicht.’ “ich” ((lacht auf)) da krieg ich das große Zittern, und kann nachts nicht mehr schlafen.

²¹ Wuttig in *Das traumatisierte Subjekt* (2016) zeigt, dass die Anforderung Geschlecht an Subjekte als Zumutung und Anrufung bereits potenziell traumatisch ist. Sie beschreibt damit Verzweigeschlechtlichung als potenziell traumatischen Inkorporierungsprozess. Ich konzentriere mich hier auf die potenziell traumatischen Auswirkungen der medizinischen Techniken zur dem System entsprechenden Vereingeschlechtlichung intergeschlechtlicher Körper (und füge Wuttigs Überlegungen damit gleichsam eine Dimension hinzu).

²² Wenn das autobiographische Gedächtnis als eine Art Ringordner verstanden wird, in den Menschen ihre Erfahrungen einheften (und ggf. umsortieren), dann werden bei einem Trauma die Seiten, die das traumatisierende Erlebnis betreffen, herausgerissen und flattern unkontrolliert im Gedächtnis herum. Assoziierte Bilder, Gefühle, Gerüche, Worte etc. (*trigger*) werden mit manchmal ähnlichen, manchmal auch nicht unmittelbar mit dem Ereignis in Verbindung zu bringenden Ereignissen oder Eindrücken verknüpft und produzieren dadurch unkontrollierbare, unangenehme affektive Reaktionen (*flashbacks*).

²³ S.a. Huber, Trauma und die Folgen. S.a. König et al., Posttraumatische Belastungsstörung.

Die geschilderte Situation ist weit entfernt davon, lustig zu sein. Rasloa* reagiert in ähnlicher Weise wiederholt über das gesamte Interview hinweg; sie selbst interpretiert diese wiederkehrende Reaktion bei der Reflexion ihres transkribierten Interviews in einer E-Mail an mich als Kompensation durch Lachen. Ulrike Loch (2008) beschreibt Lachen in der Interviewsituation dementsprechend als eine Art der Distanznahme, die in der Verbalisierung von „schwierigen Situationen“²⁴ auftreten kann. Ihre Deutung entspricht damit Plessners (2003) Auslegung, nach der Lachen eine Reaktion auf Situationen ist, an die nicht angeknüpft werden kann, und die deshalb als Flucht aus der Situation genutzt wird (was einem *freezing* als innere Distanznahme in traumatischen oder retraumatisierenden Situationen entspräche). Neben solchen direkten körperlichen Reaktionen beschreibt Rasloa* hier körperliche Reaktionen in oder vor belastenden Situationen: Zittern und Schlaflosigkeit. Sie führt damit zwei Ausprägungen innerer Unruhe an, die sich zeigen, wenn sie sich körperlich bedroht fühlt. Dieser Zustand der Erregung kann als eine der Folgen traumatischer Erlebnisse gedeutet werden. Sie thematisiert das Zittern ebenfalls in der Reflexion der Haupterzählung: „das ist auch das erste Interview überhaupt oder das das erste [mhm] Mal dass ich überhaupt außerhalb von Selbsthilfe;, die Geschichte so erzähle. [mhm] (1) weil: (4) ja. ich jetzt nur so=n bisschen zitter.“

Indem Rasloas* Körper unkontrolliert zittert, verstellt er mit eigen-sinnigen Bewegungen den Weg zu einer direkten Konfrontation mit den belastenden Erfahrungen. Peter A. Levine (2011) stellt heraus, dass solche Körperreaktionen ein Hinweis auf ungenügend oder nicht verarbeitete Traumata sein können. Wenn in einer Situation überwältigender Hilflosigkeit keine Möglichkeit besteht, entweder zu fliehen oder mit der Situation fertig zu werden (*fight or flight*), geht der Körper auf innere Distanz. Er baut dabei eine Spannung auf, die sich nicht direkt entladen kann und sich später in belastenden Situationen durch Körperreaktionen wie die hier beispielhaft angeführten Reaktionen des Zitterns oder Lachens oder den Aufbau von Distanz durch Dissoziation oder Katatonie äußert.²⁵

In gebotener Kürze wurde entlang von Interviewpassagen herausgestellt, wie sich der Körper eigen-sinnig in biographischen Narrationen einräumt, die Interviewsituation mitgestaltet oder Erfahrungen in einer Weise kommentiert, die Hinweise auf weitergehende Möglichkeiten liefert,

²⁴ Loch, „Spuren von Traumatisierungen in narrativen Interviews“, Absatz [19].

²⁵ S.a. Levine, Sprache ohne Worte, 20pp.

das Material „aufzubrechen.“²⁶ Der eigen-sinnige Körper ist nicht nur in Erzählungen belastender Situationen aktiv an der Gestaltung und Speicherung von Erfahrung beteiligt. Er nimmt sich Raum, wenn er Regungen jenseits von Sprache zeigt.²⁷ Das folgende Kapitel verhandelt das im Zuge meiner Forschung entwickelte, dezidiert gegenstandsbezogene Theoriemodell der *Einkörperung von Sozialität* als Erweiterung sprach- und interaktionszentrierter queer theory.

3 „Less matter without matter“: Konturierungen einer *Fleshier Queer Theory*

Die Annahme, Judith Butlers Performativitätstheorie sei als theoretische Sensibilisierung zunächst hinreichend für die Analyse von inter* Biographien, gerät bereits mit dem Hinzuziehen von inter*sensiblen theoretischen Auseinandersetzungen ins Wanken: Wenn Katarina Roen (2009) unterstreicht, dass körperliche Erfahrungen der Versehrung sich notwendigerweise überlappend in die Entwicklung des Selbst einordnen (s.o.) oder O’Rourke und Giffney (2009) den inter* Körper als Ort und Verortung des *embodied becoming* herausstellen, greift eine performativitätsfokussierte Analyse zu kurz.

This interpellative work (‘it’s a boy!’, ‘it’s a girl!’) of course, necessarily fails since the intersex body, both pre- and post-surgical inscription, is still, always already, a site of contested being, a locus of ‘embodied becoming.’²⁸

In diesem Kapitel möchte ich dem Körper als Akteur von Sozialtheorie näherkommen, indem er als Materialität erhöhter sozialer Widerständigkeit und äußerer Randbezirk sozialer Zurichtungsmöglichkeiten verhandelt wird. Eine Reduktion des so verstandenen Körpers auf Gender würde, so werden die Ausführungen zeigen, weder dem oben dokumentierten Interviewmaterial im Speziellen noch den spezifischen Eigenschaften körperlicher Materialität

²⁶ „Aufbrechen‘ der Daten bedeutet [...] den gezielten Einsatz des explizierten Kontextwissens („sensibilisierendes Konzept“) und die kontrollierte Analyse des Materials unter bestimmten Perspektiven.“ Alheit, „Grounded Theory“, 15.

²⁷ Gleichzeitig – und das ist ein methodologisches Dilemma, das trotz gebotener Kürze nicht unerwähnt bleiben und in zukünftigen Arbeiten weiter reflektiert werden soll – ist konkretes Leid nur bedingt zugänglich; aus einer Fremdperspektive ist es äußerst schwierig, sinnhaft zu rekonstruieren, insbesondere, wenn es keine rationalisierbaren Anhaltspunkte (wie traumatherapeutische Beschreibungen von Körperreaktionen) gibt.

²⁸ O’Rourke /Giffney, „Intersex Trouble“, X.

im Allgemeinen gerecht: Teils existentielle somatische Ereignisse wie Menstruation (Hormonstoffwechsel), Durst oder Körperwahrnehmung verlangen als anatomisch verankerte Vorgänge nach einer MATERIALISIERUNG der Butlerschen Performativitätstheorie.

3.1 Butlers Performativitätstheorie als DeMaterialisierungsthese

Gender als Normenkorsett ist nach Butler das Regulativ, das Individuen Anerkennbarkeit zu- oder abspricht, sie „geht dem Zum-Vorschein-Kommen des ‚Menschen‘ voraus“.²⁹ Wenn Butler konstatiert, dass die Norm „nur in dem Ausmaß als Norm fort[besteht], in dem sie in der sozialen Praxis durchgespielt und durch die täglichen sozialen Rituale des körperlichen Lebens und in ihnen stets aufs Neue idealisiert und eingeführt wird“³⁰ markiert sie die Matrix der Gender-Regulierungen als lediglich dazu befähigt, Körper als intelligible, anerkennbare und damit als eine Dimension von Gender zu konstituieren. Körper und Materialität weisen jedoch, so zeigen die biographischen Narrationen von inter* Menschen ebenso wie theoretische Überlegungen zu Inter*, über das Konzept Gender hinaus.

Die hier entwickelte Kritik der Implikationen von Butlers sprachtheoretischer These zielt explizit auf die Anerkennung von Körper und Materialität als Körper und Materialität ab: Der biologische Organismus Mensch kann – und dem stimmt Butler zu – durch die heterosexuelle Matrix nicht als solcher erzeugt werden. Aber: Gender als in der Geschlechterforschung genuin linguistisch verhandelter und in der Folge häufig sozialkonstruktivistisch oder interaktionstheoretisch gewendeter Begriff negiert die soziale Relevanz primärer und unwiderlegbarer Erfahrungen. Definiert als „leben und sterben, essen und schlafen, Schmerz empfinden und Freude verspüren, Krankheit und Gewalt erleiden“³¹ gesteht Butler solchen primären und unwiderlegbaren Erfahrungen zwar fraglos „eine Art von Notwendigkeit“³² zu; wie diese zu fassen

²⁹ Butler, Körper von Gewicht, 29.

³⁰ Butler, Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen, 85.

³¹ Butler, Körper von Gewicht, 15. Butler rekurriert hier meines Erachtens auf zwei Gruppen von Erfahrungen. Einerseits nennt sie Erfahrungen, die bereits der normativen Auslegung unterworfen sind, welche Erfahrungen als jene gewertet werden und welche nicht, andererseits auf körperbasierte Vorgänge, die gewissermaßen unwiderlegbar sind: Während es vorstellbar ist, unabhängig von körperlichen Erfahrungen der Subjekte soziale Konventionen darüber zu konstruieren, was Krankheit eigentlich bedeutet, ist Sterben (oder sein Endpunkt, der Tod) m.E. in letzter Konsequenz frei von einer derartigen Möglichkeit der Auslegung.

³² Butler, Körper von Gewicht, 15; Herv. A. G.

ist, wird von Butler allerdings nicht erläutert. Auch wenn Butler dem Körper über Sprache hinaus eine Position zuzugestehen scheint (etwa auch, wenn sie von ihm als „[d]ie Haut und das Fleisch“³³ schreibt, das Berührungen und Gewalt ausgesetzt ist), behält die Intelligibilität als Prinzip zur Visibilisierung von Körperhandeln den entscheidenden Stellenwert. Körperliche Ereignisse werden in Butlers Arbeiten durchgängig als grundsätzlich über sprachliche Mittel veräußerlicht gedacht; innere Vorgänge, anatomisch verankerte Vorgänge ebenso wie „leiblich-affektive Erfahrungen“,³⁴ werden als solche nicht repräsentiert, weil es mit Butler keinen Zugriff auf sie gibt, der nicht schon Teil ihrer Materialisierung wäre. Die inneren Vorgänge fielen damit aus dem Wirkungsbereich des Menschlichen. Was aber, wenn beispielsweise eine körperliche Repräsentation von Schmerz (oder Lust, Trauer, Freude) derart heftig ist, dass Sprechen, Denken und Handeln – sprich: die von Butler repräsentierten äußerlichen Vorgänge – versagen? Butlers Theorie allein greift hier als theoretisches Hintergrundgerüst zu kurz und kann im Hinblick auf die zu leistende MATERIALISIERUNG aus neomaterialistischer Sicht als *DeMaterialisierungsthese* gelesen werden, die keine hinreichenden Mittel für das Erfassen innerlicher Körpervorgänge zur Verfügung stellt.

Bei einem solchen Projekt soll es mitnichten darum gehen, das Unzugängliche als zugänglich zu behaupten; stattdessen soll ein Weg gefunden werden, die „Schilderungen körperlichen Erlebens ernst zu nehmen und ihnen einen angemessenen Raum zu geben, statt sie auf ihre Funktion als ‚Interpretationshilfen‘ [...] zu reduzieren.“³⁵ Es ist also erforderlich, theoretisch der empirischen Tatsache gerecht zu werden, dass Menschen ihren Körper als an der Subjektivation beteiligten Akteur thematisieren – und der Körper sich als solcher ins Interview einräumt. Eine solche Sozialtheorie verlangt darüber hinaus, den Körper nicht nur als Ort leiblich-affektiver Erfahrungen, sondern auch als Knotenpunkt anatomisch verankerter Vorgänge zu verstehen. Dieser notwendige Einsatz wird beispielsweise deutlich, wenn Rasloa* von den Folgen der Entfernung ihrer Keimdrüsen³⁶ und der anschließenden Hormonersatztherapie erzählt:

³³ Butler, Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen, 41.

³⁴ Lindemann, „Die leiblich-affektive Konstruktion von Geschlecht.“

³⁵ Gregor, Constructing Intersex, 131pp.

³⁶ Körpereigene Hormonproduzentinnen; medizinisch bislang entweder eingeordnet als Ovarien oder Hoden. Bei den entfernten Keimdrüsen handelt sich um sogenannte ‚innenliegende Hoden‘, wobei neueste Forschungen in Frage stellen, ob diese ‚Hoden‘ ohne Weiteres mit denen von Cis-Männern in ihren Eigenschaften vergleichbar sind. S.a. Wünsch et al., „Patients with disorders of sex development.“

also mir war dann, von jetzt auf gleich total schwindelig trotz dieser ganzen Hormone die ich da nehmen musste, [...] es hat alles nicht mehr funktioniert, (1) ähm, mit Schweißausbrüchen, und mit ähm: (2) mit solchen Wahrnehmungsstörungen, [...] ähm, hab, (2) vergessen wie man spricht, (2) ((lachend)) /hab irgendwie/ nicht mehr richtig reden können, (1) wenn ich was sagen wollte denn kam das nur so=n, so=n Polter und Gestotter, [hm,] ja, war irgendwie wie, (2) weiß ich auch nicht. (2) ähm. (2) wie, **behindert**. (2) wollte was sagen und konnte es nicht mir fielen die Worte nicht ein. (3) vielleicht **fehlten** mir einfach die Worte kann ich nicht anders sagen [mhmm] vielleicht wars das.

Rasloa* versucht hier, körperlich-physische Vorgänge (die Veränderung der körperlichen Befähigung nach einer Gonadektomie) zu erzählen, die nicht kognitiv von ihr kontrolliert werden können. Sie stößt an die Grenzen des Erzählbaren und versucht dennoch, ihr Körpererleben sprachlich ebenso wie mit nicht sprachlichen Mitteln wie Pausen, Rupturen und Sprachmelodie einzukreisen.

Für eine dem Phänomen entsprechende Beschreibung von Inter* ist die Berücksichtigung des Körpers als Erfahrungsspeicher und biologischer Organismus also unerlässlich. Die Erfahrungen der Enteignung und Entfremdung des Körpers durch ‚medizinische Invasionen‘ verweisen auf die Relevanz des KörperErLebens im Ablauf der (freiwilligen wie unfreiwilligen) Vergeschlechtlichung; die Veränderung dieses ErLebens durch konkrete Beeinflussungen biochemischer Vorgänge (beispielsweise durch die Entfernung körpereigener Hormonproduzentinnen) belegt die Verschränkung solcher körperlichen Vorgänge mit dem ErLeben von Sozialität. Die empirische Auseinandersetzung legt damit (um eine Formulierung von Diana Coole und Samantha Frost³⁷ zu entlehnen) neue Wege des Denkens über Materie und den Prozess der MATERIALISIERUNG nahe, um Inter* als sozialem Phänomen gerecht zu werden und in diesem Zuge (nicht nur) angelegte queertheoretische Überlegungen hinsichtlich ihres Verhältnisses zu Materie/Materialität zu reformulieren/ergänzen. Jeder sozial eingebundene biologische Organismus wäre demnach ein Ergebnis der Einflüsse von Natur und Kultur, die zudem gleichzeitig und ineinander verschrankt stattfinden. Anne Fausto-Sterlings (2000) *Embodiment* bietet für eine solche organische Verkörperung der Butlerschen *DeMaterialisierungsthese* den passenden Ansatz. Eindrücklich entlang zahlreicher Beispiele aus der Biologie verdeutlicht und entlang argumentationsrelevanter Ansätze soziologisch

³⁷ Coole /Frost, Patients with disorders of sex development, 2.

diskutiert, lässt sich dieser einigermaßen knapp und dennoch hinlänglich wie folgt referieren.

3.2 Körper als Akteure der GeschlechtsSubjektivation

Fausto-Sterling legt ein Umdenken in Bezug auf die Relevanz biologischer Organismen für die Vergeschlechtlichung von Körpern nahe und entwickelt die theoretische Perspektive des *Embodiment* für die Integration sozialwissenschaftlicher und biologischer Erkenntnisse ebenso wie die Anerkennung des Körpers als Akteur der Subjektivation. Sie rekurriert in ihrem Ansatz, wenn auch kurSORisch,³⁸ kritisch auf Butlers Konzepte der Materialisierung und Performativität. Der Körper, so ihre Annahme, ist immer schon ein vergeschlechtlichter Organismus, „in dem Prozesse ablaufen, die sich zwar höchst widerständig gegen soziale Einflüsse erweisen, aber dennoch keine passive Masse sind, die sozial beschrieben wird.“³⁹

the matter of bodies cannot form a neutral pre-existing ground from which to understand the origins of sexual difference. Since matter already contains notions of gender and sexuality, it cannot be a neutral recourse on which to build ‘scientific’ or ‘objective’ theories of sexual development and differentiation.⁴⁰

Sie stellt damit heraus, dass Materie weder als passive Einschreibefläche verstanden werden darf, wie es die klassische binäre Codierung des Geschlechts in Sex und Gender voraussetzt, noch basiert ihr Verständnis von *Embodiment* auf der Annahme, dass es biologische Vorgänge gebe, die einer diskursiven Einbindung in Sozialität vorgängig wären. Während wir uns entwickeln und wachsen, konstruieren wir unsere Körper buchstäblich nicht nur diskursiv (also durch Sprache und kulturelle Praktiken), sondern inkorporieren Erfahrungen vollumfänglich in unser Fleisch.⁴¹

Fausto-Sterling schlägt deshalb eine Verbindung von *nature* und *nurture* vor, die sozialen Vorgängen als Einflussfaktoren auf den biologischen Organismus ebenso einen Stellenwert einräumt wie dem biologischen Organismus als Einflussfaktor auf soziale Vorgänge. Statt aber auf die Psyche

³⁸ Tatsächlich bezieht sich Fausto-Sterling dann auf Butler, wenn sie den Stellenwert vom Körper im Prozedere der Konstruktion von Geschlecht auslotet. S.a. Fausto-Sterling, *Sexing The Body*, 22pp. und 75pp.

³⁹ Gregor, *Constructing Intersex*, 133pp.

⁴⁰ Fausto-Sterling, *Sexing The Body*, 22. Herv. A. G.

⁴¹ S.a. idem., 20.

als entscheidenden *gatekeeper*, Übersetzungsinstantz zwischen *nature* und *nurture*, zu referieren (wie Elisabeth Grosz [1994] dies tut), betont sie, dass Menschen in ihrer körperlichen Entwicklung von der Befruchtung bis zum Tod zugleich natürlich und unnatürlich sind, sich entwickelnde Systeme, „unique developmental events,”⁴² deren Ereignishaftigkeit als „moving targets”⁴³ nur verständlich wird, wenn sowohl *nature* als auch *nurture* in die sozialtheoretische Waagschale geworfen werden – und entgeht damit einer Ontologisierung. Fausto-Sterling rekurriert für die Beschreibung des Verhältnisses von Sozialität und biologischem Organismus in der Entwicklung der „moving targets“ auf die Metapher des Möbiusbandes. Dies entsteht, wenn ein Ende eines zweidimensionalen Bandes um 180° eingedreht und die Enden des Bandes miteinander verbunden werden. Die nun dreidimensionale Figur ist, mathematisch gesprochen, eine nichtorientierbare Fläche, es entsteht eine Figur mit nur einer Fläche und einer Kante.

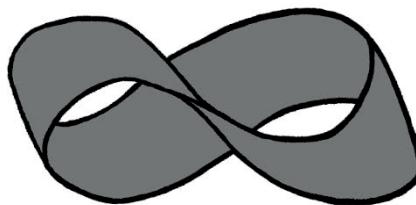


Abbildung 1: Möbiusband © Jasmin Bobka

Das Bild eignet sich, um das doppelseitige Prozedere der *Einkörperung von Geschlecht*⁴⁴ metaphorisch zu visualisieren: die Vergeschlechtlichung des Wissens über den Körper einerseits und der Vorgang, durch den Geschlecht und Sexualität verkörpert werden andererseits. *Nature* und *nurture* stehen also, wird das Bild des Bandes übertragen, in einer derart engen Wechselbeziehung zueinander, dass ihre Trennung oder die

⁴² Idem., 27.

⁴³ Idem., 235.

⁴⁴ Im Hinblick auf die zu verhandelnde Relevanz des biologischen Organismus und in Abgrenzung zu bisherigen Versuchen der Sozial- und Geisteswissenschaften, Körper vornehmlich sozial zu verhandeln und jenseits konkreter organischer Vorgänge (wohl aber als physikalische Größe!) zu berücksichtigen, kennzeichne ich den hier zur Diskussion gestellten sozialtheoretischen Versuch durch die Einführung des Begriffs der Einkörperung als im Feld der Neomaterialismen verortet.

Relativierung einer der beiden Komponenten für einen systematischen Zugang nur eine behelfsmäßige sein kann. Es entsteht damit verbunden eine nichtorientierbare Denkbewegung, ein Pendeln, eine Vermittlung zwischen der Vergeschlechtlichung des Körpers und der Verkörperung von Geschlecht, die es unmöglich macht, eine Vorgängigkeit oder Vorrangigkeit einer der beiden Komponenten zu postulieren. Sex und Gender verschränken sich in dieser Perspektive zu einem System, in dem beide gegenseitig aufeinander einwirken – wird eines verändert, verändert sich auch das andere. Damit haben beide an der Vergeschlechtlichung teil, ohne dass mit letztgültiger Sicherheit gesagt werden kann, welche Komponente welchen Anteil an welchen Entwicklungsschritten hat. Der Motor dieser Denkbewegung ist damit die Beziehung der beiden zueinander, weniger die Komponenten selbst.

3.3 Nichtorientierbare Denkbewegungen als Wissenschaftskritik

Nichtorientierbare Denkbewegungen begründen sich damit aus der sozialen Relevanz von ‚Unbestimmbarkeiten‘ für die Möglichkeit einer neomaterialistisch-somatischen Sozialtheorie. Sie sind der Versuch, mit der Orientierung an der Peformativitätstheorie Butlers und der grundsätzlichen Anerkennung von Sex „als eine kulturelle Norm, die die Materialisierung von Körpern regiert,“⁴⁵ über eine neomaterialistische Somatisierung Raum für Komplexität zu schaffen – und so auch partiell körperlich verhandelte und repräsentierte Phänomene zu erfassen. Eingedenk der Ausführungen Butlers zur Matrix als kulturelle Bedingung der Möglichkeit der Anerkennung von Individuen als Menschen, ließe sich der sozialtheoretische Versuch einer Einkörperung von Sozialität mittels nichtorientierbarer Denkbewegungen fassen als Umsetzung des Postulats posthumanistischer Werte des (queer) feministischen Diskurses: Der (menschliche, i. d. R. männliche) Geist verliert seine Stellung als Zentrum der Erkenntnis und wird Teil eines Denkens von Beziehungen und Kooperationen.

Dabei zeichnet sich dieses Modell, wie ich es verstehе, dadurch aus, dass die Kritik an Sex eben gerade nicht darin endet, es auf einen Aspekt von Gender zu reduzieren. Sex wird als analytische Kategorie rehabilitiert, jedoch nicht als passivisierte Physis, sondern als (partiell unzugängliche, mindestens nur schwerfällig sozial regulierbare) Summe der biologisch-medizinisch

⁴⁵ Butler, Körper von Gewicht, 23.

verhandelten körperlichen Geschlechtsmarker und ihrer Beziehungen zueinander. *Sex* wird zudem verhandelt als ein Ontologieversprechen, dessen Komponenten zwar konkrete Materialität besitzen, ihr Versprechen als vereindeutigende, ahistorische – natürliche – Geschlechtsmarker aber in letzter Konsequenz nicht halten können. *Sex* als Ontologieversprechen zu entlarven, ohne die konkrete Materialität seiner Komponenten und ihre konkrete Wirkung auf das System des biologischen Organismus zu negieren, und diesen Komponenten so den Stellenwert als Elemente einer eindeutig bestimmbarer Vergeschlechtlichung des Körpers in männlich/weiblich zu nehmen, ist damit die hier vorgestellte Kritik sowohl am alten *Sex-Gender-Dualismus* als auch am *gendering* von *Sex* durch die *queer theory*.

Geschlecht lässt sich also weder ausschließlich körperlich noch sozial begreifen, es ist mehr als die Summe der Binärität von Körper und Sozialität. Um im Bild des Möbiusbandes zu bleiben: Die angemessene Beschreibung der Wirkung von *Sex* und Gender auf Geschlechtlichkeit als ihre untrennbar verschränkten Aspekte liegt auf einer höheren Dimension als die simplifizierte Unterteilung von Geschlecht in *Sex* und Gender. Daran anschließend kann das Verhältnis von Geschlecht und Körper wie folgt gefasst werden: Ebensowenig wie Geschlecht im Körper aufgeht oder körperlos ist, ist der Körper nur Geschlecht oder kann vom Geschlecht sinnvoll abstrahiert werden. Der Körper besitzt jenseits von Geschlechtlichkeit einen „Eigen-Sinn.“⁴⁶

4 Fazit: *Fleshier Queer Analyses*

Die Ausführungen sollten plausibilisieren, dass eine inter*-inklusive *queer theory* eine Reflexion der konkreten Materie des Körpers als sozialtheoretisch relevante Größe verlangt.

Auch wenn die empirische Rückbindung des hier entfalteten Arguments kuriosisch bleiben muss, so sollte doch ein Eindruck davon entstanden sein, dass die Kritik der medizinischen Zurichtung von inter* Körpern nach Maßgaben des kulturellen Zwangssystems der Zweikörpergeschlechtlichkeit primär zum Thema hat, konkretes, körperliches und psychisches Leid der Betroffenen zu verhindern, und erst sekundär das Feld der *queer politics* berührt. Das empirische Material verlangt nach einer Beschreibung, die den Körper als konkrete Materie ernst nimmt. Die Graphiken und Tabellen, auf

⁴⁶ Cf. Gregor, Constructing Intersex.

denen die Zurichtung fußt, sind Materialisierungen dieses Diskurses; „die Idealität einer geschlechtsspezifischen Morphologie [wird] buchstäblich dem Fleisch eingraviert.“⁴⁷ Diesen Vorgang nicht nur als Gewalt der Geschlechternormen zu analysieren, sondern das versehrte Fleisch (menschlicher) biologischer Organismen als konkrete Materialität in seinem sozialtheoretischen Gehalt ernst zu nehmen, ist eine Herausforderung, der sich im queertheoretischen Diskurs gestellt werden muss.

Eine Möglichkeit, diesem Umstand theoretisch angemessen zu begegnen und so eine Reflexionsfolie für die zukünftige Ausrichtung queertheoretischer und -politischer Projekte zu liefern, ist eine *fleshier queer theory*, wie ich sie oben in der Verknüpfung der *DeMaterialisierungsthese* Butlers und dem *Embodiment* von Fausto-Sterling vorgenommen habe. Butlers Prämissen werden, kritisch-MATERIALISTISCH, einer anerkennenden Reformulierung unterzogen, in der Performativität als Prinzip der Vergesellschaftung ebensowenig disqualifiziert wird wie die Annahme, dass *Sex* eine kulturelle Norm sei. Der Butlerschen Subsumierung von *Sex* als Gender wird aber nicht gefolgt, stattdessen erhält Körper (als analytische Kategorie) mit einer nichtorientierbaren Denkbewegung, die den Dualismus von Körper und Geist, Kultur und Natur auszuhebeln sucht, eine neomaterialistische Wendung. Deren Ontologieversprechen als Kritik am (medizinischen) Biologismus gilt als Präisse für die Auseinandersetzung mit dem biographischen Material von inter* Menschen.

Vor diesem theoretischen Hintergrund erhalten Narrative wie das zuerst angeführte von Lisa erst dann eine gegenstandsangemessene Repräsentation, wenn der Erwähnung von „Scham und Trauma“ ebenso wie der biologistischen Kopplung eines bestimmten GeschlechtsKörpers an die Möglichkeit der (Hetero-)Sexualität mit dem sozialtheoretischen Modell der Einkörperung von Sozialität in der Analyse des Materials eine entsprechende Tiefe verliehen und fundierte, MATERIALISIERTE Kritik an medizinischen Behandlungsprämissen geübt werden kann.

Joris Anja Gregor, Universität Jena

⁴⁷ Butler, Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen, 92.

Bibliografie

- Alheit, Peter: „*Grounded Theory*“: Ein alternativer methodologischer Rahmen für qualitative Forschungsprozesse. Göttingen 1999. www.global-systems-science.org/wp-content/uploads/2013/11/On_grounded_theory.pdf. (12.04.2016)
- Barth, Elisa /Böttger, Ben /Ghattas, Dan Christian /Schneider, Ina (Eds.): *Inter. Erfahrungen intergeschlechtlicher Menschen in der Welt der zwei Geschlechter*. Berlin 2013.
- Bauman, Zygmund: *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*. Frankfurt/M. 1995.
- Birnbaum, Wiebke /Marshall, Louise /Köhler, Birgit /Bals-Pratsch, Monika /Richter-Unruh, Annette /Kropf, Siegfried /Hiort, Olaf: Östradiol und Testosteron bei erwachsenen gonadektomierten 46,XY-Patientinnen. Vergleich der klinischen und metabolischen Effekte bei kompletter Androgenresistenz. In: *Gynäkologische Endokrinologie*. 10(3)/2012, 190–192. <http://dx.doi.org/10.1007/s10304-012-0501-y>.
- Butler, Judith: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt/M. 1997.
- Butler, Judith: *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*. Frankfurt/Main 2009.
- Coole, Diana /Frost, Samantha: Introducing the New Materialisms. In: Coole, Diana /Frost, Samantha (Eds.): *New Materialisms. Ontology, Agency, Politics*. Durham/London 2010, S. 1-43. <http://dx.doi.org/10.1215/9780822392996>
- Eckert, Lena: *Intervening in Intersexualization: The Clinic and the Colony*. Proefschrift Universiteit Utrecht 2010 (publiziert unter dem Namen Christina Annalena Eckert). <http://ts-si.org/files/DoctoralThesis2010EckertCA.pdf>. (12.04.2016)
- Fausto-Sterling, Anne: *Sexing The Body. Gender Politics and the Construction of Sexuality*. New York 2000.
- Gregor, Anja: *Constructing Intersex. Intergeschlechtlichkeit als soziale Kategorie*. Bielefeld 2015. <http://dx.doi.org/10.14361/9783839432648>.
- Grosz, Elisabeth: *Volatile Bodies: Towards a corporeal feminism*. Bloomington 1994.
- Hechler, Andreas: Intergeschlechtlichkeit in Bildung, Pädagogik und Sozialer Arbeit. In: Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend /Sauer, Arn (Eds.): *Geschlechtliche Vielfalt. Begrifflichkeiten, Definitionen*

- und disziplinäre Zugänge zu Trans- und Intergeschlechtlichkeiten.* Berlin 2015, 63-75.
- Huber, Michaela: Trauma und die Folgen: *Trauma und Traumabehandlung*, Teil 1. Paderborn 2003.
- Klöppel, Ulrike: *XX0XY ungelöst. Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin. Eine historische Studie zur Intersexualität.* Bielefeld 2010. <http://dx.doi.org/10.14361/9783839413432>.
- König, Julia /Resick, Patricia A. /Karl, Regina /Rosner, Rita: *Posttraumatische Belastungsstörung. Ein Manual zur Cognitive Processing Therapy.* Göttingen 2012.
- Levine, Peter A.: *Sprache ohne Worte. Wie unser Körper Traumata verarbeitet und uns in die innere Balance zurückführt.* München 2011.
- Lindemann, Gesa: Die leiblich-affektive Konstruktion von Geschlecht. In: *Zeitschrift für Soziologie*. 21(5)/1992, 330–361.
- Loch, Ulrike: Spuren von Traumatisierungen in narrativen Interviews [20 Absätze]. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*. 9(1)/2008, Art. 54. www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/download/320/702 (12.04.2016)
- O'Rourke, Michael; Giffney, Noreen: Intersex Trouble; or, How to Bring your Kids up Intersex. In: Holmes, Morgan (Ed.): *Critical Intersex*. Farnham/Burlington 2009, ix-xii.
- Plessner, Helmut: Lachen und Weinen. Eine Untersuchung der Grenzen menschlichen Verhaltens. In: Plessner, Helmut: *Ausdruck und menschliche Natur*. Gesammelte Schriften VII. Frankfurt/Main 2003 [1941], 201-388.
- Roen, Katarina: Clinical Intervention and Embodied Subjectivity: Atypical Sexed Children and their parents. In: Holmes, Morgan (Ed.): *Critical Intersex*. Farnham /Burlington 2009, 15–40.
- Simpson, Christopher: *Der amerikanische Bumerang: NS-Kriegsverbrecher im Sold der USA*. Wien 1988.
- Thomas, Barbara Jane: Intersex Interventionen. In: Neue Gesellschaft für bildende Kunst (Ed.): *1-0-1 intersex. Das Zwei-Geschlechter-System als Menschenrechtsverletzung*. Berlin 2005, 20-26.
- Voß, Heinz-Jürgen: *Making Sex Revisited. Dekonstruktion aus biologisch-medizinischer Perspektive.* Bielefeld 2010. <http://dx.doi.org/10.14361/9783839413296>.
- Wünsch, Lutz /Holterhus, Paul M. /Wessel, Lukas /Hiort, Olaf: Patients with disorders of sex development (DSD) at risk of gonadal tumor

- development: management based on laparoscopic biopsy and molecular diagnosis. In: *BJU International*. 110(4)/2012, 958–965. <http://dx.doi.org/10.1111/j.1464-410X.2012.11181.x>.
- Wuttig, Bettina: *Das traumatisierte Subjekt. Geschlecht – Körper – Soziale Praxis. Eine gendertheoretische Begründung der Soma Studies* (Soma Studies Bd. 1). Bielefeld 2016. <http://dx.doi.org/10.14361/9783839431542>.
- Zehnder, Kathrin: *Zwitter beim Namen nennen. Intersexualität zwischen Pathologie, Selbstbestimmung und leiblicher Erfahrung*. Bielefeld 2010. <http://dx.doi.org/10.14361/transcript.9783839413982>.

Birgit Stammberger

Körperliche Materialität

Zur Kritik des Geschlechterkonstruktivismus

Abstract

This contribution argues that gender theory is based on constructivist epistemology and thus indebted to a hidden anthropocentrism and predictable schemata. Focusing on feminist materialism, I will show that materiality does not disappear in the sphere of discourse but has achieved a new conceptualization. The debates around this conceptualization are the basis for thinking about a materiality of knowledge whose own logic reveals the points of resistance of feminist criticism.

*Departing from the posthumanist concept of performativity, I will show that even de/constructivist approaches are based on schemata. With particular attention paid to the history of the sciences, I discuss that the life sciences can be understood *au contraire* as a reservoir to question gender binaries. An enriched understanding of biological-physical materiality can provide a corrective to current cultural theory and the social sciences. Finally, I will advance perspectives and possibilities of a critical posthumanism. The new materialism of feminist theory is not a fallback to deconstructivist theory approaches but is in search for the critical potential in current posthumanist theories.*

Keywords

Constructivist, Epistemology, Gender Theory, Life Sciences, New Materialism, Posthumanism

1 Einleitung: Der Sprache zu viel Macht eingeräumt?

Die neue Aufmerksamkeit für die Materialität des Wissens manifestiert sich gegenwärtig auch in einer Kritik am diskurstheoretisch-de/ konstruktivistischen Paradigma der Geschlechterforschung. Mit dem Fokus auf Symbolen, Zeichen und Ideen habe – so das Argument – die Geschlechterforschung den Fragen der Bedeutungsproduktion der Materialität zu wenig Raum gegeben.¹ Wenn Materialität ausschließlich in

¹ Cf. Barad, Agentieller Realismus, 7.

ihrer Zeichenhaftigkeit beschrieben wird, wird ihre konstitutive Dimension für die Neuordnungen soziokultureller Bereiche sowie für Prozesse der Grenzziehungen aller Art, zum Beispiel zwischen menschlich und nicht-menschlich, kaum in den Blick genommen. So schreibt Karen Barad, dass die Diskurstheorie der Sprache zu viel Macht eingeräumt habe. Sie fragt:

Warum gesteht man der Sprache und Kultur ihre eigene Kraft und Geschichtlichkeit zu, während die Materie als passiv und unveränderlich vorgestellt wird oder bestenfalls ein von der Sprache und Kultur abgeleitetes Potenzial zur Veränderung erbtt?²

Rosi Braidotti plädiert in ihrer programmatischen Schrift *Posthumanismus*³ für ein Verständnis der Relationalität von Natur und Kultur sowie Subjekt und Technischem. Mit einem „postanthropozentrischen Posthumanismus“⁴ stellt sie die Frage nach der „Funktion von Theorie in posthumanen Zeiten“⁵ und zielt dabei auf Sichtweisen, die über die „ausschließliche Beschäftigung mit dem Menschen – sei es dem humanistischen oder dem anthropozentrischen – hinausgehen, um sich stärker planetarischen geistigen Herausforderungen zu stellen“⁶. Mit der radikalen Abkehr von einer „humanistischen Allgemeingültigkeit des einheitlichen Subjektes“⁷ habe sich auch die Auffassung des Materiebegriffs selbst geändert,⁸ denn „das hervorstechende Merkmal des neuen wissenschaftlichen Begriffs von ‚Materie‘ [ist] eine Auffassung der Differenz, die sich von den Binarismen zur Rhizomatik verlagert.“⁹

Fragen nach den materiellen „Tätigkeitsformen des Kulturellen“¹⁰ lösen das humanistische Denken ab und verorten sich dezidiert in de/ konstruktivistischen Theoriekonzeptionen, um für deren Überschreitung zu sorgen. So hat Nina Lykke gefordert, mit dem *material turn* „körperliche und transkörperliche Materialitäten“¹¹ neu zu konzeptionalisieren. Der neue Materialismus der feministischen Theorie zeichne sich nach ihrem

² Idem., 8.

³ Cf. Braidotti, Posthumanismus, 9

⁴ Ibid., 97.

⁵ Ibid., 9.

⁶ Ibid., 157.

⁷ Ibid., 106.

⁸ Ibid., 99.

⁹ Ibid., 100.

¹⁰ Bachmann-Medick, Cultural Turns, 9.

¹¹ Lykke, „Feministischer Postkonstruktionismus“, 46.

Verständnis dadurch aus, dass er einerseits den De/Konstruktivismus einbeziehe, andererseits aber auch kritisch über ihn hinausgehe.¹² Um die zeitgenössischen Debatten des *material feminism* als konstitutives Zusammenspiel von Diskurs und Materialität zu fassen, widmet sich Lykke Positionen, die sich weder radikal vom Konstruktivismus unterscheiden noch deren Heterogenität homogenisieren. Für Lykke sind dabei vor allem jene Ansätze von Interesse, die gezeigt haben, dass „biologische Materie und nicht-menschliche Akteure aktive Agenten sind“¹³. Dabei bezieht sie sich dezidiert auf Karen Barad, Donna Haraway und Rosi Braidotti, die in ihren jeweiligen Argumentationslinien keineswegs in „einen Topf“ zu werfen seien.¹⁴ So unterscheidet Lykke zwischen Perspektiven, die in den „Naturwissenschaften beheimatet sind“, und jenen, die sich auf die Geistes- und Sozialwissenschaften beziehen, um letztlich ein Feld heterogener Positionen zu beleuchten, in dem ein Dialog zwischen den unterschiedlichen Akteur*innen möglich wird. Worauf Lykke abzielt, ist eine Doppelbewegung: die Absetzung und die Bezugnahme zu de/konstruktivistischen Theorieansätzen, die sie im Anschluss an den Konstruktivismus unter dem Begriff des Postkonstruktionismus fasst. Ein besonderes Augenmerk hat Lykke dabei auf Analysen, die körperliche Materialität in Bezug auf naturwissenschaftlich-technowissenschaftliche Wissensformationen konzeptionalisieren und damit letztlich auch zu einer Überschreitung des De/Konstruktivismus beigetragen haben. Von Haraway übernimmt Lykke die Kritik am sozialkonstruktivistischen Denken, das *Sex* auf eine „blank page for social inscription“¹⁵ reduziert habe. Statt den materiellen Körper als passive Einschreibfläche von Diskursen zu verstehen, habe Haraway gerade die Potenzialitäten körperlicher Materialität im Blick. Mit Barad argumentiert Lykke, dass de/konstruktivistische Ansätze zwar Fragen nach der Materialität umfassend behandeln, die Prozesse der Materialisierung jedoch zumeist in eine Richtung hin ausgewiesen haben, konkret auf die Seite diskursiver Hervorbringungen.

Hingegen bieten Analysen naturwissenschaftlicher Wissensformationen für Lykke einen produktiven Ort feministischer Theoriebildung, weil

¹² Cf. ibid., 40.

¹³ Ibid., 41.

¹⁴ Ibid., 37.

¹⁵ Haraway, „Situated Knowledges“, 197, cf. Lykke, „Feministischer Postkonstruktionismus“, 41.

hier Materialität sowohl als transkörperliche Materialität als auch als „prädiskursive Faktizität“ konzeptionalisiert werde, ohne jedoch die „Einsichten des feministischen De/Konstruktionismus aufzugeben.“¹⁶ Sie argumentiert: Mithilfe von Perspektiven, die sich auf natur- und technowissenschaftliche Wissenspraktiken beziehen, sei es weniger möglich, „biologische, körperliche und transkörperliche Materialitäten so einfach ‚auszuklammern,‘ wie dies Feminist_innen aus den Geistes- und Sozialwissenschaften möglich war.“¹⁷ Lykke scheint es letztlich um ein posthumanes Gefüge von Wissenspraktiken zu gehen, in dem „biologische Materie und nichtmenschliche Akteure“ als aktive Agenten erscheinen.

2 Geschlechterdifferenz: zwischen kultureller Beharrung und wissenschaftlicher Infragestellung

Ich möchte im Folgenden die Auseinandersetzungen um Materialität und *agency* aus einer theoriegeschichtlichen Perspektive beleuchten. Ausgehend von der gegenwärtigen Konjunktur des *material feminism*, möchte ich aufzeigen, dass das, was in zeitgenössischen Theorien derzeit als *agency* konstelliert wird, nicht als eine repräsentationalistische Aneignung von Materialität verstanden werden kann. Fragen nach der Materialität sind demnach weder ein Rückfall in kulturelle Essentialismen noch lassen sie – wie Lykke schreibt – „körperliche Materie in einem kritisch untheoretisierten Limbo zurück.“¹⁸ Vielmehr ist das, was unter dem „neuen Materialismus“ verhandelt wird, selbst eine zu situierende Theorieentwicklung, die einen kulturellen Kontext hat und die – wie ich meine – nicht ohne Bezüge auf den de/konstruktivistischen Feminismus zu denken ist. Als Ort produktiver Auseinandersetzungen haben de/konstruktivistische Ansätze Materialität zwar radikal als reguliert und hergestellt bestimmt, aber nicht im Sinne ihrer diskursiven Auflösung.

Die folgenden Überlegungen bauen jedoch auf einem doppelten Unbehagen auf, das sich aus meiner Beschäftigung mit köpergeschichtlichen Konstellationen im Kontext der Lebenswissenschaften, Medizingeschichte und mit poststrukturalistischem und de/konstruktivistischem Feminismus speist. Beide Seiten stellten zur Zeit der Veröffentlichung zwei unterschiedliche Stoßrichtungen feministischer Wissenschaftskritik dar,

¹⁶ Lykke, „Feministischer Postkonstruktionismus“, 46.

¹⁷ Ibid., 40.

¹⁸ Ibid., 46.

deren Verschränkung bis heute von einer besonderen Herausforderung getragen ist. Bereits als Studentin der Kulturwissenschaften fiel meine erste Beschäftigung mit feministischer Theorie in eine Zeit (ca. 1997), in der gerade im deutschsprachigen Raum heftig über die von Judith Butler publizierten macht- und sprachtheoretischen Begründungen des Körpers und der Identität debattiert wurde. In dieser Zeit hatte sich das Feld der feministischen Theorie in zwei unterschiedliche, kaum versöhnliche Seiten gespalten. Diskurstheoretische Bezugnahmen auf Geschlecht und Geschlechtsidentität verstanden sich vor allem als radikale Gegenentwürfe zu universalistischen Annahmen geschlechtertheoretischer Kategorien und zielt auf eine Dekonstruktion der natürlichen Zweigeschlechtlichkeit. Gerade mit dem Ziel einer Dekonstruktion der *Sex-Gender-Differenz* war das Feld der Körpergeschichte in zwei diametral entgegengesetzte Seiten zwischen leibphänomenologischen und diskurstheoretischen Ansätzen geteilt. Die Debatten innerhalb dieser unterschiedlichen Ansätze wurden insbesondere über die Frage nach der Materialität des geschlechtlich markierten Körpers ausgetragen – zugleich war diese Zeit von einer ungeheuren Produktivität feministischen Denkens und Forschens geprägt. Die Frage nach dem „fundamentalen Konstruktionsprinzip von Wirklichkeit“¹⁹ wurde in poststrukturalistischen Perspektiven mit Theorien der symbolischen Repräsentation und diskursiven Produktionen begründet. Der diskurstheoretisch-poststrukturalistische Feminismus hatte sich zur Analyse gesellschaftlicher Wirklichkeit auf sprach- und symboltheoretische Ansätze berufen; die Instrumentarien, auf die diese kritischen Ansätze zurückgriffen, um Orte und Modi der Herstellung sozialer Wirklichkeit zu analysieren, waren die Sprachphilosophie und die Diskursanalyse. Der Fokus lag auf symbolischen Repräsentationen im Spiel der Zeichen und Codes.²⁰ Hingegen forderten leibphänomenologische Ansätze dazu auf, die Erfahrung von Frauen nicht an diskursive Ordnungen abzugeben. Die Diskussionen um den konstruierten Charakter von Geschlecht machte es jedoch immer weniger möglich, Weiblichkeit als Ort authentischer Erfahrungen zu denken.

Für den de/konstruktiven Feminismus ist Geschlecht keine biologische Tatsache, sondern ein Effekt diskursiver Hervorbringungen. Der operativ-kritische Zugriff auf die Kategorie des Geschlechts galt einer Dekonstruktion der Zwei-Geschlechterdifferenz. Hatte Butler vorwiegend auf diskurs-

¹⁹ Bublitz, Judith Butler zur Einführung, 8.

²⁰ Cf. Villa, „(De)Konstruktion und Diskurs-Genealogie“, 146-157.

und sprachimmanenter Ebene die produktiven Effekte diskursiver Hervorbringungen nach ihren produktiven Vieldeutigkeiten befragt, so galt es auch in der Analyse von Wissenspraktiken die Möglichkeiten des Aufbrechens einer dualistischen Geschlechterordnung im Rückgriff auf ihren konstruierten Charakter auszuweisen. Vieldeutigkeiten und Instabilitäten lieferten dabei das emanzipatorische Potenzial, um die mit den modernen Wissenschaften fortwährende Vernaturwissenschaftlichung der Geschlechterdifferenz aufzubrechen. Doch was sich im Hinblick auf konkrete Wissenspraktiken zeigt, ist keineswegs Wissen, das beständig den Dualismus von männlich und weiblich feststellt; vielmehr wurde in wissenschaftlichen Praktiken diese Differenz stets auch infrage gestellt.

Trotzdem – so meine Beobachtung – wurden die Modi der Verwissenschaftlichung von Geschlecht im Bereich der Lebenswissenschaften zumeist auf eine Seite hin ausgewiesen: als Prozesse der Biologisierung und der Naturalisierung von Differenz. Aus meiner eigenen Beschäftigung mit der Wissenschafts- und Wissensgeschichte heraus ergab sich dabei eine eigentümliche Beobachtung: Geschlechterdifferenz ist einerseits ein Ort einer erstaunlichen kulturellen Beharrung, andererseits wurden sozial begründete Differenzen angesichts wissenschaftlicher Entwicklungen auch immer wieder hinterfragt, denn in der Wissenschaftsgeschichte lässt sich anhand einer Vielzahl von Beispielen zeigen, dass der Geschlechterdualismus nicht nur immer wieder festgeschrieben, sondern auch stets infrage gestellt wurde. (Natur-)wissenschaftliche Wissensformationen lassen sich nicht nur als „Ordnungsinventare der Geschlechterdifferenz, sondern auch als Modi zur Erosion dieser Differenz betrachten.“²¹

Mein Unbehagen gilt also der Frage, inwiefern die de/konstruktivistischen Ansätze mit ihrem Fokus auf Diskurs und Sprache diesen Eigenlogiken des

²¹ Hofer: „Nerven, Kultur und Geschlecht – Die Neurasthenie im Spannungsfeld von Medizin und Körpergeschichte“, 229. Um die Jahrhundertwende entwickelt sich ein Geschlechtermodell, mit dem die Polarisierung von männlich und weiblich abgelöst wurde. Trotz ihrer kulturellen Beharrung lässt sich hier anhand zahlreich geführter Diskussionen in medizinischen, populären und wissenschaftlichen Abhandlungen zeigen, wie in dem Bemühen trotz der vielfältigen Erscheinungsformen von Geschlecht weiterhin an der Zweigeschlechtlichkeit festgehalten wurde, mit der vielleicht auch eine durch wissenschaftliche Entwicklungen hervorgerufene tiefe Verunsicherung zum Ausdruck kommt. Die Flexibilisierung der Geschlechterdifferenz legt zugleich aber eine dieser Differenz innenwohnende Dynamik offen, die als Hinweis darauf gelesen werden könnte, dass der wissenschaftliche Anspruch, stabile Begriffe zu bilden, immer auch eine epistemologischer Unruhe erzeugt, die kulturell und wissenschaftlich eingeholt werden musste. Cf. hierzu auch Bublitz, „Das Geschlecht der Moderne“, Stammberger, „Haare als Symptom. Diskurse über Weiblichkeit, Schönheit und Identität.“

Wissens in ihrer Differenziertheit und spezifischen Eigendynamiken gerecht werden können. Nach Bruno Latour hat die Moderne drei unterschiedliche Repertoires von Kritik entwickelt: „Naturalismus, Sozialisierung und Dekonstruktion.“²² Mit dem Blick auf eine de/konstruktivistische Kritik betont Latour, dass „die wissenschaftlichen Fakten immer konstruiert“ sind, sich aber nicht „auf das Soziale reduzieren“ lassen.²³ Weder gehen Diskurse allein in Bedeutungseffekten auf noch lassen sich Objekte einfach als real bezeichnen. Vielmehr betont Latour eine doppelte Konstruktion von Handlungsträgern: „Wissenschaft mit Gesellschaft und Gesellschaft mit Wissenschaft.“ Dieses komplexe „Ensemble von Praktiken“, Fakten und Diskursen, das heißt der hybride Charakter dessen, was sowohl als sozial konstruiert als auch als real angesehen werden muss, diese Hybridität also wird – wie

Latour schreibt – „mit dem Begriff der Dekonstruktion so schlecht wie nur möglich erfasst.“²⁴ Die Frage nach dem wissenschaftlichen Wissen lässt sich weder aus der Analyse sozialer Praktiken heraus beantworten, noch lassen sich Wissenschaft und Gesellschaft aufeinander abbilden. Auch wenn wissenschaftliches Wissen immer auch von sozialen und kulturellen Faktoren abhängig ist, so geht es eben auch um ein Netz, das heißt um eine Verbindung zwischen dem Sozialen und der Wissenschaft – konkret im Sinne von Produktion, Zirkulation und Rezeption.

Aus einer ganz anderen Perspektive hat kürzlich Barbara Duden – die wohl prominenteste Stimme im kritischen Diskurs einer drohenden Entkörperlichung – ein Ungleichgewicht zwischen Analysen konkreter Wissenspraktiken und der Dekonstruktion der Zweigeschlechtlichkeit diagnostiziert. Im Rahmen der Gegenüberstellung zwischen anatomischem und sozialem Geschlecht, die Duden als ein herrschendes Dogma der Gender Studies in den 1990er-Jahren bezeichnet, haben konstruktivistische Ansätze in der radikalen Verabschiedung des biologischen Geschlechts nur noch die Konstruktionsweisen von Differenz untersucht und damit den Konstruktionscharakter selbst zu einem „überzeitlichen und universalen Prinzip“ erklärt.²⁵ Insofern kritisiert Duden, dass beispielsweise die Frage, wie Menschen ihren Körper erfahren und erlebt haben, nicht zu allen Zeiten gleich waren. Die Leidenserfahrungen, die Menschen zu Beginn der Moderne

²² Latour, Wir sind nie modern gewesen, 13-14.

²³ Ibid.

²⁴ Ibid., 14

²⁵ Duden, „Frauen-, Körper.‘ Erfahrung und Diskurs (1970–2004)”, 608.

gemacht haben, könnten nicht in das gleiche Register gestellt werden, wie beispielsweise in der Mitte des 20. Jahrhunderts, als die Genetik und Biologie einen ganz anderen Körper formatiert haben. Das Ausspielen von Diskurs und Erfahrung scheint demnach mehr als eine methodische Differenz zu sein, wenn es darum geht, die unterschiedlichen Begründungsformen des Körpers, die Erfahrungen und die Leiden mit den jeweilig herrschenden wissenschaftlichen Paradigmen zu denken.

Bereits ein Blick auf die Medizingeschichte zu Beginn des 20. Jahrhunderts zeigt, dass auch das Pramat des Gemachtseins von Geschlecht ganz unterschiedliche Formen des Konstruktivismus aufweist. Auch die Medizin lässt sich nicht grundsätzlich nur unter einen Essentialismus- Verdacht stellen. Dass Geschlecht konstruiert ist und dass sich auch zwischen den Geschlechtern ein Raum vielfältiger und äußerst variabler Geschlechtsidentitäten existiert, der seine Sichtbarkeit durch wissenschaftlich-medizinische Entwicklung erhält, heißt auch, die Bewegungen und Dynamiken mitzudenken, ohne sie zugleich einem Konstruktivismus zuzuschlagen. Auch der sozialwissenschaftliche Konstruktivismus hat seine Wiedergänger in den wissenschaftlichen Praktiken selbst, der jedoch ganz unterschiedliche Spielarten des Konstruktivismus offenlegen lassen lässt und der nicht aus sich heraus bereits ein emanzipatorisches Unternehmen bedeuten muss.

Beispielsweise hat die Hormonlehre der 1920er-Jahre eine neue Sichtweise von Geschlecht begründet, die die Polarität von männlich und weiblich ablöste. Mit der Hormonlehre wurde Geschlecht als Resultat einer hormonellen Produktion im Inneren des Körpers und damit als grundsätzlich veränderbar gedacht. Der sexualwissenschaftliche Diskurs der 1920er-Jahre liefert ein profundes Beispiel für die Konstituierung einer bisexuellen und veränderbaren Geschlechtsidentität. Damit wurde auch ein neues Denken von Geschlechtsidentität etabliert, das sich nicht mehr an einer Morphologie der Zwei-Geschlechterdifferenz orientierte, sondern an dem Modell des produzierten Geschlechts, das in einer Vielfalt zahlreicher Übergänge besteht.²⁶

Die Hormonlehre lieferte zugleich den Rahmen für eine neue Anthropologie

²⁶ So heißt es etwa in der elften Ausgabe des von Heinrich Ploss und Max Bartels herausgegebenen Bandes zu einer Natur- und Kulturgeschichte des ‚Weibes‘: „Eine scharfe Trennung der Geschlechter besteht also nicht. Sie gleichen in etwa einer Tafel, auf der Töne registriert sind, die allmählich von Schwarz in Weiß übergehen.“ Ploss /Bartels, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, 37.

des autonomen Subjektes. Die Krise des Zweigeschlechtermodells war Ort und Anlass einer auf sexualreformerischen Liberalisierungen beruhenden Biopolitik, in der sich das utopische Potenzial eines neuen Menschenbildes im Gewand der Machbarkeit ankündigte. Was sich im Kontext der Sexualwissenschaften als ein von Hormonen gemachtes und damit konstruiertes Geschlecht erwies, lieferte in seiner biopolitischen Dimensionierung die Grundlage für eine neue Sozialtechnologie der Selbstbestimmung, denn die Attribuierungen von Geschlecht, Schönheit und sexuellem Begehrten wurden in ein bio-politisches Raster individueller und kollektiver Machbarkeiten eingeschrieben. Hier nahm ergo eine neue Sozialtechnologie der Selbst- und Fremdführung historisch Gestalt an, die auf einem eigentümlichen Konstruktionscharakter von Geschlecht beruhte.

Diese biopolitische Dimension eines Zusammenspiels zwischen sozialer Liberalisierung und sexualwissenschaftlichen Diskursen, die auf der Annahme einer grundsätzlichen Veränderbarkeit des Geschlechts beruht, kann keineswegs als eine progressive Befreiungsgeschichte gelesen werden, wie Heiko Stoff in seiner Studie über die biowissenschaftlichen Geschlechtsumwandlungen und Verjüngungsoperation der 1920er-Jahre betont.²⁷ Des Weiteren beruht der wissenschaftliche Diskurs des produzierten Geschlechts auf einem Konstruktivismus. Doch gerade mit Blick auf diese Praktiken der Infragestellung der Zwei-Geschlechterordnung lässt sich zeigen, dass sich hinter diesem eigentümlichen Konstruktivismus gleichfalls ein Konstruktivismus verbirgt, der sich gerade dadurch auszeichnet, dass er sich mit den feministischen Ansätzen eines Geschlechterkonstruktivismus nicht deckt.

Im Folgenden sollen nicht alte und bereits erloschene Brandherde künstlich neu entfacht werden. Es geht auch nicht um eine Positionierung innerhalb eines umkämpften Feldes, das in dieser Spannung zwischen leibphänomenologischen und diskurstheoretisch-konstruktivistischen Ansätzen längst als zeithistorisch verfasst und überholt angesehen werden muss. Trotzdem: Die nun folgenden Überlegungen bauen auf einer Einsicht der de/konstruktivistischen Argumentationen auf, die sich in zwei Richtungen entfalten könnten.

Erstens gehe ich davon aus, dass de/konstruktivistische Ansätze von einem wissenschaftsgeschichtlichen Desiderat geprägt sind, das seinerseits

²⁷ Cf. Stoff, „Vermännlichung, Verweiblichung, Verjüngung“, 275-290, cf. weiterhin Idem, Ewige Jugend. Konzepte der Verjüngung vom späten 19. Jahrhundert bis ins Dritte Reich.

von einem vorhersehbaren Schematismus begleitet ist. Denn in dem Bemühen, die gerade in den Medizin- und Naturwissenschaften vorhandenen diskursiven Konstruktionen der Zweigeschlechterdifferenz auszuweisen, hat sich letztlich ein Wissenschaftsverständnis manifestiert, in dem die mit diesen Wissenspraktiken einhergehenden und durchaus begründbaren Formen der Infragestellung der Zwei-Geschlechter-Differenz in ihrer Historizität und Spezifität zu wenig Raum finden.

Zweitens möchte ich erläutern, dass de/konstruktivistische Ansätze dazu tendieren, den Körper auf den Status einer eindimensionalen Einstreibefläche sprachlicher Diskurse zu reduzieren. Im Anschluss werden Perspektiven aufgezeigt, die es erlauben, die inhärenten Widerständigkeiten und Eigenlogiken des lebendigen Körpers zu denken und in ihren je eigenen Widerständigkeiten und Eigenlogiken zu historisieren und zu spezifizieren.

3 Feministische Kritik im Spannungsfeld von Erfahrung und Diskurs²⁸

Ende der 1990er-Jahre wurde heftig über die Frage diskutiert, ob und inwiefern sich aus sexuellen Differenzen bestimmte Identitätszuweisungen und soziale Ordnungsmuster ableiten lassen. Die bis dahin gängigen Positionen feministischer Kritik gründeten zumeist auf differenztheoretischen Vorannahmen, deren Ziel darin bestand, die Kategorie des Weiblichen gegen bestehende Sexismen und hierarchisierende Geschlechterordnung neu zu bestimmen. Der differenztheoretische Feminismus zielte auf eine Wiederaneignung und Aufwertung des Weiblichen. Mit dem Insistieren auf der Repräsentation des Weiblichen war jedoch eine zentrale Frage aufgeworfen: Was sind die theoretischen Grundlagen und epistemologischen Fundierungen dieser Frauenidentität?

Die Kritik an feministischen Repräsentationspostulaten des Weiblichen zielte vor allem auf die Frage, wie nicht nur soziales, sondern auch biologisches Geschlecht hervorgebracht wird. Auch wenn die feministische Identitätspolitik schon immer davon ausging, dass Geschlecht nicht vollständig durch *Sex* bestimmt ist, so wurde mit der Annahme einer natürlichen Zweigeschlechtlichkeit an einer universalen Differenzkategorie des *Sex* festgehalten und Geschlecht auf etwas festgelegt, was es in seinen spezifischen historischen und kulturellen Kontexten überhaupt erst

²⁸ Cf. Stoff, „Diskurse und Erfahrungen.“

zu klären gilt.²⁹ Die kulturellen und historischen Vieldeutigkeiten von weiblich-männlicher Natur-Kultur können mit dem binären Rahmen eines differenztheoretischen Feminismus nur unzureichend erfasst werden. Gerade im Hinblick auf die mit diesen Dualismen produzierten Ein- und Ausschließungen musste der emanzipatorische Anspruch feministischer Identitätspolitik auf die ihm zugrunde liegenden impliziten Muster befragt werden. Statt also von der Kategorie Frau auszugehen, fokussierte der de/konstruktivistische und diskurstheoretische Feminismus – wie die Herausgeberinnen des 1994 erschienenen Bandes *Zur Krise der Kategorien* feststellten – auf der „Tatsache der Kategorisierung selbst: [...] Denn jede Übernahme einer Kategorie, des Sich-einlassen auf eine Kategorisierung bringt es mit sich, daß auch die von jener als ‚Außerhalb‘ ausgeschlossenen Aspekte, wie überhaupt die Notwendigkeit, Ausschließungen und Zuordnungen vorzunehmen, mit übernommen werden.“³⁰ Von diesem Punkt aus stellten de/konstruktive Theorien einen wichtigen und produktiven Ansatz dar, um die Vorannahme einer natürlichen Geschlechterdifferenz, die dem Geschlecht einen ontologischen Status zuweist, infragezustellen. Mit de/konstruktivistischen Ansätzen war das Subjekt des Feminismus in die Kritik, die Kategorie der Frau in die Krise geraten.

Als eine der Hauptprotagonistinnen für diese Krise der Kategorie Frau wurde die US-amerikanische Philosophin und Philologin Butler angesehen. In *Gender Trouble* (1990)³¹ hatte sie mit ihren auf sprachphilosophischen und poststrukturalistischen Ansätzen gründenden Überlegungen die epistemologischen Grundlagen einer feministischen Identitätspolitik kritisch hinterfragt. Von der Diskursanalyse im Anschluss an Michel Foucault übernimmt Butler die Einsicht, dass Realität immer nur sprachlich vermittelt ist. Von Jacques Derrida und John L. Austin übernimmt sie die Einsicht, dass Sprache eine Handlung und Geschlecht eine Tätigkeit sprachlicher Handlungen ist. Damit zielt Butler auf die ambivalente Struktur dieser Handlungen ab, die sie als eine Praxis der Wiederholung und Verschiebung auffasst.³²

²⁹ Cf. hierzu Schein /Strasser: „Intersexions oder der Abschied von den Anderen“, 7-32 sowie auch den in diesem Band wichtigen Aufsatz von Yanagisako, „Geschlecht, Sexualität und andere Überschneidungen“, 33–65.

³⁰ Verein Sozialwissenschaftliche Forschung und Bildung für Frauen, *Zur Krise der Kategorie*, 5, cf. auch das darin enthaltene Interview von Judith Butler mit Rosi Braidotti, Butler, „Unter Feministinnen: The Trouble with Gender“, 145-176.

³¹ Butler, *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity* erschien 1990 und wurde 1991 unter dem Titel *Das Unbehagen der Geschlechter* auf deutsch veröffentlicht.

³² Judith Butler diskutiert diesen Aspekt der Resignifikation ausführlich in: Haß spricht.

Nach Butler gibt es keine Realität, die nicht immer schon diskursiv benannt ist. Als diskursive Konstruktion ist ebenfalls Geschlecht ein System von Repräsentationen und Differenzen. Für den Konstruktivismus ist Geschlechtsidentität wesentlich das Resultat diskursiv-symbolischer Ordnungen und nur im Zusammenhang mit diesen diskursiven Hervorbringungen und kulturellen Bedeutungszuschreibungen der Aus- und Eingrenzung zu denken. Statt die Kategorie Frau zu repräsentieren, drängt Butler darauf, sie neu zu denken. Hinsichtlich der epistemologischen Grundlagen feministischer Theorie fragt sie, „was durch den theoretischen Schritt, Grundlagen festzulegen, *autorisiert* und was ausgeschlossen oder verworfen wird.“³³ Wenn demnach der Begriffsapparat der feministischen Kritik von Macht durchdrungen ist, dann ist das emanzipatorische Subjekt selbst immer auch mit dieser Macht zu denken.³⁴ Diese Einsicht bedeutete nicht, das Subjekt des Feminismus zu verabschieden, sondern es als Effekt einer macht-regulierenden Praxis zu denken und es in einer „Matrix der Intelligibilität“ zu begreifen.³⁵ Das Subjekt, das Butler adressiert, verdankt seine Existenz folglich normierenden Prozessen und machtvollen Regulierungen, die es immer erst annehmen muss, um zu sich selbst zu kommen. Sie kritisiert die Vorstellung eines autonomen Subjektes, das seine eigenen Konstituierungsprozesse negiert, weil auch Autonomie immer erst in sozialen Abhängigkeiten entsteht. Das autonome Subjekt kann diese Vorstellung von Autonomie nur deshalb aufrechterhalten, weil es überhaupt erst über Differenzierungen, das heißt über einen Bruch, „aus dem es sich konstituiert, verdeckt.“³⁶

Diese Vorstellung eines seine eigenen Konstituierungen negierenden Subjekts ist nach Butler dort gegeben, wo das Subjekt als ein der Politik und des politischen Engagements vorgängiges gedacht ist. Jede Artikulation eines feministischen *Wir* im Sinne einer Politik der Repräsentation bedeutet ebenso, dass in den Festlegungen und Bestimmung dessen, was dieses zum Subjekt macht, unweigerlich auch Ausschließungen produziert werden.

Zur Politik des Performativen, 200-224 („Sprechakte politisch“).

³³ Butler, „Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der ‚Postmoderne‘“, 37.

³⁴ Ibid., 36, 38.

³⁵ Butler, Das Unbehagen der Geschlechter, 39.

³⁶ Butler, „Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der ‚Postmoderne‘“, 33. Judith Butler hat den Aspekt der Verstrickungen des Subjektes mit den politischen und sozialen Bedingungen ausführlich diskutiert in: Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen, hier insbesondere das Kapitel: „Außer sich. Über die Grenzen sexueller Autonomie“, 35-70.

Die Ausschließungen theoretisch zu begreifen, heißt nicht, einfach vom konstruierten Subjekt zu sprechen, sondern die „Konstruktion des Subjektes als politisches Problem“ zu verstehen.³⁷ Für Butler lässt sich Subjektivität nicht aus den „kulturellen und politischen Vernetzungen“ herauslösen.³⁸ Auch das Subjekt des Feminismus müsse anerkennen, mit den Verhältnissen, die es zu kritisieren gilt, nicht nur heillos verstrickt zu sein, sondern sogar, dass es diesen seine eigene Existenz als intelligibles Subjekt verdankt.³⁹ Die Konstruktion des Subjektes zu begreifen, versteht Butler dabei als Möglichkeit, den bislang „unvorhergesehenen Bedeutungen“ im Sinne neuer Allianzen anderer Begriffe, ja vielleicht überraschender, kreativer Wendungen. „Paradoxerweise“, schreibt sie, „wird vielleicht auch so etwas wie die ‚Handlungsfähigkeit‘ nur möglich, wenn man die Kategorie ‚Frauen‘ von ihrem feststehenden Referenten befreit.“⁴⁰ Ihre Überlegungen zielen folglich auf eine Problematisierung vermeintlich fest definierter Kategorien. Damit hat sie die Frage nach der Handlungsfähigkeit unter dem Gesichtspunkt der Relationalität und Kontingenz von Kategorien neu gestellt.⁴¹

Feministische Identitätspolitiken wurden damit einerseits im Hinblick auf die ihnen unterliegenden essentialistischen Konzeptionen von Identität problematisch, andererseits in Hinblick auf die sich daran anschließende repräsentationalistische Fundierung von Kategorien und deren fortlaufender Festschreibung. Die Annahme einer vorgegebenen Identität, die es politisch zu repräsentieren gilt, wird damit ebenso verabschiedet, wie die politische Vorstellung eines weiblichen Wir. Gerade im Hinblick auf den Ausschluss von nicht passenden Identitäten, wie dies im postkolonialen Kontext, aber auch in queer-theoretischen Ansätzen⁴² gezeigt wurde, könnte sich emanzipatorische Politik ohne eine theoretisch-epistemologische Selbstbeschränkung letztlich

³⁷ Butler, „Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der ‚Postmoderne‘“, 48.

³⁸ Idem., „Das Unbehagen der Geschlechter“, 18, cf. auch Villa, „Dekonstruktion und Diskurs-Genealogie“, 151.

³⁹ So etwa auch Villa, „Dekonstruktion und Diskurs-Genealogie“, 155.

⁴⁰ Butler, „Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der ‚Postmoderne‘“, 50.

⁴¹ Für Butler ist Handlungsfähigkeit keineswegs instrumentell zu denken, so als gäbe es erst ein Subjekt, das dann eine Handlung ausführt. Vielmehr will sie Handlungsfähigkeit unter dem Aspekt der Anerkennung ihrer regulierenden Bedingungen und Ausschlüsse denken und schreibt: „In diesem Sinne ist es entscheidend, nach den Bedingungen der Möglichkeit dieser Handlungsfähigkeit zu fragen.“ Butler, „Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der ‚Postmoderne‘“, 55, cf. Villa, Judith Butler, hier das zweite Kapitel: „Postsouveräne Subjekte – Butlers Subjekttheorie“, 37-57.

⁴² So ist Butlers Denken auch stark beeinflusst von den Arbeiten der US-amerikanischen Anthropologin Gayle Rubin, auf die die Unterscheidung von Sex und Gender zurückgeht. Gleich zu Beginn von *Gender Trouble* verweist Butler in einer Fußnote, ebenso auf Lila

ihres eigenen Anspruchs berauben. Butlers Überlegungen zielen darauf, die Kategorien feministischer Politik offenzuhalten, anstatt sie sogleich politisch zu verfestigen.⁴³ Ansätze, die auf einer universalen Kategorie der Frau beruhten, waren nun in den Verdacht geraten, selbst Bestandteil einer Politik der Ausgrenzung zu sein.

4 Epistemologische Selbstbeschränkung und die Politik der Performativität

Die epistemologischen Verunsicherungen, die von de/konstruktivistischen Ansätzen ausgingen, gründeten auf der radikalen Einsicht, dass nicht mehr ohne Weiteres von „der Frau“ gesprochen werden konnte. Judith Butler spitzte diese Problematik in den Worten zu: „Der Feminismus braucht die Frauen, aber er muss nicht wissen, wer sie sind“ und verwies damit die feministische Theorie in eine ausweichliche Ambivalenz.⁴⁴ Zunächst hatte Judith Butler mit ihrer Kritik an einer feministischen Identitätspolitik nicht Begeisterung, sondern auch empörten Widerspruch hervorgerufen. Im Vorwort ihres Buches *Bodies that matter* (1993), das sich auch als eine Reaktion auf diese Verwirrungen und Empörungen, die von ihrem ersten Buch *Gender Trouble* ausgingen, lesen lässt, schreibt sie: „Die meisten Leser faßen *Das Unbehagen der Geschlechter* verständlicherweise so auf, als werde die Relevanz des Biologischen bei der Determinierung der Geschlechtsidentität gänzlich verneint.“⁴⁵

Die Stoßrichtung ihrer Kritik gilt aber der Annahme einer natürlichen Zweigeschlechtlichkeit sowie den Vorstellungen einer unveränderbaren Materialität des geschlechtlich bestimmten Körpers. Die Verweigerung, die Materialität des biologischen Körpers als authentischen Ort feministischer

Abu-Lughod und bell hooks (*Sehnsucht und Widerstand*). Gerade in der feministischen Kulturanthropologie wurde immer wieder eine Kritik an der Verwendung westlicher Kategorien laut und damit auch die methodisch wichtige Frage gestellt: „Can there be a feminist ethnography?“ (Abu-Lughod) mit der vieles von dem vorweggenommen war, was später in der *Writing Culture*-Debatte diskutiert wurde. Der Einfluss der feministischen Ethnographie im Kontext der US-amerikanischen Kulturanthropologie auf die Arbeiten von Butler ist meines Wissens nur in Ansätzen erforscht. Der Gastbeitrag der amerikanischen Bloggerin Claire Bond Potter im Blog *feministische studien* unter dem Titel „Books that matter“ gibt einen Einblick in das intellektuelle Klima, in dem das Buch *Gender Trouble* entstanden ist.

⁴³ Butler, Die Macht der Geschlechternormen, 9.

⁴⁴ Idem., „Ort der politischen Neuverhandlung“, 10.

⁴⁵ Idem., Körper von Gewicht, 9.

Politik zu fixieren, hieß zwar nicht, Materialität „zu verneinen oder abzulehnen,“ sondern diese vielmehr sprachimmanent und diskursiv zu bestimmen.⁴⁶ Butler führte damit eine andere Ebene der Problematisierung ein, die, wie sie an dieser Stelle betont, zwar durchaus einen „Verlust an epistemologischer Gewißheit“ beinhaltet, aber keineswegs „zwangsläufig zum politischen Nihilismus führen“ muss.⁴⁷ Doch insbesondere im deutschsprachigen Raum waren die von Butler ausgehenden wichtigen Fragen über die epistemologischen Grundlagen feministischer Theorie mit der Frage politischer Handlungsfähigkeit verknüpft worden. Die Debatten um die epistemologischen Verunsicherungen füllten auch die Feuilletonseiten überregionaler Zeitungen.

Die Historikerin Barbara Duden hatte im Anschluss an Judith Butler von einer drohenden Entkörperlichung des weiblichen Subjektes gesprochen und Butler vorgeworfen, einen linguistischen Idealismus zu betreiben. Für Duden war *Gender Trouble* kein feministisch-politischer Text, sondern ein erschreckendes Zeitdokument. Mit Butler – so der Vorwurf – werde „ein stimmloser, stummer Diskurs, also reiner Text zur Grundlage des Wissens über Frauen gemacht.“⁴⁸ Die poststrukturalistische Theorieentwicklung hatte nicht nur Duden in ein lebhaftes Erschrecken versetzt.⁴⁹ Sie forderte, die gelebte Erfahrung von Frauen wieder in den Vordergrund zu rücken, anstatt sie an diskursive Ordnungen abzugeben. Butler negiere „die Leiblichkeit und Sinnlichkeit, also die leiblichen Phänomene“ der Frauen.⁵⁰ Dagegen argumentierte Butler, dass der Vorwurf der Entkörperung, der mit Rekurs auf die leiblichen und materiellen Phänomene begründet wurde, letztlich immer nur ein linguistischer sein könne, denn wie jede Äußerung sei auch dieser Rekurs einer prädiskursiven Faktizität des Körpers in die Sprache verwickelt.⁵¹

Die Fronten zwischen einem leibphänomenologischen und einem de/ konstruktivistischen Feminismus schienen insbesondere in den 1990er-Jahren als zwei un hintergehbare, diametral entgegengesetzte Seiten feministischer Theoriebildung: Wer leibliche Erfahrung betont, negiert

⁴⁶ Idem., „Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der ‚Postmoderne‘“, 52.

⁴⁷ Ibid., 52.

⁴⁸ Duden, „Die Frau ohne Unterleib“, 26.

⁴⁹ Sabine Hark spricht in diesem Zusammenhang von einem Generationskonflikt, der maßgeblich für diese Auseinandersetzungen war. Cf. Hark, Dissidente Partizipation, hier der zweite Teil „Umstrittene Wissensformationen“, 209-334.

⁵⁰ Duden, „Die Frau ohne Unterleib“, 26.

⁵¹ Cf. Butler, Körper von Gewicht, 11.

die Sprachgebundenheit und grundsätzliche Konstruertheit körperlicher Kategorien. Mit de/konstruktivistischen Ansätzen wurde zwar weiterhin von gelebter Körpererfahrung gesprochen, doch nur insofern, dass diese radikal als diskursiv konstruiert verstanden wurde. Die Konfliktzonen innerhalb der feministischen Theorien verliefen dabei im Spannungsfeld von Diskurs und Erfahrung.⁵² Während leibphänomenologische Ansätze den Körper als Ort authentischer Erfahrungen verteidigt hatten, verabschiedeten diskurstheoretische Ansätze die Materialität des Körpers als Gegenstand. So schreibt Butler in *Körper von Gewicht*, dass der leibliche Körper keinen zu fixierenden Gegenstand darstellt, das heißt, dass auch jeder Versuch seiner Fixierung immer wieder an Grenzen kommt. Gerade weil sich der Körper nicht „als einfaches Objekt des Denkens fixieren“ lässt, ist mit einem permanenten Scheitern zu rechnen. Darin zeige sich jedoch etwas, worum es bei der Frage nach der Materialität des Körpers wesentlich gehen könnte.⁵³ Scheitern wird als nie abgeschlossener, produktiver Prozess verstanden, in welchem der Körper zwar als Resultat von Diskursen, aber nicht als deren passives Objekt begriffen wird.⁵⁴

Mit der Theorie der Performativität ging es Butler vielmehr um die Bestimmung einer Kategorie als Prozess, die es erlaubt, Körperlichkeit jenseits passiv-diskursiver Einschreibungen und ontologischer Zuschreibungen zu denken. Materialität wurde demnach nicht negiert, sondern in permanenten Prozessen der Bedeutungszuschreibung gedacht. In gewisser Weise steht der konstruktivistische Feminismus in der Tradition einer auf sozialer Praxis beruhenden Kulturtheorie.

⁵² Cf. hier beispielhaft die Publikation von Bos /Vincenz /Tanja, Erfahrung: Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffs in der Geschlechtergeschichte. In einer Rezension wurde kritisiert, dass dieser Band einen weitgehend unreflektierten beziehungsweise problematischen Umgang mit dem Diskursbegriff belege, was für die Rezensentin als der „gravierendste Schwachpunkt der Publikation“ gelte. Kleister, „Erfahrung und Diskurs.“

⁵³ Butler, *Körper von Gewicht*, 13.

⁵⁴ „Jedes Mal,“ schreibt Judith Butler, „wenn wir versuchen, auf den Körper zu referieren, referieren wir in bestimmten Beschreibungsmodi oder innerhalb bestimmter Referenzrahmen – doch wir ‚referieren vergeblich‘.“ Butler, „Körper in Teilen“, 51. Dabei verweist „vergeblich“ keineswegs auf ein verhinderndes Scheitern, sondern es ist vielmehr die Bedingung der Möglichkeit des Fortsetzens.

5 Konstruktivismus als Kritik der epistemologischen Selbstvergewisserung

Die konstruktivistischen Theorieprogramme der Kulturtheorie hatten seit den 1980er-Jahren jeder Form der epistemologischen Selbstgewissheit den Boden entzogen. Die Kontingenz des Wissens markiert dabei den Einsatzort konstruktivistischer Theoriepositionen, mit dem ein ganzes „Arsenal von heuristisch außerordentlich fruchtbaren Werkzeugen zur Analyse von vergangenen wie gegenwärtigen Praktiken und Diskursen“ bereitgestellt war.⁵⁵ Im diskursiven Spiel der Zeichen und Symbole gab es nichts, was radikal konstruktivistischen Theoriepositionen entzogen war.⁵⁶ Wie Andreas Reckwitz argumentiert, war diese Kontingenz, die er als eine „radikale Kontingenzperspektive der Kulturtheorie“ bezeichnet, um zwei miteinander verknüpfte „Grundintuitionen“ vereint: „das Element der Materialität und das der Implizitheit des Wissens.“⁵⁷ Wurde in den empirischen Sozialwissenschaften zumeist die Auffassung einer der Kultur vorgängigen Basis vertreten und damit Materialität als Instanz gesellschaftlich-struktureller Ausgestaltung betrachtet, so stellte die Kulturtheorie jede Annahme der Existenz eines Vorkulturellen mit ihrer radikalen „Kontingenzperspektive“⁵⁸ kritisch infrage. Gerade die kulturwissenschaftlichen Theoriepositionen begründeten ihre Auffassungen von einer hergestellten Materialität mit dem paradigmatischen Modell der Wissens- und Bedeutungsproduktion.

Als avancierteste Theorie sozialer Praxis stellt der Konstruktivismus mit seinem Paradigma der Sprachgebundenheit des Sozialen eine Zäsur in der Diskussion um die Frage nach der Verfasstheit gesellschaftlicher Wirklichkeit dar. Bisherige Grundlagen der empirischen Sozialwissenschaften wurden durch die Frage nach den Bedingtheiten dieser Grundlagen ersetzt. Wie Reckwitz feststellt, wurde damit auch der „theoriegeschichtlich antipodenhafte Schematismus von Materialismus und Kulturalismus“⁵⁹ überwunden. Die praxiologische Perspektive hat damit das positivistisch-repräsentationalistische Verständnis von Materialität und deren Einbettung in eine vorkulturelle und vorsprachliche Sphäre aufgekündigt. Damit wurde jeder ontologischen Setzung von Subjekt, Sinn, Körper oder Vernunft ihre

⁵⁵ Reckwitz, „Aktuelle Tendenzen der Kulturtheorie“, 705-728, 706.

⁵⁶ Cf. ibid., 706.

⁵⁷ Ibid., 706.

⁵⁸ Ibid., 706.

⁵⁹ Ibid., 713.

Gewordenheit entgegengesetzt. Mit der Verortung im Bereich der Sprache konnte in diskurs- und praxisgeleiteter Perspektive zwar weiterhin von Materialität gesprochen werden, doch nur in dem Sinne, dass Materialität immer schon spezifisch-kulturell und sinnhaft-reguliert ist und über diese Diskurse konstruiert wird. Die Wirkmächtigkeit von Diskursen besteht folglich in der Formung und Herstellung von Materialität, die nicht unabhängig von Diskursen bestehen kann.

Mit dem Primat des Gemachtseins verfolgen diskurstheoretische Ansätze ein emanzipatorisches Unternehmen, insofern jeder machtvollen Selbstbehauptung eines „So ist es“ die Gewordenheit des Faktischen gegenübergestellt ist. Die Annahme einer prädiskursiven Materialität wird damit selbst als einem machtvollen Instrument, das letztlich in der Art und Weise, wie nach gesellschaftlicher Wirklichkeit gefragt wird, die letzten Spuren einer abendländischen Metaphysik in sich trägt. Die binäre Logik einer prädiskursiven Materialität zielt weder auf einen naiven Positivismus noch auf die Verabschiedung des Realen, sondern auf die ihr innenwohnenden Macht, wie nach der Wirklichkeit zu fragen ist, das heißt als einer nicht weiter zu hinterfragenden Wirklichkeit.⁶⁰ Im Gewand eines flachen Repräsentationalismus werden mit der Annahme einer prädiskursiven Materialität nicht nur Macht- und Herrschaftstechnologien reproduziert, sondern auch ein bestimmtes Verständnis von Wirklichkeit propagiert. Wissens- und Wissenschafts-Diskurs meint eben nicht einfach nur Aussage oder gesprochenes Wort, sondern machtvolle Regulierung dessen, was überhaupt gesagt und was nicht gesagt werden kann. Als Instanz der Ermöglichung und der Einschränkung legen Diskurse immer auch das Feld von Möglichkeiten und Bedeutungen fest.

Ebenso geht der feministische Konstruktivismus von einem Primat des Gewordenseins aus. Der geschlechtlich bestimmte Körper ist keine biologische Tatsache, auf die sich stützen ließe. Für Butler geben diskursive Benennungen zwar vor, das Feld des Biologischen nur zu beschreiben, in Wirklichkeit haben aber haben sie es immer schon als natürlich und biologisch machtvoll reguliert.⁶¹ Doch Butler geht es nicht nur um die

⁶⁰ Butler schreibt dazu: „Selbst wenn wir behaupten, daß es einen impliziten universellen Beweis für eine bestimmte gegebene Grundlage gibt, würden diese Bestimmungen der ‚Implikation‘ und der ‚Universalität‘“ nur neue Dimensionen des Unhinterfragbaren eröffnen.“ Butler, „Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der ‚Postmoderne‘“, 37.

⁶¹ Idem., Körper von Gewicht, 200.

Tatsache der Konstruktion, sondern um die Performativität. Damit überschreitet sie zugleich den Konstruktivismus der feministischen Theorie. Die Konstruktionsweisen von Geschlecht versteht sie als einen permanenten Prozess der Herstellung von Kategorien. Gerade weil Kategorien niemals für sich bestehen, sondern immer wieder hergestellt werden müssen, zeichnen sich darin auch immer Momente der Verschiebung und Veränderung ab. Materialität wird in diesem Sinne zwar als diskursiver Effekt, das heißt als instituierte körperliche Materialität verstanden, doch gerade darin ist sie zugleich eine prozessuale Kategorie. Die dekonstruktive Kritik meint nicht, die Materialität „zu verneinen,“ sondern sie beinhaltet, ihre Bedeutungen zu verändern, in dem man die Begriffe „weiterhin verwendet, sie wiederholt, subversiv wiederholt, und sie verschiebt bzw. aus dem Kontext herausnimmt, in dem sie als Instrumente der Unterdrückungsmacht eingesetzt wurden.“⁶²

Der de/konstruktivistische Feminismus versteht unter der diskursiven Gemachtheit von Geschlecht keine eindimensional einwirkende Macht, sondern die Konstruktion selbst wird als Prozess aufgefasst. Butler schreibt dazu: Geschlecht „ist nicht ein schlichter oder ein statischer Zustand eines Körpers, sondern ein Prozess, bei dem regulierende Normen das ‚biologische Geschlecht‘ materialisieren und diese Materialisierung durch eine erzwungene ständige Wiederholung jener Normen erzielen.“⁶³ Als prozessuale Kategorie bedarf Geschlecht einer stetigen Wiederholung, in dem sich auch Momente der Brechung und Resignifikation abzeichnen. Unter dem Gesichtspunkt der Resignifikation und Verschiebung wird die Materialität des Körpers gerade nicht diskursiv aufgelöst, sondern mit dem Konzept der Performativität in ihren Eigenlogiken beschrieben. Diskurs und Materialität meint eben nicht das Gleiche, noch fallen diese Ebenen zusammen, weil die diskursive Konstruktion sowohl machtvoll-produktiv als auch brüchig ist und eine inhärente Dimension des Scheiterns aufweist. Diskursive Konstruktionen erfassen den lebendigen Körper niemals vollständig. „Es gibt,“ schreibt Butler, „immer eine Dimension körperlichen Lebens, die nicht vollständig dargestellt werden kann, selbst wenn sie als die Bedingung und als aktivierende Voraussetzung für Sprache fungiert.“⁶⁴ Der Darstellungs- und Inszenierungscharakter von Geschlecht lässt sich gerade nicht in einem binären Rahmen von authentischer Erfahrung und diskursiver Konstruktion fassen, sondern vielmehr als multifaktorieller

⁶² Idem., „Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der ‚Postmoderne‘“, 52.

⁶³ Idem., Körper von Gewicht, 21.

⁶⁴ Idem., Die Macht der Geschlechternormen, 318 f.

Prozess materieller Verkörperungen.⁶⁵

In dieser Perspektive stellt sich der de/konstruktivistische Feminismus radikal der Vorstellung eines Primats der leiblichen Erfahrung entgegen und richtet sich dezidiert an Handlungen und Vollzügen aus. Mit dem Konzept der Performativität adressiert Butler jedoch keineswegs nur einen politischen Sprachkampf, auch nicht die bloße Sprache, sondern meint „körperliche Vollzüge“⁶⁶ und Handlungen, die nicht ohne Sprache zu denken sind. Im Anschluss an Jacques Lacan schreibt sie, „dass der Körper die Sprache veranlasst und dass die Sprache körperliche Ziele transportiert und Körperhandlungen ausführt.“⁶⁷ Wenn wir vom Körper reden, so Butler, haben wir es immer auch mit einem Chiasmus zu tun: „Es gibt immer eine Dimension körperlichen Lebens, die nicht vollständig dargestellt werden kann, selbst wenn sie als die Bedingung und aktivierende Voraussetzung für Sprache fungiert.“⁶⁸ Gerade weil Performativität eine sprachliche Dimension dessen beschreibt, was den bedeutungsgebenden Akt des Körpers umfasst, sind Sprache und Körper immer in einem bestimmten Verhältnis, aber keineswegs der bloßen Kausalität, zu denken, das heißt als ein Prozess der Übertragung, der auch scheitern oder anders verlaufen kann, als beabsichtigt. Die „Intention des Subjektes“ schießt, so Butler, über die „Bedeutungsgebungen des Körpers“ hinaus.⁶⁹ Gerade hier zeichnen sich immer Überschüsse, Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten ab, die eine Dimension der gelebten Erfahrung zum Vorschein bringen, ohne diese jedoch außerhalb diskursiver Bedeutungsgebungen zu denken. Mit dieser Einsicht zielt Butler auf eine „fundamentale Sozialität des leiblichen Lebens“ als die „Art und Weise, wie wir aufgrund unseres Daseins als körperliche Wesen schon von Anfang an ausgeliefert sind, über uns hinaus sind, in das Leben anderer verwickelt sind.“⁷⁰ Die un hintergehbar Exeriorität und Veräußerlichung des lebendigen Körpers lassen den Körper nicht ohne Bezug

⁶⁵ Cf. Bachmann-Medick, Cultural Turn, 104pp.

⁶⁶ Butler, Die Macht der Geschlechternormen, 318pp.

⁶⁷ Ibid., 319.

⁶⁸ Ibid., 318pp. An anderer Stelle schreibt Butler im Postskriptum eines bereits 1989 und 1997 auf deutsch veröffentlichten Beitrages: „Meine Arbeit konzentriert sich jedenfalls in letzter Zeit weniger auf den Leib als Situation als auf den Leib als Chiasmus.“ Butler, „Geschlechtsideologie und phänomenologische Beschreibung“, 185. Diese „chiastische Situation“ versteht Butler als einen Prozess, in dem Körper erst durch Sprache „mitsamt ihren Normen“ hergestellt werden, die Körper jedoch niemals vollständig erfassen können. Butler: „Körper in Teilen“, 51.

⁶⁹ Idem., Die Macht der Geschlechternormen, 319

⁷⁰ Ibid., 42.

auf soziale und gesellschaftliche Normen denken. Die Performativität betont die praktische Dimension eines Handelns als Bedingung von Subjektivität. Der körperliche Vollzug, dem kein Subjekt vorausgeht, bringt erst dieses Subjekt hervor, während sich das Subjekt erst nachträglich als Akteur von Handlungen begreift.

Diese Dekonstruktion befreit die feministische Kritik von den letzten Spuren einer „Metaphysik der Substanz“⁷¹ und stellt die Annahme einer stummen Faktizität des Körpers als die Basis kritischer Argumentationsweisen auf den Kopf. Feministische Kritik wurde damit radikal neu fundiert; ebenso ist Geschlecht kein ohne Praxis zu denkendes Attribut. Vielmehr ist, wie Butler schreibt, Geschlecht eine „unablässig vollzogene Tätigkeit“ der performativen Aneignung, Wiederholung und Resignifikation.⁷² Gerade weil Geschlecht eine brüchige, inkohärente und widersprüchliche Kategorie darstellt, ist sie auch veränderbar. Für Butler gilt es, diesen offenen Prozessen Rechnung zu tragen. Geschlecht bildet nicht nur den Bereich des Wirklichen, sondern auch den „Bereich des Möglichen, des noch nicht Verwirklichten oder des nicht Verwirklichbaren“ ab.⁷³ Feministische Kritik ist deshalb auch eine Wiederaneignung von Begriffen: „Die Aufgabe der Wiederaneignung besteht darin, die Anfälligkeit dieser oft kompromittierten Begriffe für eine überraschend progressive Möglichkeit aufzuzeigen.“⁷⁴

Das Offensichtliche zum Problematischen zu machen und die Bereiche des Vertrauten zu überschreiten, kann womöglich als ein wichtiges und äußerst produktives Postulat der de/konstruktivistischen Kritik gelten. Die Einsicht, dass sich die Realität nicht einfach über das erschließt, was sich zeigt, hat nicht nur für eine Auseinandersetzung über die epistemologischen Grundlagen gesorgt, sondern in unterschiedlichen Bereichen Selbstverständlichkeiten infragegestellt, ob in den Objektivitätsansprüchen des Wissens oder den universalistisch-humanistischen Fundierungen von Kategorien. Mit der Perspektive der unerbittlichen Kontingenz wurden Verfestigungen, Unvermeidlichkeiten und selbstidentische Behauptungen in ihren machtpolitischen Dynamiken erfasst und zugleich auf außerordentlich kreative Weise in den Topologien des Wissens erschlossen.

⁷¹ Idem., Das Unbehagen der Geschlechter, 28.

⁷² Idem., Die Macht der Geschlechternormen, 9.

⁷³ Ibid., 52.

⁷⁴ Ibid., 289.

6 Der feministische De/Konstruktivismus in der Kritik

Gegenwärtig scheint es jedoch nicht mehr so sicher, ob die Zweiteilung feministischer Theorie in Erfahrung und Diskurs, weiterhin überhaupt Bestand haben könnte. Eventuell drückt sich in de/konstruktivistischen Positionen sogar eine zeitgeschichtliche Erfahrung aus, denn die Rezeption dieser Ansätze hatte einen zeitgeschichtlich bedingten kulturellen Kontext. In den 1990er-Jahren haben sich nicht nur die Modi, sondern auch die gesellschaftlichen Orte der feministischen Theorien geändert. Geschlechterverhältnisse erschienen angesichts der Neuinterpretation von Lebensformen und der Pluralisierung sexueller Orientierungen als vielfältiger als noch in den 1970er-Jahren. Nicht nur die Populärkultur und Werbung waren von neuen, androgyn verfassten Geschlechtsidentitäten durchdrungen, sondern mit der zunehmenden Digitalisierung der Lebenswelt wurden vielfältige Formen geschlechtlicher Identität lebbar. Diese Umstrukturierung bereitete Boden, auf dem sich die Verschiebung von einer Politik der Differenz hin zu einer Dekonstruktion des Geschlechterdualismus vollziehen sollte. Das Aufbrechen sexueller Identitäten aus dem Binarismus von männlich und weiblich war demnach gleichfalls Bestandteil einer sich in kulturellen Praktiken abzeichnenden Tendenz: Die Hervorbringung und Sichtbarmachung einer Vielzahl sexueller Orientierungen und geschlechtlicher Identitäten machte es immer unmöglich, Geschlecht im dualistischen Schema der Zwei-Geschlechterdifferenz angemessen zu erfassen. Butler hatte mit dem feministischen Imperativ einer Ent-Naturalisierung und De-Essentialisierung von Geschlecht zwar die Bedeutung subversiver Geschlechtspolitiken betont, um sich mit subversiven Strategien den herrschenden Diskursen der Zwei-Geschlechtlichkeit zu entziehen, dennoch muss gefragt werden, ob Pluralisierung und Flexibilisierung zugleich auch als ein emanzipatorisches Projekt gelten können. Gerade mit Verweis auf die zunehmende Ästhetisierung von sozialen Selbstverhältnissen hat Evelyn Annuß bereits 1996 darauf hingewiesen, dass Butler sich in *Gender Trouble* ein „parodistisches Programm der Geschlechtervervielfältigung“ zu eigen gemacht habe, ohne jedoch dessen Verankerung in der kulturellen Postmoderne anzuerkennen, die – wie Annuß im Anschluss an Frederic R. Jameson argumentiert – „Ausdruck spätkapitalistischer Vergesellschaftungsmodi“ sei.⁷⁵

⁷⁵ Annuß, „Umbruch und Krise der Geschlechterforschung“, 514, cf., Hänsch, Individuelle

Die de/konstruktiven Konjunkturen einer auf Sprache, Symbolen und Diskursen gründenden Theorie passen in das von Systemtheorie und beginnender Digitalisierung geprägte Lebensgefühl der 1990er-Jahre. Zu dieser Diagnose kommt Duden in einem Artikel, der sich der Theoriegeschichte des Körpers seit den 1970er-Jahren widmet. Darin wiederholt sie ihre Kritik an einer Entkörperlichung des feministischen Subjektes durch Butler, indem sie eine zeitgeschichtliche Verortung de/konstruktivistischer Theorien unternimmt. Für Duden geht der de/konstruktivistische Feminismus in einer in den 1990er-Jahren zeitgemäße Gewissheit darüber auf, „dass Wirklichkeiten durch Diskurse und Sprechakte, ‚Zuschreibungen‘ variabel konstruiert werden.“⁷⁶ Diese Transformationen haben der Einsicht einer grundsätzlich symbolischen und diskursiven Überformung von Geschlecht Raum gegeben. Im Rückblick auf diese Verortungen, die bisher noch viel zu wenig in den Blick genommen wurden, kann durchaus gezeigt werden, dass theoriepolitische Orientierungsweisen eben auch eine materielle Bedingung ihrer gesellschaftlichen Transformationen haben, die einen Diskurs beschreiben, der aus einer Vielzahl von Texten, Praktiken und politischen Machtkämpfen über Identität, Subjektpositionen und Konflikten besteht.⁷⁷ Dieser Umstand verlangt, die kulturellen Bedingungen von Theoriekonzepten, ihre institutionelle Bewertung und soziale Erfahrung mitzudenken und dort zu verorten, wo sie ihren Anfang nehmen. Wie Sabine Hark schreibt, gilt es „erstens das erkennende Subjekt an einem bestimmten Punkt des Raum-Zeit-Kontinuums zu situieren, zweitens die soziale Bedingtheit des Denkens zu klären und schließlich drittens das auch in die Erkenntnismittel eingegangene gesellschaftliche Unbewusste zu analysieren.“⁷⁸

Für Duden verbleiben die Arbeiten von Butler auf derselben Ebene, mit der die Konstruiertheit des menschlichen Körpers zum universalen Prinzip erklärt werde. Butlers Denken der Differenz und Performativität des Körpers, als einer niemals zu fixierenden, unbestimmten Kategorie, liefere ein „paradigmatisches Beispiel für die Aporie, Körperliches in eine Welt integrieren zu müssen, wenn diese nur noch in der Diagrammatik von Differenzen und in den Effekten von Konstruktionen gedacht werden kann.“⁷⁹

Freiheiten – heterosexuelle Normen in Lebensgeschichten lesbischer Frauen, hier Kapitel, „Destabilisieren des ‚Natürlichen‘“, 120-125.

⁷⁶ Duden, „Frauen-, Körper.“ Erfahrung und Diskurs (1970-2004)“, 609.

⁷⁷ Cf. Landweer/Rumpf, „Kritik und Verteidigung der Kategorie Geschlecht.“

⁷⁸ Hark, „Was ist und wozu Kritik?“, 33.

⁷⁹ Duden, „Frauen-, Körper.“ Erfahrung und Diskurs (1970-2004)“, 604.

Im Rückblick zielt Dudens Kritik auf eine, wie sie betont, eigentümliche Parallelität zwischen de/konstruktivistischen und informationstheoretischen Entwicklungen der 1990er-Jahre, die gegenwärtig noch einer Erklärung bedürfen; konkret

warum Autorinnen der Geschlechter- und Frauenforschung sich derart vehement in die Dekonstruktion eines vermeintlich natürlichen Körpers verbissen, als der Referent des Wortes ‚Körper‘ als kategoriales Objekt und als Selbstgefühl schon längst systemtheoretisch und informationstheoretisch besetzt war.⁸⁰

Letztlich zielt Dudens Kritik erneut darauf ab, einer „technogene[n] und gesamtgesellschaftliche[n] Entkörperung“ mit einer „begreifenden Distanz zum postmodernen Körper“ entgegenzutreten.⁸¹ Doch deckt sich das Postulat der Rückgewinnung einer somatische Ebene keinesfalls mit den Theoriepositionen des *material feminism*. Nicht die Einforderung des Körpererlebens, sondern die Gewinnung eines kritischen Posthumanismus steht auf dem Spiel.

7 Subjektivität im posthumanen Gefüge

Der de/konstruktivistischer Feminismus stellt einen Kreuzungspunkt zwischen theoretischer Neuorientierung und technisch-ökonomischen Entwicklungen dar. Doch jenseits technikkritischer Abgesänge auf körperliche Erfahrungsweisen lassen sich aus dieser Konstellation wichtige Schlüsse ziehen. Die in den 1990er-Jahren unternommene Neukonzeptionalisierung von Diskurs und Materialität hat zugleich zu einer Neukonzeption des postsouveränen, posthumanen Subjektes geführt. Mit der zunehmenden Ununterscheidbarkeit von Natur und Kultur, Subjekt und Technik beruht die zunehmende Flexibilisierung der Sex-Gender-Differenz letztlich auch auf einer technologischen Entwicklung, die dazu auffordert, das poststrukturalistische Subjekt in einem posthumanen Gefüge zu positionieren.⁸² Im Hinblick auf diese Entwicklungen stellt der neue Materialismus einerseits eine Fortführung der fundamentalen Verunsicherung von Kategorien dar. Die epistemologische Verunsicherung war und ist, das sollte hier gezeigt werden, keineswegs eine Gefährdung des feministischen Projektes gewesen, sondern

⁸⁰ Ibid., 607.

⁸¹ Ibid., 611, 612

⁸² Herbrechter, „Inhuman-Posthuman-Nonhuman“, 10.

eine Neuverortung im politisch-sozialen Kontext. Andererseits manifestiert sich im neuen Materialismus auch eine radikalere Verschränkung von *Technoscience* und De/konstruktivismus und zwar ebenfalls im Sinne einer kritischen Auseinandersetzung mit den im Dekonstruktivismus implizit enthaltenen anthropozentrischen Vorannahmen. Die de/konstruktivistischen Theorieansätze haben über die Neukonzeptionalisierung des Materiellen eine post-anthropozentrische Verortung des Subjektes vollzogen, jedoch ihr kritisches Potenzial aus der Verortung im Bereich des Sozialen erhalten. Das ehemals feministische Einheitssubjekt wurde durch ein komplexes und relationales Subjekt ersetzt. Im Hinblick auf dieses Subjekt lässt sich bereits ein posthumanistisches Moment in der Neukonzeptionalisierung von Materialität ausmachen, das eine Überwindung humanistischer Positionen bewirkt hat. Dieser Posthumanismus bespielt keineswegs das Feld transhumanistischer Phantasien, wie dies etwa für Arbeiten von Brooks und Kurzweil⁸³ gelten könnte, sondern er hat seine Wurzeln in einer kritischen Epistemologie.

Die hier zuvor umrissenen Debatten um die Verabschiedung universeller Kategorien zeigen, dass es sich in der Konturierung des postanthropozentrischen Subjekts um eine zutiefst politische Figur handelt. Die Annahme universalistischer und nicht weiter zu hinterfragender Kategorien ist, das hat auch Butler konstatiert, ein totalisierendes Konzept, weil es sich „den nichtantizipierten und nicht-antizipierbaren Ansprüchen“ verschließt.⁸⁴ Sexismus, Kolonialismus und Humanismus bilden somit die politischen Wurzeln für eine radikale Dezentrierung des Humanen.

Die Konzeptionalisierung des Materiellen ließe sich im Anschluss daran auch als eine radikale Verabschiedung des Humanen, das heißt als eine Suche nach neuen „Entwürfen posthumaner Interaktionen“⁸⁵ verstehen. Im Mittelpunkt des neuen Materialismus stehen weniger die Prozesse der Materialisierung in ihrem sprachlichen Bezugsrahmen, wie dies oftmals in diskurstheoretischer Ansätzen der Fall war, als vielmehr eine neue Wissenschafts- und Subjekttheorie, die sich stärker den materiell-semiotischen Zusammenspiel zwischen Technik, Wissenschaft und Gesellschaft widmet. Das Entscheidende des *material turn* scheinen mir dabei die Bereitschaft zur Problematisierung und Genealogisierung der Frage nach der Technik zu sein und des Einsatzes poststrukturalistischer Subjekttheorien für Analysen

⁸³ Cf. Brooks, Menschmaschinen; Kurzweil: *Homo sapiens. Leben im 21. Jahrhundert*.

⁸⁴ Butler, „Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der ‚Postmoderne‘“, 38.

⁸⁵ Herbrechter, „Inhuman-Posthuman-Nonhuman“, 21.

naturwissenschaftlicher Wissensformationen.⁸⁶ Die Rekonzeptionalisierung des Materiellen verläuft dabei mehr als nur über die Einsicht einer umfassenden Proliferation von Materialität. Nicht nur die Anhäufung von Dingen oder die Bedeutungsaufgeladenheit von Objekten, sondern die damit zusammenhängenden Prozesse, die Vielfalt und Komplexität von Praktiken, denen kein einheitliches Grundmuster zugrunde liegt, verweisen auf die Notwendigkeit, diese unterschiedlichen und differenten Formationen als situierte Praktiken methodisch neu zu fassen. In diesem Sinne bietet der *material feminism* die Möglichkeit einer Positionierung des Posthumanen vor dem Hintergrund einer fortwährenden Radikalisierung und Erweiterung de/ konstruktivistischer Theoriepositionen, um der zunehmenden Aufhebung und Neubestimmung von Grenzen zwischen körperlichen und transkörperlichen Materialitäten methodisch zu begegnen. Die posthumanistische Konzeption von Materialität ist letztlich auch eine radikale Dezentrierung von Theorien des Diskurses und der Performativität, die bislang zumeist auf das Soziale und auf den menschlichen Körper bezogen waren. Fragen nach der Materialität reduzieren Technik weder auf rein materielle Aspekte noch können Körper losgelöst von ihren Verschränkungen mit nicht-menschlichen Entitäten verhandelt werden. Als potenziell widerständige Akteure ist der materielle Körper in die Prozesse seiner Materialisierung involviert.⁸⁷

So hat Marie-Luise Angerer in einem Blogbeitrag der *Feministischen Studien* anlässlich des 60. Geburtstages von Butler angemerkt, dass die Debatten um *matter* und *materiality* in den letzten Jahren keinesfalls „abgeflacht“ seien. Auch die von Butler bereits in den 1990er-Jahren aufgeworfenen Fragen nach der Materialität des Körpers hätten sich seitdem „verdichtet“, ja geradezu „zugespitzt.“ Seit dem Erscheinen von *Gender Trouble* habe sich Butler vielen Themen zugewandt, jedoch immer, so Angerer „um sich mit dem ‚Gewicht‘ von Bedeutung und Körper/Materialitäten zu beschäftigen.“ Doch, so argumentiert Angerer im Anschluss an Elizabeth Groszs’ Studie *Volatile Bodies*,⁸⁸ die gezeigt habe, dass Butlers stets „einem unausweichlichen Anthropozentrismus verhaftet“ geblieben wäre, dass es andere Ansätze wären, die „das ‚Posthumane‘ stärker hervortreten“ lassen hätten, als dies je bei Butler der Fall gewesen wäre. Trotz der Vielzahl der bearbeiteten Themen wäre Butler nämlich nie von einem Punkt abgerückt und – in Klammern geschrieben bemerkt Angerer –

⁸⁶ Cf. Braidotti, Posthumanismus, 46.

⁸⁷ Cf. Barla, „Apparate körperlicher Produktion und die Materialität der Figuration“, 154pp.

⁸⁸ Cf. Grosz, Volatile Bodies.

„(auch wenn es ihr wieder den Vorwurf des Anthropozentrischen einbringt),“ denn Butler wäre es immer um das Menschliche gegangen. In dem Band *Prekäres Leben* hat Butler das Menschliche als die Hauptaufgabe einer kritischen Kulturwissenschaft deklariert: „Wenn die Geisteswissenschaften eine Zukunft als Kulturkritik haben, und die Kulturkritik zum gegenwärtigen Zeitpunkt eine Aufgabe hat, dann ist es zweifellos die Aufgabe, uns zum Menschlichen zurückzuführen.“⁸⁹ Die Rückgewinnung des Menschlichen und des Aufzeigen seiner diskursiven Grenzen denkt Butler über die diskursiven und materiellen Einschränkungen und Widerständigkeiten. Es bleibt, zu fragen, wie die materiellen Widerständigkeit zu verstehen sind und was es bedeutet, wenn Materie zurückschlägt und auch körperliche Materie von sich selbst heraus als „performativ agierend verstanden werden muss.“⁹⁰

8 Kritischer Posthumanismus

Butlers Konzept der Performativität bezieht zwar die materielle Dimension ein, bleibt aber auf den Bereich der menschlichen Sprache beschränkt. Dass sie in ihre Analysen gerade wissenschaftsgeschichtliche Konstellationen ausgelassen hat, könnte als Hinweis darauf gelesen werden, dass es mit dem *material turn* nochmals mehr darum geht, de/konstruktivistische Theorieansätze mit Technik und Wissenschaft zu verschränken. Der neue Materialismus fokussiert das Verhältnis der jeweiligen Eigenlogiken von Diskurs *und* Materialität und öffnet sich damit radikaler einem posthumanistischen Konzept der Performativität als dies bisher in bestimmten Aspekten de/konstruktivistische Theorieansätzen möglich war.

Karen Barad dürfte derzeit als eine der wichtigsten Vertreterin eines neuen Materialismus gelten. In ihrem Buch *Agientieller Realismus* zielt sie auf eine Überwindung des „Dualismus zwischen dem Materiellen und dem Kulturellen, um ihr Zusammenwirken zu betrachten.“⁹¹ Mit einer neuen Onto-Epistemologie will sie den theoretischen Rahmen liefern, um die „Beziehung des Kulturellen und des Natürlichen“ zu analysieren.⁹²

⁸⁹ Angerer, „How matter comes to matter?“

⁹⁰ Lykke, „Postkonstruktionismus“, 45

⁹¹ Braidotti verortet Barads agientiellen Realismus im Kontext einer neuen Wissenschaftstheorie, die sie als „matter realist“ bezeichnet. Ausschlaggebend für diese neue Wissenschaftstheorie sei die Weiterführung des „poststrukturalistischen Antihumanismus“ in den Kontext der Natur- und Technowissenschaften. Braidotti, Posthumanismus, 161 f. sowie 161, cf. Fn. 27.

⁹² Barad, Agientieller Realismus, 12.

Materialität ist für Barad eine Form der Tätigkeit, mit der Grenzen in Kraft gesetzt, verschoben und immer wieder neue verhandelt werden müssen.⁹³ Dabei geht es ihr auch um eine Weiterführung der Theorie der Performativität: „Eine agentiell-realistische Ausarbeitung von Performativität räumt der Materie auf entscheidende Weise ihren Anteil als aktiver Teilhaber am Werden der Welt, an ihrer fortlaufenden Intraaktivität ein,“ heißt es bei Barad.⁹⁴ Diese Wechselseitigkeiten diskursiver und materieller Prozesse werden dabei als etwas gedacht, in denen die Grenzen dessen, was als Menschlich und Nicht-Menschlich gilt, erst festgelegt werden. Barad besteht darauf, Diskurspraktiken weder auf den menschlichen Körper noch auf soziale Praktiken zu beschränken, sondern über eine auf soziale Praktiken hinausgehende Perspektive die „dynamische und komplexe Eigenart wissenschaftlicher Praktiken“ einzubeziehen.⁹⁵ Von hier aus kritisiert sie, dass Butlers performative Prozesse der Materialisierung zu sehr „auf die Produktion menschlicher Körper“ beschränkt habe und damit die Formen des Tätigsein ausschließlich „im Bereich des Menschen“ ausgewiesen werden.⁹⁶ Gerade weil damit die „Eigenart technisch-wissenschaftlicher Praktiken“ nicht nur unberücksichtigt werde, werde damit auch die „binäre Unterscheidung von Natur und Kultur“ implizit festgeschrieben.⁹⁷ Mit dieser Beschränkung der Beschreibung von Diskurspraktiken auf menschliche Körper sei das Butler'sche Konzept der Performativität auch „nicht in der Lage, eine adäquate Darstellung der Beziehung zwischen Diskurspraktiken und materiellen Phänomenen zu bieten.“⁹⁸

Barad kritisiert damit einen anthropozentrisch konnotierten Begriff der Performativität und stellt in radikaler Weise die Frage nach der Gesamtheit aller Praktiken – der materiellen und diskursiven Praktiken – neu: Es geht um die Eigendynamiken des Materiellen, um die performativ agierenden Prozesse von Materialität. Das heißt jedoch, dass eine Rückkehr zur Auffassung einer von diskursiven Konstruktionen unabhängigen Materialität nicht möglich ist. Mit dem *agential realism* geht es auch nicht um die Repräsentationen einer unabhängigen Wirklichkeit, sondern um reale Konsequenzen des Zusammenspiels von Diskurs und Materialität und um einen Zugang zur

⁹³ Cf. ibid., 38pp.

⁹⁴ Ibid., 13.

⁹⁵ Ibid., 30.

⁹⁶ Ibid., 30.

⁹⁷ Ibid., 31.

⁹⁸ Ibid., 31.

„materiell und kulturellen Natur einer Ontologie der Welt.“⁹⁹ Die materielle Welt ist eben nicht als eine additive Größe des Sozialen aufzufassen, sondern sie entfaltet sich in einem Netzwerk von Dingen, Apparaten und Menschen, in denen diese sozio-kulturellen Beziehungen des Materiellen und Diskursiven hergestellt werden. Die kategorialen Grenzziehungen von Natur und Kultur sowie Subjekt und Objekt können nicht nur als Formen der sozialen Praxis ausgewiesen werden; genauso wenig bleibt das Soziale allein auf Individuen, Symbole und kulturelle Codes beschränkt.

Barads Forderung nach einer Ausweitung des Praxis- und Handlungsbegriffes will Diskurspraktiken nicht im Vorfeld auf Sprache und Soziales begrenzen, denn Diskurse sind – wie sie schreibt – niemals nur eine Praxis des sprechenden Subjektes, sondern sie sind „fortlaufende agentielle Intraaktionen der Welt.“¹⁰⁰ Das onto-epistemologische Programm eines agentiellen Realismus liefert dabei den Rahmen, sich den diskursiv-materialen Dimensionen aller Grenzziehungen und diskursiv-sinnhafter Regulierungen von Objekten und Körpern aller Art zuwenden. Worauf Barad zielt, ist keine Neukonzeptionierung einer Sex-Gender-Unterscheidung, sondern eine onto-epistemologische Bestimmung dessen, was Diskurspraktiken in einem erweiterten Konzept der Materialität sind. Nicht zuletzt wird damit auch ein, anthropozentrisch-konnotierter Praxisbegriff verabschiedet. In der provokativen Frage „How matter comes to matter?“¹⁰¹ konzipiert sie im Anschluss an den Quantenphysiker Niels Bohr und der poststrukturalistischen Theorie der Performativität einen Apparatebegriff, um die Dimensionen des materiellen Tätigseins jenseits menschlicher Handlungsweisen zu beschreiben. Apparate sind für Barad nicht nur Laboreinrichtungen, sondern „spezifische materiell-diskursive Praktiken“ der körperlichen Produktion. Indem sie das Konzept einer posthumanistischen Konzeptionierung von Performativität vorschlägt, schließt sie die Widerständigkeiten von Materie mit ein, die auf der schlichten Feststellung beruhen, dass auch Materie zurückschlägt.¹⁰²

Barads Apparate bezeichnen die materiellen Bedingungen der Möglichkeit oder Unmöglichkeit von Materialisierung. Apparate setzen Seins- und Bedeutungsgrenzen in Kraft und sind damit nicht nur technische Gebilde,

⁹⁹ Wiesner, Die Inszenierung der Geschlechter in den Naturwissenschaften, 211.

¹⁰⁰ Barad, Agentieller Realismus, 36.

¹⁰¹ So der Untertitel des von Barad 2003 veröffentlichten Aufsatzes: „Posthumanist Performativity.“

¹⁰² Cf. Lykke, „Feministischer Postkonstruktionismus“, 44.

sondern grenzziehende Praktiken, durch die die ontischen und semantischen Grenzen immer wieder von Neuem unterschiedend gezogen werden.¹⁰³ Diese Prozesse der Neuanordnung, Neugliederung und erneuten Grenzziehung begreift Barad als fortlaufende agentielle Intraaktionen: Materie ist bei Barad nicht passiv oder vorgegeben, sondern besitzt eine aktive Teilhabe am dynamischen Werden der Welt. Barad widmet sich, nochmals radikaler als Butler, den diskursiven Praktiken und materiellen Phänomenen – nicht nur auf der Ebene ihrer diskursiven Verbindung, sondern auch ihrer konstitutiven Verschränkung.

Was damit eingefordert wird, ist auch eine Art der Dezentrierung und Verschiebung vom Körper auf Körperwissensordnungen, um sich der Komplexität und Vielfalt diskursiver, technologischer und biologischer Verkörperungen widmen zu können. Körperwissensordnungen beruhen auf diskursiv-materiellen Arrangements von Körpern und Körperartefakten. Intraaktionen sind Prozesse, in denen diese beiden Ebenen von Körper, Entitäten und Artefakten diskursiv verkoppelt oder diskursiv getrennt werden. Die Grenzen zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Entitäten und Körpern können nicht vorausgesetzt werden. Damit stellt Barads posthumanistisches Konzept der Performativität einen wichtigen Beitrag für die Fragen nach dem Verhältnis von Körper und Technik dar.

In die Diskussion über die anthropologischen Implikationen gegenwärtiger techno- und biowissenschaftlicher Entwicklungen hat sich ein radikales Verlust- und Gewinndenken eingeschlichen. Seit den 1990er-Jahren wird sowohl vonseiten einer radikalen Technikkritik als auch in medien- und kulturwissenschaftlichen Ansätzen der Mythos vom Verschwinden des Körpers fortgeschrieben, der in apokalyptischer und utopischer Rhetorik gleichermaßen beschworen wird. Die vielfältigen Formen der technologischen Verkörperung, zum Beispiel funktionelle Implantate, die chirurgische Bearbeitung des Körpers oder gezielte Eingriffe in die Funktionszusammenhänge der Vererbung, werden oftmals in einem dichotomen Analyserahmen von Neu- und Abschaffungsszenarien überformt. Trotz wichtiger Arbeiten zur kulturellen und politischen Dimension technologischer Optimierungen des Körpers lässt sich jedoch auch immer wieder eine Argumentationsfigur ausmachen, die den Körper als eine passive Einschreibefläche beschreibt. Was also bietet der neue Materialismus im Hinblick auf diese Fragen? Wie lässt sich aus Neu-Konzeption von

¹⁰³ Cf. Barad, Agentieller Realismus, 35.

Materialität zugleich auch ein Ort für ein kritisches Potenzial ausmachen?

Die Materialabhängigkeit, das heißt die Bedeutung materiell-technischer Praktiken und Dinge für eine Geschichte von Körperbegriffen, ist in den letzten Jahren vielfach aufgegriffen wurden. Dabei geht es keineswegs nur um eine neue Methodik, sondern um ein Denken des Körpers, das sich den konkreten wissenschaftlichen Praktiken und verschiedenen Paradigmen der Wissenschaften widmet. Wie also können die Kulturwissenschaften mit ihrem auf dem De/Konstruktivismus beruhenden Theorieansätzen den Methoden der Naturwissenschaften kritisch begegnen?

Für Rosi Braidotti hängt die Krise der heutigen Geisteswissenschaften wesentlich mit einem „hohen Grad an Technisierung“ zusammen. Eine Wissenschaftskritik erhält für Braidotti ihr kritisches Potenzial aus der Infragestellung des Anthropozentrismus und aus der Einbeziehung technowissenschaftlicher Wissenspraktiken. Wie sie konstatiert, sei die Zukunft der Geisteswissenschaften wesentlich von einer Konzeption posthumaner Subjektivitäten abhängig, das heißt von den Möglichkeiten der kreativen Aneignung und der Entwicklung multiperspektivischer Forschungsgebiete. Ihr Plädoyer für eine postanthropozentrische Geisteswissenschaft zielt darauf ab, das bis heute „ungelöste und oft konfliktgeladene Verhältnis von Geistes- und Naturwissenschaften“ mit neuen, alternativen Konzepten zu überwinden.¹⁰⁴

Der de/konstruktivistische Feminismus mit seinen postanthropozentrischen Subjekttheorien ist für Braidotti ein wichtiger Ort zur Überwindung dieses Konfliktes. Von der kritischen Epistemologie und Wissenschaftstheorie fordert sie, sich von der einseitigen Orientierung auf das Feld der Naturwissenschaften zu lösen. Um der zunehmenden Komplexität gesellschaftlicher Wirklichkeit mit einer „komplexen Wissenstopologie“ zu begegnen, zielen ihre Überlegungen auf eine engere Verschränkung poststrukturalistischer Subjekttheorien mit der Wissenschafts- und Technikforschung.¹⁰⁵ Braidottis Fokus gilt dabei jenen Analysen, die sich dem Zusammenhang von Subjektivität und technischen Gebilden widmen, um eine Positionierung posthumanistischer Subjektivität im Kontext der Wissenschaftsforschung zu ermöglichen. Dabei bedürfe es eines Unternehmens, das die „äußerst problematische Arbeitsteilung zwischen Wissenschafts- und Technikforschung [...] und politischen Analysen des entwickelten Kapitalismus“ zusammenführt.¹⁰⁶

¹⁰⁴ Braidotti, Posthumanismus, 157..

¹⁰⁵ Ibid., 168.

¹⁰⁶ Ibid., 47.

„Ich glaube,” heißt es bei Braidotti,

dass wir diese Aufteilung der diskursiven Felder und Arbeiten überdenken sollten in Hinblick auf eine integrierte posthumanistische Theorie, die sowohl die wissenschaftlich-technologische Komplexität als auch deren Folgen für politische Subjektivität [...] einschließt.¹⁰⁷

9 Ausblick

In der Verschränkung von kritischer Epistemologie und poststrukturalistische Subjekttheorie könnte meines Erachtens ein solches Potenzial für eine neue feministische Wissenschafts- und Kulturkritik liegen. Die historische Epistemologie stellt nicht nur eine besondere Form der Wissenschaftsforschung dar, sondern mit der Annahme einer radikalen Geschichtlichkeit und Kontingenz des Wissens liefert sie zugleich auch wichtige Perspektiven für eine Wissenschaftskritik, die Analysen von Wissenschaftspraktiken ermöglichen, ohne die üblichen Dualismen und Aufteilungen von Körper vs. Technik, Objekt vs. Subjekt zu bemühen. Wie oben ausgeführt, liegt ein wesentliches Problem einer de/konstruktivistischen Geschlechterforschung darin, dass naturwissenschaftliche Wissenschaftspraktiken nach wie vor zu wenig Beachtung finden und damit der Geschlechterkonstruktivismus Tendenzen eines vorhersehbaren Schematismus und versteckten Anthropozentrismus aufweist. Der Nachweis, dass Geschlecht konstruiert ist, ist noch kein hinreichendes Ergebnis für eine feministische Wissenschaftskritik und damit nicht bereits ein kritisches Potenzial bereitgestellt. Vielmehr geht es darum, die unterschiedlichen „Spielarten des Konstruktivismus“¹⁰⁸ gleichfalls hinsichtlich und bezüglich unterschiedlicher Praktiken offenzulegen und im Hinblick auf die in den Wissenschaften vorherrschenden Paradigmen voneinander abzugrenzen. Das Aufzeigen, dass etwas konstruiert ist, ist noch kein Argument einer kritischen Positionierung.

¹⁰⁷ Ibid., 47f.

¹⁰⁸ Knorr-Cetina, „Spielarten des Konstruktivismus“, 86-96. Diesen Terminus übernehme ich von Karin Knorr-Cetina, die in ihrem Aufsatz einige Varianten eines empirischen Programms des Konstruktivismus diskutiert. Natürlich gibt es nicht den Konstruktivismus und als erkenntnistheoretisches Problem lassen sich konstruktivistische Ansätze bis zu Kant zurückverfolgen. Mir geht es hier um den Geschlechter-Konstruktivismus, der ebenfalls kein homogenes Theoriegebäude darstellt. Aber die Einsicht, dass Wirklichkeit keine unabhängige Entität, sondern immer eine von Akteur_innen geschaffene Wirklichkeit ist, in der sich kulturelle Vorstellungen, aber auch machtpolitische Positionen manifestieren, dürfte vielleicht als eines der wichtigsten Postulate konstruktivistischer Ansätze gelten.

Heute wissen wir immer weniger, was das Geschlecht ist, sagte kürzlich eine Medizinerin bei einem Vortrag zur Geschlechtervielfalt, die seit Jahren zu Themen von Intersexualität forscht. Tatsächlich lassen sich zahlreiche Artikel im Kontext der Medizin und Biowissenschaften aufführen, in denen auf der Grundlage biowissenschaftlicher Forschungen und genetischer Erkenntnisse argumentiert wird, dass immer weniger eine Definition dessen gegeben werden könne, was das Geschlecht sei und auf welche Grundlage die Vorstellung einer Zwei-Geschlechter-Differenz zu stellen sei. In der Zeitschrift *Nature* wurde vor Kurzem ein Artikel veröffentlicht, in der die Autorin gezeigt hat, dass sich auch in den Biowissenschaften keine biologische Dichotomie der Geschlechter nachweisen lasse.¹⁰⁹

Heute wissen wir gar nicht mehr, was als Natur oder was als Kultur zu bezeichnen ist. Auch das Ozonloch ist ein Natur- *und* Kulturphänomen, das viel „zu sozial und zu narrativ“ ist, um wirklich, wie Bruno Latour schrieb, Natur zu sein.¹¹⁰ Ebenso lässt sich angesichts wissenschaftlicher Erkenntnisse in den Biowissenschaften immer weniger das lange Zeit angenommene Modell einer biologischen Fundierung von Geschlecht und mit der daraus abgeleiteten sozialen Formung vertreten.¹¹¹

In der genderorientierten Medizin und den feministischen Biowissenschaften wird derzeit heftig über die sich in diesem Feld abzeichnenden Potenziale einer Infragestellung der heteronormativen Geschlechterordnung diskutiert. Die biowissenschaftliche Auflösung der Geschlechterdichotomie stellt zugleich in mehrfacher Weise eine Herausforderung dar. Nicht nur, dass die Naturwissenschaften immer mehr darauf angewiesen sind, die sozialen und kulturellen Gesichtspunkte von Geschlechtervorstellungen zu implementieren. Vielmehr bilden angesichts einer zunehmenden Komplexität in den Biowissenschaften die alten Erklärungsmodelle auch keine tragfähigen Konzepte zur Interpretation und Beschreibung laborbasierter Wissenspraktiken ab.¹¹² Gleichwohl ist Gender eine kulturell äußerst wirksame Kategorie, die trotz der hier nur angedeuteten Tendenzen der Auflösung heteronormativer Erklärungsmodelle in den Wissenschaften, aber auch in der Gesellschaft weiterhin einen Schauplatz

¹⁰⁹ Ainsworth, „Sex redefined“, 288-291.

¹¹⁰ Latour, Wir sind nie modern gewesen, 14.

¹¹¹ Cf. Schmitz /Krall: „Potenziale epigenetischer Forschung für das Konzept „sex vs. gender“, 99-116.

¹¹² Cf. Schmitz, „Gender in Science“, Fausto-Sterling, „Sich mit Dualismen duellieren“, Fox-Keller, Das Leben neu denken.

politischer Auseinandersetzungen darstellt.¹¹³ Es wäre aber fatal, die Biowissenschaften unter einen generellen Essentialismus-Verdacht zu stellen.

Als Möglichkeit der Überwindung schematischer Einteilungen könnte eine Verschränkung von kritischer Epistemologie und feministischer Theorie zugleich ein philosophisches Unternehmen jenseits anthropozentrischer Vorannahmen liefern, um sich den heterogenen und komplexen Wissenstopologien am konkreten Ort wissenschaftlicher Praktiken zu öffnen. Im Fokus einer kritischen Epistemologie stehen dabei vor allem die Eigenlogiken materieller Praktiken.¹¹⁴ Eine historisch-epistemologische Wissenschaftskritik setzt dort an, wo im Prozess der Verwissenschaftlichung eine Methode erfunden wird, mit der die materiellen Dinge im Erkenntnisprozess überhaupt erst wissenschaftlich bestimmt, voneinander abgegrenzt und verallgemeinert werden. Die Bestimmung eines wissenschaftlichen Gegenstandes wird dabei als ein Prozess erkundet, der permanenten Veränderungen unterliegt und in dem immer wieder festgelegt werden muss, wie und was der Gegenstand des Wissens ist. Verwissenschaftlichung meint aus Sicht der historischen Epistemologie nicht eine geradlinige Entwicklung, sondern Dynamiken und Diskontinuitäten, die stetig fortgesetzt, korrigiert und weitergeführt werden, und die an ein Ende kommen oder an anderer Stelle wieder aufgenommen werden. Wir haben es hier letztlich mit einer „permanente[n] Veränderung eines Gegenstandes

¹¹³ Angesichts neokonservativer und rechts-populistischer Angriffe auf die Gender-Studies, auch von Seiten der Evolutionsbiologie, lassen sich vielfach Argumentationen aufzeigen, die auf Stabilisierung heteronormativer Geschlechterordnung zielen. Die Diskreditierung und Diffamierung der Gender-Studies ist dabei nicht selten von einem erschreckenden Fundamentalismus geprägt, der auch – wie Sabine Hark und Paula-Irene Villa betonen – als Versuch einer „Restabilisierung prekär gewordener Sicherheiten“ gedeutet werden kann. Hark /Villa: „Anti-Genderismus.‘ Warum dieses Buch?“, 10, cf. Hark /Villa, „Eine Frage an und für unsere Zeit“, 15-40.

¹¹⁴ Ich beziehe mich hier auf Georges Canguilhem, besonders auf seine Studie *Die Herausbildung des Reflexbegriffes* sowie auf das darin enthaltene Vorwort von Henning Schmidgen, „Fehlformen des Wissens“, s.a. Canguilhem, „Der Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte.“ Der wichtige Band von Deuber-Mankowsky und Holzhey (*Situiertes Wissen und historische Epistemologie*) untersucht die Verflechtungen und Korrespondenzen zwischen kritischer Epistemologie und *feminist science studies* anhand der von Donna Haraway und Georges Canguilhem vorlegten Arbeiten. In der Einleitung fragen die Herausgeber_innen, ob Karan Barads Konzept einer Onto-Epistemologie, das sie aus der Quantenphysik zu Beginn des 20. Jahrhunderts heraus entwickelt, nicht doch die spezifische Geschichtlichkeit des Wissens negiere und damit im Sinne einer „Politik der Positionierung“ auch der spezifische „Ort für Politik und Kritik selbst verloren“ gehe. Deuber-Mankowsky /Holzhey, „Einleitung. Denken mit Canguilhem und Haraway“, 26.

durch die Wissenschaften“¹¹⁵ zu tun, den Georges Canguilhem als den Einsatzort der historischen Epistemologie umrissen hat.

Wie kann also eine kulturwissenschaftliche Geschlechterforschung auf die Wissenschaftsmethoden der Naturwissenschaften reagieren? Der Geschlechterkonstruktivismus war und ist dabei ein wichtiger Schritt, um die kulturellen und sozialen Dimensionen des Wissens aufzuzeigen, doch zugleich hat der Konstruktivismus seine Grenzen, wenn er auf das Soziale beschränkt bleibt. Es sind folglich die materiellen und diskursiven Bedingungen selbst, die beschrieben werden und die einen Ort für eine Dezentrierung von Subjekt und Wissen, Geschlecht und Körper darstellen könnten. Dezentriert meint in dieser Perspektive eine Verschiebung vom Subjekt des Wissens hin zu den Interaktionen von Apparaten und Personen, Verfahren, Dingen und Praktiken. Diese Form der Dezentrierung ließe noch einmal mehr, als es vielleicht bisher geschehen, die materiellen Eigendynamiken in den Blick nehmen. Ich bin der Auffassung, dass hier ein Ort vorliegt, den Anthropozentrismus und Schematismus de/konstruktivistischer Positionen zu überwinden. Zumindest könnte aber das umgesetzt werden, was de/konstruktiver Feminismus, kritische Epistemologie und neuer Materialismus gemeinsam haben: Sie stellen einen produktiven Ansatz dar, um anders als in den herkömmlichen Kategorien zu denken, nicht jenseits sondern diesseits wissenschaftlich-technologischer Wissenspraktiken.

*Birgit Stammberger,
Zentrum für Kulturwissenschaftliche Forschung Lübeck (ZKFL)*

Bibliografie

- Abu-Lughod, Lila: Can there be a Feminist Ethnography?, In: *Women and Performance. A Journal of Feminist Theory*, 5/1990, 7-27.
- Ainsworth, Claire: Sex redefined. The idea of two sexes is simplistic. Biologists now think there is a wider spectrum than that. In: *Nature*. 518/2015, 288-291. <https://www.nature.com/news/sex-redefined-1.16943> (15.07.2017).
- Angerer, Marie-Luise: How matter comes to matter? In: *Blog feministische Studien*, 24.02.2016, <http://blog.feministische-studien.de/author/marie-luise-angerer/> (16.03.2017).
- Annuß, Evelyn: Umbruch und Krise der Geschlechterforschung: Judith

¹¹⁵ Cf. Orland, „Das historisch-epistemologische Programm“, 64pp.

- Butler als Symptom. In: *Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften*. 216(4)/1996, 505-524.
- Bachmann-Medick, Doris: *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. 4. Aufl., Reinbek bei Hamburg 2010.
- Barad, Karen: *Agentieller Realismus. Über die Bedeutung materiell-diskursiver Praktiken*. Frankfurt/M. 2012.
- Barad, Karen: Posthumanist Performativity: Toward an Understanding of How Matter Comes to Matter. In: *Signs: Journal of Women in Culture and Society*. 28(3)/2003, 801-831.
- Barla, Josef: Apparate körperlicher Produktion und die Materialität der Figuration. In: Goll, Tobia /Keil, Daniel /Telios, Thomas (Eds.): *Critical Matter. Diskussionen eines neuen Materialismus*. Münster 2013, 151-169.
- Benhabib, Seyla /Butler, Judith /Cornell, Drucilla /Fraser, Nancy: *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt/M. 1993.
- Bos, Marguérite /Vincenz, Bettina /Wirz, Tanja (Eds.): *Erfahrung: Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungs begriffs in der Geschlechtergeschichte. Beiträge zur 11. Schweizerischen HistorikerInnentagung 2002*. Zürich 2004.
- Braidotti, Rosi: *Posthumanismus. Leben jenseits des Menschen*. Frankfurt/M. 2014.
- Brooks, Rodney: *Menschmaschinen. Wie uns die Zukunftstechnologien neu erschaffen*. Frankfurt a. M.: Campus 2002.
- Bublitz, Hannelore: Das Geschlecht der Moderne – Zur Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz. In: Idem. (Ed.): *Das Geschlecht der Moderne. Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz*. Frankfurt/M. 1998, 26-48.
- Bublitz, Hannelore: *Judith Butler zur Einführung*. 3. vollst. über. Auflage, Hamburg 2010.
- Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M. 1991.
- Butler, Judith: *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*. Frankfurt/M. 2009.
- Butler, Judith: Geschlechtsideologie und phänomenologische Beschreibung – Eine feministische Kritik an Merleau-Pontys Phänomenologie der Wahrnehmung. In: Stoller, Silvia /Vetter, Helmut (Eds.): *Phänomenologie und Geschlechterdifferenz*. Wien 1997, 166-185.

- Butler, Judith: *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Berlin 1998.
- Butler, Judith: Kontingente Grundlagen: der Feminismus und die Frage der ‚Postmoderne‘. In: Idem. /Benhabib, Seyla /Cornell, Drucilla /Fraser, Nancy (Eds.): *Der Streit um Differenz*. Frankfurt/M. 1995, 31-59.
- Butler, Judith: Körper in Teilen. In: Deuber-Mankowsky, Astrid et al. (Eds.): *Der Einsatz des Lebens. Lebenswissen, Medialisierung, Geschlecht*. Berlin 2009, 49-56.
- Butler, Judith: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt/M. 1995.
- Butler, Judith: Ort der politischen Neuverhandlung. Der Feminismus braucht ‚die‘ ‚Frauen‘, aber er muss nicht wissen, ‚wer‘ sie sind. In: *Frankfurter Rundschau*. 27.07.1993, 10.
- Butler, Judith: Unter Feministinnen: „The Trouble with Gender.“ Interview mit Rosi Braidotti. In: Verein Sozialwissenschaftliche Forschung und Bildung für Frauen. (Ed.): *Zur Krise der Kategorie. Frau-Lesbe-Geschlecht*. Frankfurt/M. 1994, 145-176.
- Canguilhem, Georges: Der Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte. In: Idem. /Wolf Lepenies (Eds.): *Wissenschaftsgeschichte und Epistemologie. Gesammelte Aufsätze*. Frankfurt/M. 1979, 22-37.
- Canguilhem, Georges: *Die Herausbildung des Reflexbegriffs im 17. und 18. Jahrhundert*. Henning Schmidgen (Trans.). München 2008.
- Daston, Lorraine: Die Kultur der wissenschaftlichen Objektivität. In: Oexle, Otto Gerhard (Ed.): *Naturwissenschaft, Geisteswissenschaft, Kulturwissenschaft. Einheit-Gegensatz-Komplementarität?* Göttingen 1998, 9-40.
- Deuber-Mankowsky, Astrid /Holzhey, Christoph F. E.: Einleitung. Denken mit Canguilhem und Haraway. In: Idem. (Eds.): *Situiertes Wissen und regionale Epistemologie. Zur Aktualität Georges Canguilhems und Donna J. Haraways*. Wien 2013, 7-35.
- Duden, Barbara: Die Frau ohne Unterleib: Zu Judith Butlers Entkörperung. Ein Zeitdokument. In: *Feministische Studien*. 11(2)/1993, 24-33.
- Duden, Barbara: Frauen-,Körper.‘ Erfahrung und Diskurs (1970-2004). In: Becker, Ruth /Kortendieck, Beate (Eds.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. 3. erw. Auflage, Wiesbaden 2010, 601-615.
- Fausto-Sterling, Anne: Sich mit Dualismen duellieren. In: Pasero, Ursula (Ed.): *Wie natürlich ist Geschlecht? Gender und die Konstruktion von Technik und Natur*, Wiesbaden 2002, 17-64.

- Fox-Keller, Evelyn: *Das Leben neu denken. Metaphern der Biologie im 20. Jahrhundert*. München 1998.
- Grosz, Elizabeth: *Volatile Bodies. Toward a Corporeal Feminism*. Bloomington 1994.
- Hänsch, Ulrike: *Individuelle Freiheiten – heterosexuelle Normen in Lebensgeschichten lesbischer Frauen*. Wiesbaden 2003.
- Haraway, Donna: Situated Knowledges. In: Idem. (Ed.): *Simians, Cyborgs and Women. The Reinvention of Nature*. London 1991, 183-201.
- Hark, Sabine /Villa, Paula-Irene: »Anti-Genderismus« – Warum dieses Buch? In: Idem. (Eds.): *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld 2015, 7-14.
- Hark, Sabine /Villa, Paula-Irene: Eine Frage an und für unsere Zeit. Verstörende Gender Studies und symptomatische Missverständnisse: In: Idem. (Eds.): *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld 2015, 15-40.
- Hark, Sabine: *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*. Frankfurt/M. 2005.
- Hark, Sabine: Was ist und wozu Kritik? Über Möglichkeiten und Grenzen feministischer Kritik heute. In: *Feministische Studien*. 27(1)/2009, 22-35.
- Herbrechter, Stefan: Inhuman-Posthuman-Nonhuman. Plädoyer für einen kritischen Posthumanismus. In: Grewe-Volpp, Christa / Zemanek, Evi (Eds.): *Mensch – Maschine – Materie – Tier. Entwürfe posthumener Interaktionen*. Beiheft *Philologie im Netz*. 10/2016, 9-24. <http://web.fu-berlin.de/phinf/beiheft10/b10i.htm> (08.08.2017).
- Hofer, Hans-Georg: Nerven, Kultur und Geschlecht – Die Neurasthenie im Spannungsfeld von Medizin- und Körpergeschichte. In: Stahnisch, Frank /Steger, Florian (Eds.): *Medizin, Geschichte und Geschlecht*. Stuttgart 2005, 225-244.
- Hooks, bell: *Sehnsucht und Widerstand. Kultur, Ethnie, Geschlecht*. Berlin 1996.
- Kleister, Christine: „Erfahrung“ und „Diskurs.“ Produktive Dichotomie oder viel Lärm um bislang unzureichend hinterfragte Begriffe? In: *Querelles*. 15/2005. <https://www.querelles-net.de/index.php/qn/article/view/326/334> (25.05.2017).

- Knorr-Cetina, Karin: Spielarten des Konstruktivismus. Einige Notizen und Anmerkungen. In: *Soziale Welt*. 40(1,2)/1989, 86-96.
- Kurzweil, Ray: *Home sapiens. Leben im 21. Jahrhundert – was bleibt vom Menschen?* 2. Aufl., Köln 1999.
- Landweer, Hilge /Rumpf, Mechthild: Kritik und Verteidigung der Kategorie Geschlecht. Wahrnehmungs- und symboltheoretische Überlegungen zur sex-gender-Unterscheidung. In: *Feministische Studien*. 11(2)/1993, 34-43.
- Latour, Bruno: From Realpolitik to Dingpolitik or How to Make Things Public. In: Latour, Bruno /Weibel, Peter (Eds.): *Making Things Public Atmospheres of Democracy*. London 2005, 14-43.
- Latour, Bruno: *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt/M. 2008.
- Lytke, Nina: Feministischer Postkonstruktionismus. In: Goll, Tobias /Keil, Daniel/Telios, Thomas (Eds.): *Critical Matter: Diskussionen eines neuen Materialismus*. Münster 2013, 36-49.
- Orland, Barbara: Das historisch-epistemologische Programm. In: Maasen, Sabine /Kaiser, Mario /Reinhart, Martin /Sutter, Barbara (Eds.): *Handbuch Wissenschaftssoziologie*. Wiesbaden 2012, 59-72.
- Ploss, Heinrich /Bartels, Max: *Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien*. 11. Auflage, Berlin 1927.
- Potter, Claire Bond: Twenty-five-Years of Gender Trouble. In: *Blog feministische Studien*, 06.01.2016. <http://blog.feministische-studien.de/category/judith-butler/page/2/> (16.07.2017).
- Reckwitz, Andreas: Aktuelle Tendenzen der Kulturtheorie. Nachwort zur Studienausgabe 2006. In: Idem.: *Transformationen der Kulturtheorie. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*. 3. Auflage. Weilerswist 2012, 705-728.
- Reckwitz, Andreas: Die Kontingenzperspektive der Kultur. In: Jäger, Friedrich /Rüsén, Jörn (Eds.): *Handbuch der Kulturwissenschaften*. Vol. 1. Stuttgart 2004, 1-20.
- Schein, Gerlinde /Strasser, Sabine: Intersexions oder der Abschied von den Anderen. Zur Debatte um Kategorien und Identitäten in der feministischen Anthropologie. In: Idem. (Eds.): *Intersexions. Feministische Anthropologie zu Geschlecht, Kultur und Sexualität*. Wien 1997, 7-32.
- Schmidgen, Henning, Fehlformen des Wissens. In: Canguilhem, Georges, *Die Herausbildung des Reflexbegriffs im 17. und 18. Jahrhundert*.

- Henning Schmidgen (Trans.). München 2008, VII-LIIX.
- Schmitz, Sigrid /Krall, Lisa: Potenziale epigenetischer Forschung für das Konzept ‚sex vs. gender.‘ In: *Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*. 2(2)/2016, 99-116.
- Schmitz, Sigrid: Gender in Science: Bis hierhin und wie weiter? Potenziale und Grenzen Gender bezogener Interventionen in/mit den MINT-Fächern. In: Paulitz, Tanja /Hey, Barbara /Kink, Susanne /Prieltl, Bianca (Eds.): *Akademische Wissenskulturen und soziale Praxis. Geschlechterforschung zu natur-, technik- und geisteswissenschaftlichen Fächern im Vergleich*. Münster 2014, 228-250.
- Stammerger, Birgit: Haare als Symptom. Diskurse über Weiblichkeit, Schönheit und Identität. In: *Body Politics. Zeitschrift für Körpergeschichte*. 2(4)/2014, 431-461.
- Stoff, Heiko: Diskurse und Erfahrungen. Ein Rückblick auf die Körpergeschichte der 90er Jahre. In: *Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts*. 14(2)/1999, 142-160.
- Stoff, Heiko: *Ewige Jugend. Konzepte der Verjüngung vom späten 19. Jahrhundert bis ins Dritte Reich*. Köln 2004.
- Stoff, Heiko: Vermännlichung, Verweiblichung, Verjüngung. Neue Körper zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In: AG LesBiSchwule Studien (Eds.): *Jenseits der Geschlechtergrenzen*. Hamburg 2001, 275-290.
- Verein Sozialwissenschaftliche Forschung und Bildung für Frauen: Vorwort. In: Idem. (Ed.): *Zur Krise der Kategorie. Frau-Lesbe-Geschlecht*. Frankfurt 1994, 5-7.
- Villa, Paula-Irene: Dekonstruktion und Diskurs-Genealogie. In: Becker, Ruth /Kortendieck, Beate (Eds.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. 3. erw. Aufl., Wiesbaden 2012, 146-157.
- Villa, Paula-Irene: *Judith Butler*, Frankfurt/M. /New York 2003.
- Wiesner, Heike: *Die Inszenierung der Geschlechter in den Naturwissenschaften. Wissenschafts- und Genderforschung im Dialog*. Frankfurt/M. 2002.
- Yanagisako, Sylvia Junko: Geschlecht, Sexualität und andere Überschneidungen. In: Schein, Gerlinde /Strasser, Sabine (Eds.): *Intersexions. Feministische Anthropologie zu Geschlecht, Kultur und Sexualität*. Wien 1997, 33-65.

Matthias Grein

The Leaky Pipeline Revisited

Using Sociocultural Fit and Intersectionality to Analytically and
Empirically Tackle Unequal Educational Transitions
on the Example of Gender and the Subject Selection of French

Abstract

The leaky pipeline metaphor is used to describe the dropout rate of certain populations from certain careers like women from academia or people of color from teaching jobs. While the phenomena are acknowledged, the term leaky pipeline has been criticized for lacking systematicity in describing social inequalities and for its inherent functionalism. Based on this criticism, this paper discusses ways to systematically account for a) the social context, via sociocultural fit; b) the leaking populations and their interwoven social belongings, via intersectionality; and c) the theoretical integration and empirical application of these concepts, via a sociology of knowledge approach. I demonstrate these procedures on an example from the field of institutional language learning, the de/selection decision concerning French, to be made at the transition to high school.

Keywords

Intersectionality, Sociocultural Fit, French, Leaky Pipeline, Habitus, Educational Trajectories

There are fewer women than men in leading positions and the proportion of female university professors is equally askew. There are fewer teachers of color in schools than people of color in society. These phenomena are described using the metaphor of the leaky pipeline. Public debates include several explanations that range from social determination to individual choice, natural dispositions and openly misogynistic or racist commentaries. The latter two hint at the interdependence of social categories – and of dimensions of discrimination – like gender and race but also others, complicating the notion of the pipeline out of which certain populations leak.

The aim of this article is thus to revisit and theoretically re-frame the catchy but limited metaphor of the leaky pipeline and to sketch theoretical

and methodological paths towards an analysis of the re-framed phenomenon. To this purpose I will introduce a relational understanding of social inequalities in educational transitions through the concepts of sociocultural fit and intersectionality and their empirical realization via the Documentary Method (DM).

After describing the inherent flaws of the metaphor, I propose the combination of two heuristics to refine the understanding of the pipeline as well as that of the leak. The first heuristic is the idea of a fit between a person and her/his social context, which I employ in Bourdieu's sense of the relationship between habitus and field. This concept helps to address both the pipeline and the "leak". The second heuristic is intersectionality, originally developed to account for the experience of multiple and interwoven dimensions of discrimination that e.g. women of color face, and soon picked up by feminist scholars. Rather than essentialist views, both are relational heuristics that understand social phenomena to be in relation with others. The two are compatible but refer to different axes of multidimensional relations.

This approach will be exemplified through empirical research originating in French language learning and a gendered pattern of deselection in school. Accordingly, my own background is in applied linguistics and language learning research with regard to gender. However, as the problem at hand presents itself as more social than linguistic I draw on sociological (rather than linguistic) theories and methods.

The focus of the article is not to answer a question through the analysis of empirical data, but rather to posit a critique of the metaphor leaky pipeline and to propose a procedure to conceptualize educational inequalities, especially at points of institutional transitions. Nonetheless, the empirical results reaffirm the focus on theoretical coordination of different heuristics.

1 The Leaky Pipeline, a First Glance: Women and Academic Trajectories

Following the lecture series this volume is based on, a starting point for the discussion is women's careers in academia:

In the year 2015, 23% of professors in German universities were female¹, and even this low number is an increase compared to 2005, when they made

¹ Statistisches Bundesamt, Frauenanteil in Professorenschaft 2015 auf 23 % gestiegen.

up only 14% of professors. At first sight, this confirms the idea of a leaky pipeline in academic careers, meaning that although many women start and finish higher education they reach the highest academic positions to a considerably lower degree. The data is in line with other research on gender in education and professional life and highlights the paradox that although girls and women are often more successful in institutional education than men they still receive lower salaries and do not have equal access to leading positions in their jobs.² While this is not necessarily the result of intentional misogynistic actions there is undoubtedly systematic discrimination against women in the processes of academic advancement.

Yet this is not the whole story: Firstly, we can see an important difference between academic disciplines,³ with 36% female professors in humanities and only 10% in engineering, while the other disciplines range between these two.⁴ This calls for a closer look based on the disciplines and the differences between the respective career paths. Secondly, in findings from a western German study, professors in these two disciplines, i.e., humanities and STEM, (Science, technology, engineering, and mathematics) are significantly more often of lower socioeconomic origin than those in law and medicine.⁵ However, across all disciplines female professors come from higher socioeconomic backgrounds than male professors. This points to a social reality that is more complex than the male-female binary – while neglecting altogether the third big category of social inequality, race/ethnicity/nationality.⁶

Therefore the need arises to move beyond the simple binary notion of women leaking out of the academic career pipeline.⁷ Indeed the pipeline metaphor is employed in many different contexts: e.g. academic careers and socioeconomic inequality,⁸ STEM careers in general, women and STEM,⁹

² S.a. Kupfer, “The interrelation of twenty-first century education and work from a gender perspective”, s.a. Budde, Bildungs(miss)erfolge von Jungen, 37pp.

³ I use ‘discipline’ for academic studies of e.g. “French” or “civil engineering” but ‘subject’ for the thematic-organizational units in school.

⁴ Statistisches Bundesamt, “Frauenanteil in Professorenschaft 2012 auf über 20 % gestiegen.”

⁵ Möller, “Wie offen ist die Universitätsprofessur”, 353.

⁶ Blome et al., Handbuch zur Gleichstellungspolitik an Hochschulen, 131 ; s.a. Smooth, Intersectionality and women’s advancement.

⁷ Generally, the intenable status of the female-male binary can be understood to be common knowledge in the field of Gender Studies, cf. e.g. Butler, *Gender Trouble*.

⁸ S.a. Möller, “Wie offen ist die Universitätsprofessur.”

⁹ S.a. Brush, “Women in Science and Engineering.”

teachers of color.¹⁰ Obviously, not only the (micro)contexts but also the leaking populations need to be analyzed more precisely. As Ryan et al. put it, “[t]he leaky pipeline metaphor goes only so far in accounting for the low number of educators of color. It is useful, but only to a point.”¹¹ This limitation can be transferred to other populations as well.

The following desiderata emerge:

1. the metaphor itself and its implicit connotations have to be scrutinized;
2. the (academic) contexts of the pipeline need to be specified;
3. the leaking populations need to be specified (e.g. in terms of overlapping categories);
4. the relationship between the contexts and the populations needs to be specified; and
5. this relationship needs to be grounded in a social action theory that offers e.g. an account of selection decisions, an aspect that too often is left implicit.¹² Approaching these phenomena is especially salient with respect to empirical research.

In the next section I turn to the first mentioned desideratum, the metaphoric terms themselves.

2 The Metaphor of the Leaky Pipeline Deconstructed

This chapter serves to analyze the metaphor, to uncover its essentialist and functionalist underpinnings and to reframe the question at hand.

[T]he pipeline metaphor has informed [US] national policy prescriptions for well over two decades [...] Yet, despite the hundreds of millions of dollars invested in efforts to increase the number of individuals choosing science or engineering careers, especially women and ethnic minorities, interventions have thus far yielded a subpar return on investment.¹³

As substantial as the problems described by the leaky pipeline are, they seem to resist compensatory measures based on this description by Cannady et al.

¹⁰ S.a. Ryan et al., Teacher Diversity in Canada.

¹¹ Idem., 605.

¹² S.a. Grein, Die (ökonomische) Nützlichkeit von Fremdsprachen?

¹³ Cannady et al., Problematising the STEM Pipeline Metaphor, 444.

They state that

[a]ccordingly, the pipeline metaphor has ill-served policy makers who seek to improve the capacity and number of STEM professionals. First, it suggests a simplistic and inadequate policy fix: patch the leaks. Second, it encourages an understanding of the STEM career pathway as a neatly linear march through set academic gatekeepers, leaving little room for scrutiny of the gatekeepers themselves. In short, it reifies the modal path as the sole path and elevates gatekeepers to necessary conditions, thereby narrowing the range of acceptable policy responses.¹⁴

This passage in fact suggests three points for further consideration: first, the existence of leaks that can be patched; second, the possible understanding of a career as a linear pathway: and third, the existence of gatekeepers. All of these points can be discussed within the conceptual framework of a pipeline metaphor – but it remains insufficient.

Cannady et al. discuss data concerning interest in STEM careers and calculus grades to propose the alternative metaphor of multiple pathways that are less linear and leave more room for individual enjoyment¹⁵ and agency.¹⁶ While this point looks like an individualistic theoretical grounding, the question of agency is brought up more critically in part because

[furthermore, the metaphor ignores a fact highly salient in much of the career choice literature: Career decisions are made in early adulthood within the context of other life course events (e.g., having children, getting married) [...] Again, this analytic blind spot is far from gender neutral. [...] It is of limited utility to ground efforts at a greater gender balance in STEM in a model that fails to consider (and problematize) gender norms and assumes that all have the luxury of a single-minded pursuit of a career.¹⁷

Thus, the pathway metaphor as proposed by Cannady et al. looks like a mix of individualist and more socially grounded (here: norm-oriented) understandings of social action. Their approach intends to improve policy making and to smoothen the pathways to STEM careers.

However, the problems could be located beyond the ineffective policies based on the leaky pipeline metaphor: “The pipeline metaphor in itself is a clue to the problem: It suggests a factory-management attitude that treats

¹⁴ Ibid., 444pp.

¹⁵ Idem., 456.

¹⁶ Idem., 458.

¹⁷ Idem., 448.

people as raw material to be made into products.”¹⁸ Ryan et al.¹⁹ elaborate on this point by exposing the metaphor’s social functionalist understanding of the educational system. This understanding has the implicit normative, ideological core that the reproduction of the system itself is its central function – that in contrast any kind of (emancipatory) political concern should be denounced as ideological. The pathways proposed by Cannady et al. appear more varied than the classic pipeline but equally socially functionalist.

Therefore,

[t]hose who employ this metaphor assume that the pipeline plays a key role to ensure the continuity of not just the education system, but also society itself. Communities need teachers, engineers, dentists, and others to make sure that they are able to carry on.²⁰

If one assumes that society is about more than being “able to carry on”, the pipeline and also the “pathways” metaphors are insufficient. In addition, the gatekeepers can be understood to be more than Cannady et al.’s individualized “interest” and high school grades rather to be linked to complex social inequalities (see chapter 1).²¹ Furthermore, according to the metaphor the system itself is working fine so just some minor repairs, “patching the leaks,” need to be done – which does not at all account for the systematic nature of the discriminatory social mechanisms in place that need to be uncovered and dealt with through diversity politics.

Ryan et al. explore alternative metaphors, none of which are able to overcome these criticisms:²² The bottleneck only slows down inevitable progress and does not include systematic inequalities. The filter is systematic but still a functionalist metaphor. The glass ceiling may be the most popular and systematic alternative but it homogenizes the populations in question: “Among other things, the glass ceiling metaphor is not equipped to capture the complexities associated with the uneven performance of different

¹⁸ Brush, “Women in Science and Engineering”, 416.

¹⁹ Ryan et al., “Teacher Diversity in Canada.”, 600pp.

²⁰ *Idem.*, 601.

²¹ Cannady et al., “Problematizing the STEM Pipeline Metaphor”, 449. For a criticism of “interest” in educational decision-making, cf. Grein, “Die (ökonomische) Nützlichkeit von Fremdsprachen?”, Grades as indicators of proficiency received criticisms as too muddled; the alternative approach via “competencies” is in turn heavily criticized for turning a blind eye to social inequalities – and is instead discussed as a result of a sociocultural fit. S.a. Kramer et al., *Selektion und Schulkarriere*.

²² Ryan et al. 2009, Teacher Diversity in Canada, 601pp.

groups of racialized students.”²³ In addition, it does not account for complex inequalities and the overlapping of social categories – where intersectionality comes into focus.

To summarize the criticism of the metaphoric term leaky pipeline itself: On a first level, despite its intense use in research and even as a base for policies, the pipeline metaphor implies too much linearity and only one way to advance. It also portrays the leaking as an unsystematic and random process that does not account for gatekeepers. On the second level, it is an industrial metaphor based on an inherent functionalism that does not consider the systematic discrimination of certain populations. These criticisms lead to the proposed combination of sociocultural fit and intersectionality to advance the discussion of unequal trajectories in educational institutions.

In the following chapter I discuss relevant socio-institutional aspects to clarify the context in which my example is located.

3 Educational Transitions and Subfields in the German Educational System

3.1 Educational Transitions and Subfields: General Considerations

In this chapter, I describe which contexts qualify as leaky pipeline moments. In the field of education I focus on two converging situations which may present such contexts, subfields like academic disciplines or school subjects and transitions in the educational system.

In the study discussed above, Möller explicitly regroups academic disciplines to improve the accuracy of her analysis but she is still stuck with four very broad groupings²⁴ that might be considered to be “inadequate to illuminate differences across STEM subfields.”²⁵ This is also true in other disciplines – at least in the German context – where the differences are understood to be too big to ignore the respective cultural logics within each field.²⁶ The fields, subjects, or disciplines that are especially interesting are – as seen above – those with one-sided, skewed demographics that tend to be understood as pipeline phenomena.²⁷

²³ Idem., 608.

²⁴ Möller, “Wie offen ist die Universitätsprofessur”, 347.

²⁵ Cannady et al., “Problematizing the STEM Pipeline Metaphor”, 447.

²⁶ Frieberthhäuser, “Statuspassage Erwachsenwerden”, 301pp, 308.

²⁷ Dausien, “‘Bildungsentscheidungen’ im Kontext biografischer Erfahrungen und Erwartungen”, 44.

The need for differentiation holds equally true for school subjects as Willems²⁸ demonstrates for German and physics, but even such seemingly close subjects as Spanish and French are clearly distinct in stakeholders' points of view, institutional traditions and cultural representations.²⁹ This is remarkable insofar as school subjects consist of considerably smaller units than university disciplines: they occupy only two to six hours of classroom activities instead of whole educational institutions like secondary schools or university disciplines.

While the further differentiation of university disciplines is necessary to improve the analysis of sociocultural fit and thus the leak and the pipeline there are earlier chokepoints for the reproduction of inequalities in academic trajectories that need to be considered. In the German educational system, transitions that limit or enhance opportunities in life are intensely researched. In particular, the transition from primary to secondary schools has been described as a strong factor in the reproduction of social inequality due to the huge systematic differences between the different types of secondary schools in Germany.³⁰ Another highly important and intensely researched³¹ transition for the academic trajectories of diverse populations is the one from high school (*Oberstufe/ Sekundarstufe II*) to university. Although the attention drawn to these transitions is justified by their huge importance for educational trajectories, other significant transitions have been overlooked as a result.

This is especially the case with the transition from Secondary I (ages approx. 10-15) to Secondary II (ages approx. 16-18), which leads to university qualifications in the form of the *Abitur* diploma. In the academic-streaming *Gymnasium* schools the *Abitur* is increasingly understood as the normal degree and students often stay within the same building as they advance so this transition might not stand out as much as others do. Yet, it is agreed that the subject selections taking place at this stage are crucial for ensuing educational decisions – e.g. an emphasis on physics and mathematics in Secondary II is important to study physics in university.³²

At this point, the questions of transitions and subject selections converge

²⁸ S.a. Willems, Schulische Fachkulturen und Geschlecht.

²⁹ S.a. Caspari /Rössler, "Französisch gegen Spanisch?", Grein, "Geschlechterforschung und Fachdidaktik Französisch."

³⁰ S.a. Kramer et al., Selektion und Schulkarriere.

³¹ S.a. Lojewski, "Geschlecht und Studienfachwahl."

³² Cf. Ibid. S.a. Klomfaß et al., "Der Übergang von der Sekundarstufe I."

in educational institutions and the corresponding trajectories – and the discussions equally converge at the point that not only the transitions to the secondary schools (as differing fields) and to university and its disciplinary fields are relevant, but also the transitions and fields within secondary school.

3.2 Example: The Transition to Secondary II and Subject Selection of French

French is a subject (and also an academic discipline) that can be understood as an example of a leaky pipeline phenomenon:³³ in Germany boys deselect French significantly more often than girls as they move on to high school.³⁴ This is especially the case in the intensive classes (*Profiloberstufe* and *Leistungskurs*), where one can find on average only 20% boys. The same percentage of males has been found in French language teacher training at least since the 1970s, so we are looking at a pervasive and enduring phenomenon.³⁵ Yet, there has been no systematic research so far on the topic in Germany and thus there is simply not enough information available to offer any possible explanations. Nonetheless, on the one hand scholars as well as the major German weekly news magazine *Der Spiegel* informally quote (undefined) others who called French a girls' subject ("Mädchenfach") or "gays' language" ("Schwulensprache")³⁶ or simply "gay."³⁷ On the other hand, French is often ascribed positive aesthetic attributes like beauty or softness, especially concerning the sound or pronunciation – making it appear feminine or even effeminate to some, presumably boys.³⁸ This discussion of the research obviously still follows the binary discussion of the original papers.

In Anglo-Saxon countries, this feminine reputation has been found to

³³ While the parallels to the leaking pipeline of girls and women in STEM (s.a. Makarova et al., "Why is the pipeline leaking?") are obvious, there are factors which turn the picture into that of a distorting mirror (Herzog et al. Koedukation im Physikunterricht.); discrimination in the professional field (cf. Makarova, "Why is the pipeline leaking?") and a pay gap (s.a. Kupfer, "The interrelation of twenty-first century education and work from a gender perspective"). But from a normative standpoint it is equally desirable that each student has the possibility to attend language classes.

³⁴ S.a. Roeder /Gruehn, "Geschlecht und Kurswahlen." S.a. Bittner, "Der Teilnehmerschwund im Französischunterricht."

³⁵ S.a. Grein, "Geschlechterforschung und Fachdidaktik Französisch."

³⁶ Leupold, Französischunterricht als Lernort, 15.

³⁷ Friedmann, "Shakira schlägt Jacques Brel", 51.

³⁸ Bonin, "Jungenförderung im Französischunterricht?", 19.

impact boys' deselection of French.³⁹ Along the same lines as the research discussed earlier, Carr & Pauwels⁴⁰ found that for language de/selection the "crucial point is the post-compulsory moment." French even holds the "monopoly of femininity" amongst foreign languages in the Australian context.⁴¹ But several authors break up the binary: Carr and Pauwels⁴² point out that social class and intercultural experiences are important factors influencing attitudes towards foreign language learning in general. Norton and Pavlenko go even further insofar

that gender, as one of many important facets of social identity, interacts with race, ethnicity, class, sexuality, (dis)ability, age, and social status in framing students' language learning experiences, trajectories, and outcomes.⁴³

In turn, experiences and practices of language learning and use influence other aspects of life. There is no easy transfer of Anglo-Saxon studies to German settings; educational structures and historic representations differ. Yet, traces of similarities can be found, e.g. concerning the general post-compulsory de/selection of French, not just by boys.⁴⁴

The questions thus arise: How to systematically describe the selection and inherent/ ensuing complex social inequalities obvious in the subject de/selection of French at the transition to Secondary II? How can this example of a pipeline phenomenon be tackled? While the selection pattern is statistically obvious, the connection to individual trajectories is not clear, nor is the influence of other elements of social inequality. The aim is thus to gain a deeper understanding of students' meaning-making concerning French, gender and intersecting categories for subject selection.

A first approach to elaborating on the systematic and context-bound nature of unequal educational trajectories is the idea of a fit between an academic discipline and a person.

³⁹ S.a. Williams et al. “‘French Is the Language of Love and Stuff’”, Carr /Pauwels, Boys and Foreign Language Learning, Coffey, “Stories of Frenchness”, Kissau /Turnbull, “Boys and French as a second language.”

⁴⁰ Carr /Pauwels, Boys and Foreign Language Learning, 20.

⁴¹ ibid., 74.

⁴² ibid., 20.

⁴³ Norton /Pavlenko, “Addressing gender in the ESL/EFL classroom”, 504.

⁴⁴ S.a. Reinfried, “Der Französischunterricht und seine quantitative Entwicklung.” Neoliberal trends in the economization of education (s.a. Höhne, Ökonomisierung und Bildung) are rarely discussed in German applied linguistics cf. DGFF, “Kompetenzorientierung, Bildungsstandards und fremdsprachliches Lernen.”

4 A First Heuristic – Fitting⁴⁵ to the Discipline?

“[R]esearch practice mirrors the complexity of social life, calling up unique methodological demands.”⁴⁶ In answer to these complexities, an alternative to the leaky pipeline has to be introduced – sociocultural fit. Möller’s work on the systematically worse positions of women among the German professorship indicated that there are also huge differences between the academic disciplines in this regard. The initial question discussing the idea of fit is therefore: what fits to what? How can we theoretically understand the relation between the school subject or academic discipline and the person?⁴⁷

4.1 Fit, Methodological Questions

Taconis and Kessels⁴⁸ approach these questions concerning Dutch and German pupils’ choices of a post-compulsory science profile or alternative profiles. They use the psychological self-to-prototype matching theory to research the fit between students and what these students perceive to be science culture (via the prototypical science-loving peer or science teacher). They ground their approach in individualization theory, according to which

identity formation has become an individual’s personal ‘project’ requiring deliberate effort and individualistic choices. These choices are related to various objects, life styles, and beliefs, and also to school and classroom matters. Similarly, learning activities and choices are also part of a person’s identity development.⁴⁹

Thus, subject choice is seen as the direct consequence of a fit, an affiliation with prototypical (or rather stereotypical) representatives of what the pupils think of as (not context-specific) science culture. This understanding of individual free choice as being a characteristic of contemporary western societies has met with criticism for denying the societal impact of decision-

⁴⁵ The German term *Passungsverhältnis* might (tautologically) better express the relational conception in question; it could be roughly translated as: relationship of fitting(s).

⁴⁶ McCall 2005, “The complexity of intersectionality”, 1772.

⁴⁷ Generally, in the German context the question of fit is better explored for students in higher education, s.a. Burger et al., “Organisierte Karrieren.” Cf. Friebertshäuser, “Statupassage Erwachsenwerden.”

⁴⁸ S.a. Kessels /Taconis, “Alien or alike?”

⁴⁹ Kessels/ Taconis, Alien or alike?, 1067.

making.⁵⁰ As Miller⁵¹ remarks in her discussion of agency and neoliberalism in language learning research:

The striking affinity between how the agentive language learner and the neoliberal self are conceptualized – as self-regulating, self-determining, and free to make choices (among other shared characteristics) – should not be surprising given that individual agency figures strongly in neoliberal ideologies.

In this article, freedom of choice is understood less as an accomplishment of “late modern societies”⁵² but rather as the effect of a neoliberal ideology that denies and erases the effects of structural social, especially socioeconomic inequalities. Accordingly, this neoliberal ideology instead moralizes negative social conditions as the result of “bad choices.”⁵³

Miller further warns of the necessity to heed the “constructed, rather than essential, character of the neoliberal self in describing it as activated, responsibilized, individualized, moralized, and/or freed.”⁵⁴ Agency and consequently the “freedom” of (subject) choice is understood to be relational. While Miller discusses the relation between a person and his/her broader socio-historical context to deflate euphoric – and neoliberal – proclamations of individual agency, an alternative,⁵⁵ more context-bound approach is described in the following chapter.

4.2 Habitus-Field Relation as Fit

Following Bourdieu, fit is understood as the complex relationship between a person’s habitus and the social context (field) s/he is in.⁵⁶ As persons (theoretically: carriers of habitus) move in their trajectories through social fields they encounter different historic products – in the different fields’ own cultural logics as well as the different persons and their respective forms of

⁵⁰ Cf. Grein, “Die (ökonomische) Nützlichkeit von Fremdsprachen?” S.a. Miller, “The ideology of learner agency and the neoliberal self.”

⁵¹ Miller, “The ideology of learner agency and the neoliberal self”, 350.

⁵² Kessels /Taconis, “Alien or alike?”, 1067.

⁵³ Miller, “The ideology of learner agency and the neoliberal self”, 350. S.a. Dausien, “‘Bildungssentscheidungen’ im Kontext biografischer Erfahrungen und Erwartungen”, 57pp.

⁵⁴ Miller, The ideology of learner agency and the neoliberal self, 3, original emphasis.

⁵⁵ Regarding gender as a relational category, Butler’s approach could be interpreted as another understanding of fit (s.a. Butler, Gender Trouble, 13pp.).

⁵⁶ S.a. Burger et al., “Organisierte Karrieren.” S.a. Friebertshäuser, “Statuspassage Erwachsenwerden.” S.a. Kramer et al., Selektion und Schulkarriere.

habitus.⁵⁷ This understanding of the social world proposes the reproduction of social inequalities to be rather stable but not determinist.⁵⁸

Following Bourdieu's famous wording, it is understood that

[t]he conditionings associated with a particular class of conditions of existence produce habitus, systems of durable, transposable dispositions, structured structures predisposed to function as structuring structures, that is, as principles which generate and organize practices and representations that can be objectively adapted to their outcomes without presupposing a conscious aiming at ends or an express mastery of the operations necessary in order to attain them.⁵⁹

The “structured structures predisposed to function as structuring structures” refer to the habitus as a product of historically developed social structures and at the same time as the (co)producer of new social structures. This leads to non-identical reproduction of social structures beyond intentions or determination,⁶⁰ yet linked to structural as well as nonstructural inequalities.

An implicit – habitualized – affinity to certain contexts is the result, a fit to the (sub)fields that correspond to the conditions of the generation of a certain habitus and might as well lead to a mis-fit to other (sub)fields. Thus, a certain process of decision-making and educational choices is “trained” and becomes increasingly habitualized.⁶¹ The decisions do not take place in isolation but must be understood to happen in implicit coordination with the whole habitus.

The second part of the fit,⁶² social fields are societal arenas with their own cultural logics – but the logics and implicit rules of each field are contested among the participants. In an educational context such as French language classes, theoretically possible cultural influences could include, e.g. a) the

⁵⁷ The latin plural of habitus would be *habitūs*, I use *forms of habitus* instead for increased comprehensibility.

⁵⁸ Kramsch, “A Theory of the Practice”, 463. S.a. Rieger-Ladich, “Weder Determinismus, noch Fatalismus.”

⁵⁹ Bourdieu, The Logic of Practice, 278.

⁶⁰ S.a. Rieger-Ladich, “Weder Determinismus, noch Fatalismus.” As the statistical data concerning the male-female selection of French show a very stable picture across the last 40 years and hint at an even longer continuity, a theory focussed on reproduction seems to be even preferable.

⁶¹ Bourdieu, Practical Reason, 24. S.a. Cannady et al., “Problematizing the STEM Pipeline Metaphor”, 448.

⁶² A third part of Bourdieu's theory is the capitals theory, positing that (social, economic, or cultural) capitals acquired in one field (where they have a certain symbolic value) are habitualized but not automatically as valuable in a second or third field, thus refining the relationship between habitus and field.

current neoliberal macro-climate of proficiency testing and applicability, b) an orientation towards classical French language norms such as purity of form, or c) an orientation towards a local school culture – in the example given in the empirical section the school is simultaneously celebrating its highly diverse student population and wrestling with that diversity.

Fit is thus taken to be the result of the relation between two historic products: the person and her/ his social history (*habitus*) and the historic making of the respective social context (*field*) – developed in relation to other forms of *habitus* and *fields*.⁶³ In regard to the systematic underrepresentation that certain populations face in educational institutions the concept of trajectory is especially interesting: it picks up the interplays of the (implicit) *habitus* and the consecutive institutional settings and their respective cultural logics,⁶⁴ thus advancing an alternative term to the more individualistic career.

4.3 From Fit to Choice?

Subject selection in the understanding presented here does not follow the clear path from fit to choice that Taconis and Kessels propose. It is rather an interplay that needs to be reconstructed, the interplay of a fit with institutionally offered options.

Kramer et al.⁶⁵ discuss several fits, but do not generalize regarding the relationship of fit and choice. Indeed, the description of the relationship between fit and selection has to be a goal of context-bound research rather than a given result of a seemingly clear-cut fit or non-fit. It cannot be known beforehand if different decisions at transition points are equally strong related to questions of fit.

Leaky pipeline trajectories are not clear-cut transitions, but they also depend on earlier (biographical) decisions and fitting experiences. The transitions are important points in the reproduction of inequalities, yet an educational pipeline doesn't necessarily "leak" at these very specific moments. Instead the departure from a certain educational institution or subject takes place gradually, even if the decision to leave or deselect might be taken at a random yet specific moment. Thus, decisions are not understood as one-and-done rational choices but rather as in works in progress.⁶⁶

⁶³ Jurt, "Die Habitus-Theorie von Pierre Bourdieu", 15.

⁶⁴ S.a. Burger et al., "Organisierte Karrieren."

⁶⁵ S.a. Kramer et al., Selektion und Schulkarriere.

⁶⁶ Dausien, "'Bildungsentscheidungen' im Kontext biografischer Erfahrungen und

To summarize, fit is understood as the relationship between a person and their (here institutional) context and it impacts social action. Instead of an individualistic notion of identity I borrow from Bourdieu's concepts of habitus and field that are better suited to explain the reproduction of inequalities as seen in the statistical data on the (lack of) diversity of university professors and the gender-specific selection patterns for French.

Fit and non-fit are not binary opposites but rather an attempt to summarize a complex and at times contradictory relationship: fit can be considered at different levels of knowledge (e.g. explicit – implicit; norm – habitus) and at different institutional sub-levels: of the subject (such as mathematics, French, sports in its partially context-specific and partially context independent shape),⁶⁷ of the school or of the class a student is part of. Thus, decision-making is understood to be neither predetermined nor totally free and practice theory offers a third alternative between these two. There are several basic methodological options to approach the question of fit: departing from the cultural logic of the context (field)⁶⁸ or via the persons in the context (habitus)⁶⁹ – even the recommended combination of both perspectives calls for a certain starting point in the empirical procedure and maybe even more so for a theoretical grounding of the analysis of the sociocultural fit.⁷⁰ In the case I will analyze in chapter 7, I focus only on the interviewed student's habitus, thus not moving beyond a subjective fit here. Which decision or rather which kind of decision-making follows from what kind of fit is part of the question itself.

While fit helps to describe the relationship between persons and their context, the role of the persons or rather populations in their diverse overlapping belongings are still not clarified. Thus, to move beyond binaries in categorization and to attain a more systematic grasp of inequality in educational transitions, the major points of "leakage",⁷¹ I introduce the concept of intersectionality.

Erwartungen", 54.

⁶⁷ S.a. Frieberthäuser, "Statuspassage Erwachsenwerden." Cf. Willem, Schulische Fachkulturen und Geschlecht.

⁶⁸ *ibid.*

⁶⁹ S.a. Kramer et al., Selektion und Schulkarriere.

⁷⁰ Hoffmann, Szene und soziale Ungleichheit, 304pp.

⁷¹ Dausien, "'Bildungsentscheidungen' im Kontext biografischer Erfahrungen und Erwartungen", 43pp.

5 The second Heuristic: Intersectionality

5.1 Foundations

In complex (post)modern societies accordingly complex theories are needed, and intersectionality helps to understand overlapping social belongings seen earlier in the discussion of women's trajectories in academia. The concept originates in the emancipatory struggles of women of color and focuses on the context-dependent interplay of discrimination and privilege linked to different social belongings.⁷² I start this chapter with two quotations describing intersectionality:

At a very broad level, and put simply, intersectionality posits that social divisions interrelate in terms of the production of social relations and in terms of people's lives. For example, gender is seen as inflected by other social divisions such as 'race' and class, and they are seen as mutually constitutive.⁷³

The importance of intersectionality for educational transitions of different populations should be obvious as it offers a way to understand and analyze these complex "social divisions" in their relationship to each other and to clarify the question of fit and non-fit.

Furthermore,

[s]ince the 1990s, gender, queer and postcolonial studies have taken an interest in the interaction of dimensions of inequality – such as gender, class, race or sexuality. For this endeavour the term 'intersectionality' was coined: instead of merely summarizing the effects of one, two or three oppressive categories, adherents to the concept of intersectionality stress the interwoven nature of these categories and how they can mutually strengthen or weaken each other.⁷⁴

Obviously rooted in constructivist epistemology, intersectionality helps to empirically decenter each single category because of and through its inflection by other categories – e.g. gender cannot be understood as binary if other categories intersect. It also "forces scholars to engage complexity by recognizing the differences that exist *within* groups – a recognition that

⁷² Smooth, "Intersectionality and women's advancement."

⁷³ Antias, "Intersectional What?", 4.

⁷⁴ Winker /Degele, "Intersectionality as multi-level-analysis", 51.

moves beyond simply the differences *between* groups.”⁷⁵

This can be demonstrated on the example of the stereotypical educational losers in Germany where one can see that both the 1960s rural Catholic working class girl as well as the contemporary figure of the metropolitan boy of migration background⁷⁶ elude binary essentialization. In these stereotypes the idea of intersecting categories is apparent even to a broader public although cultural representations usually tend to reduce complexities.

But categories cannot be simply added, nor are they all equivalent – so the specific relationships of belongings and contexts need to be taken into account.

Depending upon the context, those who are marginalized and those who have power differ. Therefore, we cannot evaluate oppression and marginalization without a sense of history and without a sense of the social, political, and economic opportunities available to various groups at any given time or place.⁷⁷

Overall, intersectionality is a powerful heuristic and has been highly praised: “One could even say that intersectionality is the most important theoretical contribution that women’s studies, in conjunction with related fields, has made so far.”⁷⁸ While this quotation emphasizes the importance of intersectionality it simultaneously raises a disputed subject: The attribution of intersectionality to “women’s studies” has provoked objections as it threatens to erase a) the central contributions of women of color or even the silencing of non-white voices⁷⁹ in German academia and even in intersectionality⁸⁰ and b) the activist struggles against the multiple oppressions it originates in. Both the term itself (coined by Crenshaw) and a huge part of the activism have been achieved by women of color.⁸¹ Antias hence exhorts scholars using intersectionality to “retain its early concerns found in anti-racist feminism (e.g. Combahee River Collective, 1977/1982; hooks, 1981), which challenged dominant and exclusionary academic and political frameworks

⁷⁵ Smooth, “Intersectionality and women’s advancement”, 513. Italics in the original text.

⁷⁶ S.a. Geissler, “Die Metamorphose der Arbeitertochter zum Migrantensohn.” The German terms are “Bildungsverlierer_in”, “katholisches Arbeitermädchen vom Lande” and “Großstadtjunge mit Migrationshintergrund”.

⁷⁷ Smooth, “Intersectionality and women’s advancement”, 517.

⁷⁸ McCall, “The complexity of intersectionality”, 1771.

⁷⁹ S.a. Dhawan, “Can the Subaltern Speak German?”

⁸⁰ S.a. Alexander-Floyd, “Disappearing Acts.”

⁸¹ ibid.

and knowledge production.”⁸²

Thus, although in the German context of the early 20th century

Luxemburg and Zetkin pointed out that internationalism, anti-imperialism and anti-colonialism could not be separated from European class struggles and women’s activism against gender-specific discrimination⁸³ [...] it was only in the late 1990s and early 2000s that mainstream feminism in Germany – at that stage, a largely white and middle-class dominated phenomenon – (re-)discovered interdependent thinking.⁸⁴

The demand is therefore that intersectional thinking considers these origins. To that aim the reflection on one’s own position is relevant throughout the whole research process, but probably most visible in the empirical part.⁸⁵ The emancipatory activist struggles and the research heuristics are inseparable – this is not just a moral imperative, but necessary because of our everyday involvement in complex and intersecting power relations. The reflection on these relations and therefore the link between these two aspects are at the core of intersectional thought.

To approach the methodological challenges to research there is not one single version of intersectionality but rather several varieties.⁸⁶ Cho et al. call intersectionality an “analytic sensibility”⁸⁷ that is more than just a method as it incorporates political thinking concerned with normativity and inequality. Intersectionality thus expands the discussion about inequality from just one category to a consideration of several interdependent categories. But it does not imply a method nor predict which categories will be relevant.

5.2 Consequences for Research: Relevant Categories and Theoretical Lenses

A starting point for empirical research is the need to determine which

⁸² Antias, “Intersectional What?”, 6.

⁸³ Kron /zur Nieden, “Thinking Beyond the Categories”, Paragraph 24.

⁸⁴ Idem., Paragraph 25.

⁸⁵ Already the production and publication of an academic article is in itself an opportunity for academic advancement that could be linked to my male majority-German whiteness and belonging to the middle-class which are tacitly put as the German norm. These norms usually do not need to be mentioned – only deviance from the tacit norms has to be mentioned. Cf. Baquero Torres, “Kultur und Geschlecht in der interkulturellen Pädagogik”, 113pp.

⁸⁶ Antias, “Intersectional What?”, 4.

⁸⁷ Cho et al., “Towards a Field of Intersectional Studies”, 795.

categories to focus on – and thus emphasize as relevant. The question is specifically: which categories are important for language use and learning, and which are interdependent with subject selection?

The classic triad of categories consists of class, race, and gender but intersectionality has expanded this list to include other categories like disability, sexuality, or belief system, even to a possibly endless list⁸⁸ – even left open by what Butler called the “embarrassed etc.”⁸⁹ Categories are themselves constructed by labeling, by applying them, thus categorization is an ongoing process in the act of describing and creating social differences.⁹⁰ I use categories but am aware of my part in the categorization process. According to McCall, “[t]he point is not to deny the importance – both material and discursive – of categories but to focus on the process by which they are produced, experienced, reproduced, and resisted in everyday life.”⁹¹ Several authors approach this problem by a bottom-up reconstructive take on participants’ use of categories and the interrelations between these categories:

This means that social categorizations are not equally positioned or salient at all times. One or other of the divisions does not always matter in particular contexts or some may matter more than others; [...] In other words, it is important to be sensitive to the relationships between social categories, rather than presuppose them.⁹²

In the case of gender, French and subject selection, the questions thus arise: is gender really as relevant as thought for de/selection? Does it work in isolation or is it dependent on students’ multilingualism or socio-economic background?

Another question concerns the necessary degree of explicitly naming categories: The categories the participants use, are often explicit and pick up popularized social scientific vocabulary which might lead research participants to overlook phenomena for which no words can be found. Concerning this problem Nohl differentiates⁹³ between cultural representations (explicit) and

⁸⁸ Linked to this discussion is the question of whether some of the categories are omnipresent or can be irrelevant in certain situations, leading to undoing gender. Cf. Kubisch, *Habituelle Konstruktion sozialer Differenz*, 34pp. Cf. Smooth, “Intersectionality and women’s advancement”, 517.

⁸⁹ Butler, *Gender Trouble*, 196.

⁹⁰ AG Feministisch Sprachhandeln, *Sprachhandeln – aber wie?*, 10pp.

⁹¹ McCall, “The complexity of intersectionality”, 1783.

⁹² Antias, “Intersectional What?”, 14.

⁹³ Cf. Nohl, *Konzepte interkultureller Pädagogik*, 138pp. Cf. Antias, “Intersectional What?”, 7pp.

collective belongings because collective experiences and belongings are not always easy to express explicitly (implicit, practice).⁹⁴ This focus on implicit collective knowledge picks up habitus theory and is thus in line with the analytical approach to sociocultural fit. The implicit collective belongings themselves can intersect⁹⁵ as well – and intersectionality working on the level of implicit knowledge can be analyzed in conformance with habitus theory.⁹⁶

Summarizing my discussion of intersectionality: Intersectionality is a heuristic concept – and because of its strong political and emancipatory grounding more than just heuristic – that helps explore which populations' trajectories lead out of educational institutions or subjects. It does so by drawing attention to the interdependence of categorization of these populations as not only male or female but also, e.g. atheist, majority German, or middle-class. Thanks in particular to the experiences and struggles of women of color the concept found its way into academia where it has been picked up – sometimes without much regard to its origins – as a way to analyze complex social inequalities and power relations beyond ascriptions of individualistic agency. So far it has hardly been employed in German applied linguistics.

Intersectionality can be applied to several methods; the challenge at hand is to consider the foundations of both sides, the method and intersectionality and to coordinate them with each other. I follow recommendations to work bottom-up in order to capture the intersecting experiences that matter to the participants, especially their implicit knowledge.

6 Theoretical Integration and Methodology: Documentary Method and Practice Theory

In the previous chapters I drew on Bourdieu's practice theory of habitus and field that emphasizes implicit knowledge to explain the workings of sociocultural *fit* and intersecting experiences. In the following chapters I prepare for and then present an empirical analysis that is based on the same social action theory, thus ensuring a match of theory and empirical study.

⁹⁴ In German “konjunktiver Erfahrungsraum” (Nohl, “Narrative Interview and Documentary Method”, 202) which is similar to collective experiences. Cf. Nohl, Konzepte interkultureller Pädagogik, 140pp.

⁹⁵ Nohl, Konzepte interkultureller Pädagogik, 138, 150, 157.

⁹⁶ Whether theoretically the appropriate understanding would be “intersecting collective belongings” or “collective belonging in itself at intersection”, an intersection of belongings or intersection within the belongings themselves cannot be answered here.

6.1 Multidimensional Gearwheels and Relationality: Categories, Levels and Social Theory

“[D]ifferent methodologies produce different kinds of substantive knowledge and [...] a wider range of methodologies is needed to fully engage with the set of issues and topics falling broadly under the rubric of intersectionality.”⁹⁷ Because it is impossible to cover all facets discussed within the range of sociocultural fit and intersectionality, I focus on their combination and application with the Documentary Method to analyze inequalities in trajectories in educational institutions.

As indicated earlier, the construction of gender and other categories is linked to the level of analysis. While the sociocultural fit of habitus and field is based mainly on Bourdieu’s theories, intersectional thinking has developed independently but is compatible to that approach. This holds true not only with regard to the focus on social inequalities but also for the theoretical and methodological grounding, because “at the societal level intersectionality seeks to make visible the systems of oppression that maintain power hierarchies that organize society while also providing a means to theorize experience at the individual level.”⁹⁸ The societal level is discussed in Bourdieu’s terms as a network of fields.

Particularly the common denominator in practice theory, with its focus on implicit knowledge and embodiment, allows for an integration in which practice is understood as the “smallest unit”⁹⁹ for an analysis of complex inequalities, overlapping experiences in which tacit knowledge – habitus – is created and transmitted.¹⁰⁰

To clarify the relationship between these different theoretical gearwheels I draw on Bohnsack’s¹⁰¹ three types of multidimensional analysis, based on Mannheim’s sociology of knowledge, which fits well to Bourdieu’s approach. These three types are each relational in themselves and also interdependent:

⁹⁷ McCall, “The Complexities of Intersectionality”, 1774.

⁹⁸ Smooth, “Intersectionality and women’s advancement”, 513. Emphasis added.

⁹⁹ Reckwitz, “Toward a Theory of Social Practices”, 245.

¹⁰⁰ Bohnsack, “Habitus, Norm, Identität”, 52f. Winker/ Degele, “Intersectionality as multi-level-analysis,” 52. Nohl, Konzepte interkultureller Pädagogik, 150pp. S.a. Fowler, “Reading Pierre Bourdieu’s Masculine Domination.”

¹⁰¹ S.a. Bohnsack, “Habitus, Norm, Identität.”

- a) different aggregates of social life can be understood as vertical levels, such as society, groups, persons, institutions & organizations – the relations between them are described as sociocultural fit;
- b) different collective belongings produce different experiences and experiences are produced in the overlap and interaction of gender, class, race and other categories – these horizontal relations discussed as intersectionality;
- c) the third but analytically primordial type concerns the theoretical lens or scope of analysis that is grounded in a social theory. Bohnsack's approach emphasizes implicit collective knowledge, which is very much in line with Bourdieu's theory advanced earlier. Other dimensions that can and must be considered here in coordination with habitus include norms and identities. This multidimensional analysis is equally central for the kind of abstraction aimed at, i.e. the level of typology construction.

To conceptualize the relation between these three types of multidimensional analysis: Habitus is posited as the analytical, anthropological central unit of the social¹⁰² and the other levels conceptually derive from this positioning. However, empirically, habitus is understood to be developed in the experiences of socialization and is in an open and questionable fitting situation with each field. The three kinds of multidimensional analysis¹⁰³ are thus relationally dependent on each other, which allows for a larger scope of analysis as well as deeper theoretical grounding and inhibits impulses to fall back onto essentialist thinking.¹⁰⁴

In this understanding of social action, students that have to decide if they want to continue learning French in the post-compulsory years of school will make their choice based on implicit and habitualized knowledge. The development of this knowledge takes place in the multiple categorizable experiences of socialization and the way the habitus works concerning the decision is dependent on the kinds of practical, implicit knowledge the students encounter at school – their fit.

In summary, to integrate the two heuristics of sociocultural fit and intersectionality, practice theory, in particular habitus theory, is used as the methodological hinge. The ensuing question is how to research habitus.

¹⁰² S.a. Reckwitz, "Toward a Theory of Social Practices."

¹⁰³ Ibid.

¹⁰⁴ S.a. Van Loon /Unsöld, "Was ist eine Assoziation?"

6.2 Habitus Reconstruction with the Documentary Method

Researching habitus entails a focus on implicit knowledge, so neither a blind belief in participants' statements nor the assumption that they are cultural dopes is adequate. As habitus is only partially observable and because questions concerning the selection or de-selection of French necessitate verbal data as produced e.g. in interviews, a suitable method is needed. The Documentary Method (DM) can be used to reconstruct the participants' forms of habitus, thus creating second-order constructions in Schütz's understanding.¹⁰⁵

This enables researchers to reconstruct the structure of practice, the daily practical ways of dealing with the ordinary that are formed by socialization – which takes place in the aforementioned collectives we belong to. These collective belongings and their practices do not necessarily conform with norms or researcher knowledge nor are they *a priori* determinable in the sense sketched above, e.g. “no woman will reach a professor position” or “no boy will choose French.” The Documentary Method's focus is on habitus reconstruction, including intersecting experiences. This means that norms and identities are interesting and potentially helpful but subordinated to the reconstruction of the primary analytical unit, habitus.¹⁰⁶

Thus, the analysis of intersecting collective belongings is not limited to participants' explicit claims or identity positionings because the method offers the possibility to reconstruct everyday habitualized relevant categories. The categories that the participants emphasize might be important to them, but do not necessarily reflect their daily practice, which is the focus of the interview.¹⁰⁷ Again, the task is not to know more than the research participants, but to uncover their implicit knowledge.

The strengths of the DM for the issue at hand thus comprise its match to habitus theory and its ability to include intersectional thinking¹⁰⁸ theorized as overlapping collective experiences, both approached strictly from a bottom-up perspective.

¹⁰⁵ Bohnsack, “Documentary Method and Group Discussions”, 102.

¹⁰⁶ Bohnsack, “Habitus, Norm, Identität”, 34pp.

¹⁰⁷ Nohl, Konzepte interkultureller Pädagogik, 141, 146pp.

¹⁰⁸ For the kind of abstraction favored in DM research, typology construction, intersecting typologies are even deemed to be necessary. S.a. Bohnsack, “Habitus, Norm, Identität.”

6.3 Analytical Procedures of the Documentary Method

I present these procedures briefly and with the aim of rendering the summary of the analysis in the following chapter more transparent, although I will not delve deeply into the single steps involved.¹⁰⁹

Inspired by Conversation Analysis, DM's analysis breaks up the discursive surface of the interview. To that goal the analysis moves from what is said to how it is said.¹¹⁰ Selected passages are analyzed sequentially in order to reconstruct the habitus, the modus operandi of the case. Useful tools for the interpretation of narrative interviews include the differentiation of interview text genres¹¹¹ and the reconstruction of recurrent bottom-up indexicality to get to the structuring principles of each case.

Concerning the topic of school subject selection, the questions are: How do the students de/select French, and how do they narrate their decision processes? Can a modus operandi be reconstructed? A first step is the comparison of passages within one case to affirm or modify the result of the first reconstructions. The DM is a (case) comparative method and further steps of comparison would be between the cases, but here I will stick to a single case and simply frame it contextually.¹¹² As in intersectional thinking, self-reflection is an inherent part of the analysis, but as well part of a methodological – not only political – imperative. Not only do interviewer utterances always influence the way an interview takes place but also his/her (assumed) social position can be relevant – as will be discussed in the empirical example.

With this in mind I will aim at a reconstruction of a single student's presentation of her school, class and French language learning, focusing on the way she sees these as influenced by her intersecting collective belongings. How do intersectionality and fit help understand the subject selection by the student Marta?

¹⁰⁹ S.a. Bohnsack, "Documentary Method and Group Discussions." Cf. Nohl, "Narrative Interview and Documentary Method."

¹¹⁰ Bohnsack, "Documentary Method and Group Discussions", 102.

¹¹¹ Nohl, "Narrative Interview and Documentary Method", 206.

¹¹² The comparison is also relevant for the abstraction – which is not an aim of this paper, but serves as an example to discuss traceable trajectories instead of a leaky pipeline.

7 Empirical Example

7.1 Interview Background

The data come from an empirical study that was conducted in the German city-state of Hamburg.¹¹³ The specific *Gymnasium* school Marta attends ranks low on Hamburg's socioeconomic index of schools¹¹⁴ and the number of students with a migration background attending this school is higher than average. In Hamburg, students are obliged to take only one foreign language in Secondary II, this usually being English. The students pick clusters of subjects in Secondary II, offered and composed by each school. These clusters are called profiles.

I will discuss the application of the two presented heuristics to the empirical case of a student renamed Marta.¹¹⁵ Why choose the case of a girl when it is boys that seem to be leaking, or, rather, whose trajectories mainly lead away from French classes? First, the de-selection of French is a phenomenon deplored beyond gendered selection patterns.¹¹⁶ Secondly, this article is an attempt to move beyond binaries through the analysis of fit and intersectionality. As mentioned before, the focus is less on the empirical analysis per se but rather on the demonstration of the procedure developed.

Marta is 17 years old and comes from an Afghan family but insists on her German nationality. Her father is self-employed and her mother a bank employee on maternity leave. She declares herself to be a “muslima without a headscarf.” Marta is in the 10th grade, the last year before transition to high school and of her compulsory classes in the second foreign language, French. She changed schools three months before the interview to avoid a very long way to school. None of these demographics, including the change of school, are unusual in her class or for this *Gymnasium*’s student population.

This seemingly basic information already includes several interpretations and might appear contradictory to the emphasis on bottom-up research concerning categories. This is due to the mode of presentation and the demonstration purpose of the single empirical case – for a larger analysis

¹¹³ The data collection was officially approved by the Hamburg Behörde für Schule und Berufsbildung on 25.02.2012.

¹¹⁴ Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg, Schriftliche Kleine Anfrage.

¹¹⁵ S.a. Grein, Migrationshintergrund, “Gender und Mehrsprachigkeit”, for a first discussion of Marta.

¹¹⁶ S.a. Reinfried, “Der Französischunterricht und seine quantitative Entwicklung.”

these basic interviewer assumptions have to be refined via analysis and case comparison.

The interview was conducted in the antechamber of the classroom and took place parallel to the French class, the door between the two rooms being closed.

7.2 The Interview

I will present and discuss three passages from the interview in their chronological order to respect their sequential order for the analysis. The analysis was conducted on the German original text that can be found in the footnotes.

The first passage is from the early part of the interview. I, the interviewer, had noted that Marta had changed her secondary school twice already, first in 6th grade and then shortly before the interview, and asked her to elaborate on that. She tells me about being unhappy with her first school and changing to a better school, which was very far from her home and that she changed for the second time because of the long way to and from school. Directly before the following passage she states emphatically that she regrets the second change and calls it a “mistake.”¹¹⁷ She then switches the subject to talk about the new school where the interview is taking place.

Marta: well the school isn't like (.) bad (.) but °a lot is different than at the other school.° like for example the bathrooms (.) and how the school looks (.) from the outside- well ok! That isn't important but (.) as well (.) there are a lot of @ foreigners@. I am maybe myself- hm (.) I've got a migration background myself, I'm not against it, but (1) I don't know? (.) it's all different (sighs) (3)

Interviewer: erm (.) what's so different? Can you tell me ‘cause (.) I don't know the other school and this one only a little (.)

Marta: @that's difficult@ (.) @that's difficult@ (.) I don't know. Well it- it's like (.) I'm just saying: different cultures, different countries, different cultures and customs and (.) there everything was pretty uncomplicated. Suppose if someone had an argument or something you just clarified that directly, hhh and here it's (.) somehow (.) don't know [...] (1) here everything is like (1) don't know well like kid's level I'd say. (.) just not evolved, don't know somehow just not grown up but, instead people approach problems (.) just differently! They avoid it and everything gets worse (.) and (1) how people talk to each other, too, that is (.) totally different, I'm not used to that at all. (1)¹¹⁸

¹¹⁷ For transcription conventions see the end of article.

¹¹⁸ **Marta:** also die Schule is jetzt nich (.) schlimm (.) aber (.) °vieles is halt anders als (.) auf

Obviously, Marta is voicing her discontent with the new school, but she does so in a specific manner: She distances herself and tries to explain the difference, framed and structured by “different” (“anders”). “Anders” is translated here as “different” but has connotative links to “the other”, conveying a sense of alienation. Marta makes several attempts to get the “anders” across: the building itself, “foreigners” vs. migration background, countries, cultures, customs, maturity, ways of talking to each other. This list can in itself be understood as a catalog of categories that overlap insofar as they are all negative. Marta tells this with a lot of self-interruptions and false starts that can be interpreted as policing herself against possibly making socially undesirable statements against “foreigners,” but also from appearing too plaintive or negative.

The difference she describes is compared to her old school, which is constructed as a backdrop of normality where “uncomplicated” behavior is claimed to be the standard. In this passage, Marta wrestles with intersecting norms of appropriateness which appear to conform to an idea of idealized middle-class majority German norms – and she explicitly criticizes what can be understood to be the school’s diversity. Here the interviewer potentially comes into play – as this normative horizon coincides with my positioning, her statements could be understood as strongly socially desirable or finally having found a fitting confessor that will understand her complaints, or both. Complementary to the norms invoked, her way of talking can be understood as a search for the right words and categories to describe the new school. In this reading, Marta is entangled in a new social context and has trouble expressing her implicit feeling of non-belonging and specifically of non-fit. This way of complaining about the school continues and later she even interrupts herself until I explain my strategies of anonymization before she

der and- alten Schule.^o wie zum Beispiel die Toiletten (...) und wie die Schule jetzt (...) von außen aussieht- also ok! das is jetzt nich so wichtig, aber (...) auch (...) es sind ziemlich viel @Ausländer@. ich bin zwar selbs- hrn (...) ich hab selbs n Migrationshintergrund, ich hab nichts dagegen, aber (1) ich weiß nicht? (...) alles anders (seufzt) (3)

Interviewer: ähm (...) was is so anders? kanns mir das erzählen weil (...) ich kenn ja auch die andre Schule nich und die hier nur n bisschen (...)

Marta: @das is schwer@ (...) ich weiß nich. also is- ding is (...) ich sag nur: andere Kulturen, andere Länder, andere Kulturen und Sitten und (...) da: war alles ziemlich unkompliziert. Angenomm wenn man jetzt Streitereien hatte oder so hat man das sofort geklärt, hh und hier isses (...) irgenwie (...) weiß ich nich [...] (1) hier is das irgenwie alles so (1) weiß nich, also Kinderniveau würde ich sagen. (...) nich weiter entwickelt, keine Ahnung irgendwie alles überhaupt nich erwachsen sondern man geht mit Problem: (...) eben: anders um! außen Weg und es wird immer schlimmer (...) und (1) auch wie man miteinander redet, das is (...) total anders. so kenn ich das gar nich. (1)

goes on. In other passages Marta continues to complain about the lack of proficiency of her new peers across all subjects, including French, their “antisocial” behavior, and an “Islamist” group wearing headscarves.

Summarizing the analysis of the first passage, we can see how a broad diversity of categories of social inequality is evoked, even as Marta seems to refer to norms. Habitus, the analytically central axis, points rather to the lack of relevance of each single category and of the concrete way they intersect. This appears to be a question of non-fit in the new school that is based on habitualized practice and thus a) apparently omnipresent and b) hard to verbalize precisely. Norms and habitus interact with intersectionality and fit. As this presentation is a first reading and relatively schematic, it has to be compared with other parts of the interview.

Before the second passage, in the middle of the interview, Marta said she found French to sound “beautiful” and “romantic”, but not if spoken by herself and her peers. Asked to elaborate she goes on:

Marta: °I don't know.° when I listen to some here (.) French (.) erm, that doesn't sound great. That sounds sort of as (.) if someone is speaking Chinese (.) @hehe yeah really@. Yes (1)

Interviewer: and (.) the French sound different?

Marta: yes, it sounds different. They speak more fluently and (.) we falter in between (.) and then all these breaks come up (.) and that just doesn't sound that great. (2)

Interviewer: that's why you chose it back then?

Marta: ye::s because I listened to the French- well to one French (.) who were more than a year with us. They spoke French quite well. That sounded so nice and ye:s! that's why I chose French, °because of the language, because it sounded so (.) nice.° and Spanish, ok, back then everybody wanted to choose Spanish, but I did not find Spanish so special, it was just this trilled R and that's it. (I: hm) and in French there was so much more! Somehow (.) °yes I said that before° yes, romantic, and sonorous (.) and somehow elegant as well, I think.¹¹⁹

¹¹⁹ **Marta** °weiß ich nich.° wenn ich hier so einige (.) Französisch höre (.) ähm, klingt das nicht so toll. das klingt irgendwie so (.) als würde einer Chinesisch sprechen (.) @hehe is doch so@. ja (1)

Interviewer und bei (.) den Franzosen klingts anders?

Marta ja, es klingt anders, die sprechen viel fließender und (.) wir stocken dann dazwischen (.) und dann kommen dann immer solche Pausen (.) und das klingt einfach nich so toll. (2)

Interviewer deswegen hast du das damals gewählt?

Marta ja ::: weil ich mir die Franzosen- also einen Franzosen angehört habe (.) die ein Jahr über uns warn. die ham eigentlich ziemlich gut Französisch gesprochen. das klang so schön und ja! deswegen hab ich Französisch gewählt, °wegen der Sprache, weil die einfach so (.) schön klang.° und Spanisch, ok, damals wollte jeder Spanisch wähln, aber ich fand Spanisch jetz nich so besonders. es war einfach nur dieses rollende R und fertig. (I: hm) und

In this passage, concerning her perspective on French, we find a pattern comparable to that from the first passage as Marta constructs a norm that is especially visible against several negative backdrops: She constructs a norm of French pronunciation that is “sonorous”, “fluid”, “beautiful”, and “elegant,” picking up a known stereotype mentioned above. The two negative backdrops concerning the pronunciation are the comparison with Chinese and the broken (“*stockend*”) speech she ascribes to herself and her peers. A third backdrop is Spanish, that “everybody wanted to choose” but that she calls “nothing special.” Obviously, in contrast, French is special, thus serving her as a means of distinction because she was and is not like everybody.

While a comparison with Spanish is unsurprising as an alternative institutionally proposed choice, Chinese seems to be taken more out of thin air and can perhaps be taken to be a symbol of something far away and exotic – from the majority German point of view she adopts. This is especially interesting because in other moments she emphasizes her proficiency in several languages spoken in Afghanistan, which could be taken to be equally exotic from that normative point of view. Thus, in my reading, in this passage she not only affirms her own normality, but based on that emphasizes her distinction from her peers – in this case even her peers at her former school.

Again, the positive norm is related to homogenizing ideas of western European nations. And again she first includes herself in a group that does not conform to the norm created but then opens up the second normative horizon where she distances herself from the majority of peers that selected Spanish. While the norms differ, the pattern is the same and it seems to be focused on a negative assessment of her peers – and thus creates a sense of distinction from them.

The idea of distinction is highly compatible with habitus theory and links well to the non-fit reconstructed in the first passage. Yet, this interpretation has to be confirmed in the third passage.

Picking up the question of distinction from her peers, she points out their poor proficiency in French and reports that she watches French movies in French with subtitles – two aspects she refers to in the last passage. This passage is from the last 10 minutes of the interview and the question opens up a new topic but does not interrupt her previous statement.

in Französisch da war viel mehr! irgendwie (.) °ja hab ich schon gesagt° ja, romantisch, und is klangvoll (.) und auch irgendwie elegant. finde ich.

Interviewer: erm how is it going to go on with you and French?

Marta: I think I want to (.) hrm (.) I think I am going to deselect it. (1) because (.) it's just no use anymore. (.) well ok, I would deselect it here at the school but I would continue to speak French and then still watch French movies to avoid forgetting the language. But I think now in school (.) it's not much use. (1) @yes I said that before @ (1) just so (.) because the class, there are a lot of questions and so on (I: ok) everything around it. And I think in high school its gonna be quite tough. (2) (I: °ok°) (1)

Interviewer: Do you already know which profile you're gonna take?

Marta: umum! Well I thought the first or- no the thir- the second or third profile. The first- erm the second is Biology and Geography (.) personally I don't like Geography much, Biology is quite good. And the third profile is physics an philosophy (.) and erm well a lot told me I'm crazy and were like "PHYSICS, sure, enjoy" but I don't think it's bad well I am not ba:d in Physics. Well I know it's gonna be tougher in high school. [...] But I'm taking it as well because there aren't that many girls in the group. (.) YES I do think boys are quite uncomplicated, with girls @ you always have to @ pay attention (.) what to say or not to dress alike or (.) well (.) a lot is just different."¹²⁰

Prompted by the interviewer, Marta talks about the de/selection of French and subject profiles. First, she announces her decision to deselect French and gives several reasons that appear partially contradictory: Continuing to learn French at school "is just no use" for her because of the low level of

¹²⁰ **Interviewer** ähm wie gehts denn weiter bei dir mit Französisch?

Marta ich glaub ich will (.) hrm (.) ich glaube ich wird das abwählen. (1) weil (.) das bringt einfach nichts mehr. (.) also ok, ich würd das hier an der Schule abwählen, aber ich würd weiterhin Französisch sprechen: und mir dann immernoch französische Filme anschauen, um die Sprache nich zu verlernen. Aber ich glaub jetzt in der Schule (.) wird das nich viel bring:. (1) @ja: das hab ich ja grad scho gesagt@ (1) einfach so (.) weil die Klasse, es komm viele Fragen auf un so: (I: ok) alles drumherum. un ich glaub in der Oberstufe wirds auch ziemlich schwer. (2) (I:°ok°) (.) (1)

Interviewer weißt du schon, was du für ein Profil machen willst?

Marta umum! naja ich dachte an das erste oder- ne an das dritt- an das zweite oder dritte Profil. das erste- äh das zweite is mit Biologie un Geographie (.) Geographie mag ich persönlich nich so gerne, Biologie is ganz gut, und das dritte Profil is Physik un Philosophie (.) und ähm ja viele haben ja am Anfang mirn Vogel gezeigt und meinten so "ja PHYSIK ja viel Spaß" aber ich find das jetzt gar nich so schlimm also in Physik bin ich (.) nich schlecht. also mir is klar dass das in der Oberstufe schwerer sein wird. [...] und alles. Aber ich nehm das auch, weil nich so viele Mädchen in der Gruppe sind. (.) JA: ich finde (.) Jungs sind irgendwie ziemlich unkompliziert, bei Mädchen @ da muss man immer @ aufpassen (.) was man sagt, oder dass man nich das Gleiche anzieht oder (.) ja (.) es is einfach vieles anders. Ich hab meine Freunde, außerhalb der Schule, auch innerhalb der Schule, ein, zwei, aber mit den: ich auch richtig gut befreundet bin un das reicht mir auch vollkommen aus, (.) un dann das dritte Profil nehm ich einfach weil da wahrscheinlich mehr Jungs sind als Mädchen (.) und die dann (.) die dann nich auf Kleinigkeiten immer achten. Wer jetzt was anhat oder (.) wer was macht oder wer was gelästert hat. (1) ja. (1)

proficiency of her peers. She affirms her intent to continue watching French movies, which might be partly a move to save face while giving what could be a socially dispreferred answer in an interview about learning French. It could as well be understood as another move towards distinction from her peers.

A totally different point is the one she finishes her turn with, the reason that French is supposed to be hard in Secondary II – while it contradicts her claims about the overall low level of her peers' proficiency, it is another argument in favor of de-selection. In general, it confirms a pattern seen above, a mixture of admitting her own weaknesses – as reconstructed from her perspective – like her migration background and not pronouncing French well, and her desire to be distinct from her peers. This pattern can serve several purposes: working towards distinction while avoiding looking arrogant, and explaining her de-selection of French to me in a manner saving her own face.

Asked about her choice of profile, she first describes the other two profiles, and even emphasizes her proficiency in the subjects of the second profile before elaborating on her implied choice of the third profile. First, she constructs it as a choice based on proficiency considerations – good in the second profile but not deterred by the toughness of the third profile, thus evoking again the norm of the strong, ambitious student. While distinction is found in the reported speech of others, portraying them as shocked by her choice, in the following part she emphasizes distinction very explicitly. Very unambiguously she speaks about her preference for being around boys in high school because they are “uncomplicated” in comparison to girls. Her illustrations of complicated girls are the necessity of being cautious regarding what one says and how one dresses, examples that can be understood as picking up a stereotypical description of superficial teenage girls. She finishes that turn with “a lot is simply different,” a recurrence from the first passage in which she searched for the ideal category to express her non-fit.

Before, Marta used a plethora of categories and the reconstruction pointed to a more generally felt non-fit of her habitus at the new school. Now, she argues that the reasons for her profile choice are mainly her peers and their supposedly gender-typical choices. Two readings are possible: a) her emphasis points to a final confession of a special dislike of her female peers that is especially strong in its emphasis and maybe even the result of reflection on the interview itself; b) it is another category amongst many but maybe expressed especially strongly because “the girls” at the new school are so different from her female peers at the idealized old school.

My interpretation tends towards the second reading because of the overall pattern of analysis which is underpinned by her final affirmation of difference, reconnecting with the idea of the broader non-fit. While any single analysis is disputable the overarching, repeatedly reaffirmed reconstruction prevails: Academic distinction is omnipresent and most important for Marta across passages and topics – in contrast, the importance of French is strongly diminished. Within the implicit logic of Marta's habitus the de-selection of French – as a result of the most distinctive move, the selection of the physics profile and as a consequence of the lower every day practical value of French – is ascribed to the situation of non-fit in her new school.

To summarize the analysis: After changing schools Marta encounters a non-fit of her habitus and the new field. In this context, distinction is the strongest imperative for her and while French is evaluated positively it is finally de-selected and physics is favored as it is even more useful in her efforts at distinction. Thus, French itself is evaluated as nice but simply not important for her. The decision to de-select has been made before the actual moment of transition, of choosing between the profiles, but it has been made concerning and anticipating that moment of choice.

This analysis drew more strongly on habitus theory and Marta's (subjective) fit than on intersectionality, which might be case-specific and has to be further analyzed in comparison with other cases. The overwhelming impression of non-belonging and non-fit Marta conveys have resulted in her efforts at distinction across all categories, devaluating the possible differentiation through intersectional analysis. Yet what emerged as her positive backdrop was the racialized and classed norm of middle-class German ideals, making a reference to intersectionality's concern with such normalities a central axis of the analysis. This was even more important as the interviewer and researcher himself conforms to that (virtual) normality.

8 Discussion

Asking about a leaky pipeline would have led to something very different than this analysis of Marta's prospective trajectory concerning French. The chosen approach instead revealed that her central concerns are the non-fit at her new school and that everything else seems to be subordinate to her efforts at distinction – including French. The de-selection of French is not the goal, but the means for Marta – as her focus in life is clearly different from the somewhat French-centered discussion concerning its feminine image and the

gender-specific de-selection. Thus, the bottom-up analysis has shown a result surprising to the top-down functionalist thinking that is implied by the leaky pipeline metaphor.

The local social context in its fit with habitus overrides the presupposed focus on French. While the interviewed student evoked well-known normative horizons conforming to the national homogeneity of German students and the pronunciation of French, the underlying question of implicit knowledge showed a different picture, that of non-belonging in the new school. In this context, and this single case, the relationship between fit and choice is dependent on Marta's strong drive for distinction.

The gearwheels of a) analytical unit (habitus, norm), b) vertical multidimensionality (fit) and c) horizontal multidimensionality (intersectionality) interrelate, in this single case even to limit the impact of the intersectional analysis. While we are facing a complex intersection leading to de-selection, it is impossible to distinguish categories in Marta's account as she rejects all groups she explicitly mentions, referring to the level of norms in her effort to make the implicit transparent. Thus, concerning the categories, none is important – or all are important, as they conjointly contribute to her overall sense of not belonging in the new school. Hence, the academic advantages she ascribes herself are turned into disadvantages in this new context. As predicted, this example has served only to demonstrate the discussed methodological gearwheels and further case comparison is necessary.

Limits:

1. The first limit is thus implied: The DM is a case-comparative method applied only to one case. To reach a non-individualistic understanding of trajectories that can be linked – after the full analysis – to overlapping collective belongings, more cases need to be analyzed.
2. The non-fit must be specified, notably to what extent it is related to the school, to a specific class or even to a specific subject, here French.
3. To achieve this specification, strictly speaking two further steps will be necessary: first, the reconstruction of the sociogenetic origins of the habitualized meaning-making that lead to fit or non-fit; and second, a reconstruction of the cultural logics of the contexts in

question, i.e., the school, the classes, the subject French. This will allow for a more precise description of the institutional side of fit and non-fit.¹²¹

The analytical procedure discussed and employed here might seem complex but is more suitable to provide depth and theoretical coherence concerning the complexity of phenomena that are too often described with the simplifying metaphor of the leaky pipeline. In this way the criticisms of the metaphorical leaky pipeline can be productively transformed into an analytic rendition of an institutional context and social action within this context.

9 Conclusion

In the article, I discussed the leaky pipeline metaphor and its consequences, amongst others the criticism of its simple binaries and functionalism. I discussed this concerning an early and often overseen moment of a population-specifically skewed trajectory, that of subject selection at the transition to secondary II schooling. It is thus a double specific context, that of the subject in question, French, and that of one school. The aim of the article is therefore no strong claim to generalization but rather the demonstration of the workings – and pitfalls – of intersectional analysis and sociocultural fit in an educational context. They complement each other insofar as both are helpful in analyzing complex situations – and must thus be adapted to each research design. The proposed procedure and analytical interplay need to be employed in different contexts. Especially intersectionality is a critical heuristic to elaborate one's perspective on social situations and thus to fight one's own blind spots – as discussed above, I identify as white, male and middle-class and must thus be aware of the (habitualized) norms behind the assumptions of normality this position entails in the German academic context.

This paper adds to existing studies discussing the leaky pipeline, revisiting the concept with the aid of intersectionality and sociocultural fit and reflecting on their integration via the DM, exemplified on the underresearched transition to high school. I tackled the leaky pipeline as a starting point to outline a complex but empirically sound procedure to account for unequal trajectories in education.

¹²¹ Hoffmann, Szene und soziale Ungleichheit, 304pp.

“[I]ntersectionality is concerned with individual-level experience as well as transforming the systems that produce marginalization.”¹²² What does this mean for the unequal educational trajectories of certain populations, e.g. the starting point of this article, women pursuing an academic career? On the one hand, the women discussed need to be specified in their intersecting collective belongings. On the other hand, the cultural logics of the academic fields in question need to be specified and checked for fit with the respective populations.

While efforts towards equal opportunities can be made from central positions in the universities or at least faculties, a habitus-sensitivity¹²³ among members of the concrete fields, the single institutions, seems to be necessary, at least if they want to introduce new populations, to create a fit for students and researchers that might not conform to the implicit rules. These new members can advance the scientific main business of a research institution – even if that may in the long term entail a change of the institution’s cultural logics.

Transcription conventions¹²⁴

@: laughter

(1): one second break

(.): break shorter than a second

(word): hard to understand

word: emphasis

^oword^o: spoken in low voice

wor-: interruption

WORD: louder than other utterances

Matthias Grein, Universität Hamburg

References

AG Feministisch Sprachhandeln: *Sprachhandeln – aber wie? W-Ortungen statt Tatenlosigkeit. Anregungen zum antidiskriminierenden Sprachhandeln*. Berlin 2015.

¹²² Smooth, “Intersectionality and women’s advancement”, 514.

¹²³ S.a. Sander, Habitus-Sensibilität.

¹²⁴ Cf. Bohnsack et al., Qualitative Analysis, 365.

- Alexander-Floyd, Nikol G.: Disappearing Acts: Reclaiming Intersectionality in the Social Sciences in a Post-Black Feminist Era. In: *Feminist Formations*. 24/2012, 1-25.
- Antias, Floya: Intersectional What? Social divisions, intersectionality and levels of analysis. In: *Ethnicites*. 13/2013, 3-19.
- Baquero Torres, Patricia: *Kultur und Geschlecht in der interkulturellen Pädagogik: Eine postkoloniale Re-Lektüre*. Frankfurt/M. 2009.
- Bittner, Christoph: Der Teilnehmerschwund im Französischunterricht – Eine unabwendbare Entwicklung? Eine empirische Studie am Beispiel der gymnasialen Oberstufe. In: *Französisch heute* 34/2003, 338–353.
- Blome, Eva /Erfmeier, Alexandra /Gülcher, Nina /Smykalla, Sandra (Eds.): *Handbuch zur Gleichstellungspolitik an Hochschulen. Von der Frauenförderung zum Diversity Management?* Wiesbaden 2013.
- Bohnsack, Ralf /Pfaff, Nicolle /Weller, Vivian (Eds.): *Qualitative Analysis and Documentary Method in International Education Research*. Opladen & Farmington Hills, MI 2010.
- Bohnsack, Ralf: Documentary Method and Group Discussions. In: Bohnsack, Ralf /Pfaff, Nicolle /Weller, Vivian (Eds.): *Qualitative Analysis and Documentary Method in International Education Research*. Opladen & Farmington Hills, MI 2010. 99-124.
- Bohnsack, Ralf: Habitus, Norm, Identität. In: Helsper, Werner /Kramer, Rolf-Torsten /Thiersch, Sven (Eds.): *Schülerhabitus. Theoretische und empirische Analysen zur Bourdieuschen These der kulturellen Passung*. Wiesbaden 2014, 33-55.
- Bonin, Jan: Jungenförderung im Französischunterricht? In: *Französisch heute*. 40/2009, 15-24.
- Bourdieu, Pierre: *The Logic of Practice*. Stanford 1994.
- Bourdieu, Pierre: *Practical Reason*. Stanford 1998
- Brush, Stephen G.: Women in Science and Engineering. In: *American Scientist*. 79(5)/1991, 404-419.
- Budde, Jürgen /Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) Referat Chancengerechtigkeit in Bildung und Forschung: *Bildungs(mis)s Erfolge von Jungen und Berufswahlverhalten bei Jungen/männlichen Jugendlichen*. Berlin 2008.
- Burger, Hannah /Elven, Julia /Schwarz, Jörg /Teichmann, Franziska: Organisierte Karrieren. Zur multiperspektivisch-multimethodischen Untersuchung akademischer Trajektorien. In: Göhlich, Michael /Weber, Susanne Maria /Schröer, Andreas /Schemmann, Michael (Eds.):

- Organisation und Methode.* Wiesbaden 2016, 143-151.
- Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg: *Schriftliche Kleine Anfrage des Abgeordneten Robert Heinemann (CDU) vom 28.02.13 und Antwort des Senats Betr.: Neuer KESS-Index.* Drucksache 20/7094. 08.03.2013.
- Butler, Judith: *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity.* New York and London. 2006
- Cannady, Matthew A. /Greenwald, Eric / Harris, Kimberley N.: Problematizing the STEM Pipeline Metaphor: Is the STEM Pipeline Metaphor Serving Our Students and the STEM Workforce? In: *Science Education.* 98/2014, 443-460.
- Carr, Jo /Pauwels, Anne: *Boys and Foreign Language Learning. Real Boys Don't Do Languages.* Basingstoke 2006.
- Caspari, Daniela /Rössler, Andrea: Französisch gegen Spanisch? Überlegungen aus Sicht der romanischen Mehrsprachigkeitsdidaktik. In: *Zeitschrift für Fremdsprachenforschung.* 19/2008, 61-82.
- Cho, Sumi /Williams Crenshaw, Kimberlé /McCall, Leslie: Toward a Field of Intersectionality Studies: Theory, Applications, and Praxis. In: *Signs.* 38/2013, 785-810.
- Coffey, Simon: Stories of Frenchness: becoming a Francophile. In: *Language And Intercultural Communication.* 10/2010, 119 – 136.
- Dausien, Bettina: “Bildungsentscheidungen” im Kontext biografischer Erfahrungen und Erwartungen. Theoretische und empirische Argumente. In: Miethe, Ingrid / Ecarius, Jutta / Tervooren, Anja (Eds.): *Bildungsentscheidungen im Lebenslauf. Perspektiven qualitativer Forschung.* Opladen, Berlin, Toronto 2014, 39-61.
- DGFF = Vorstand und Beirat der DGFF: Kompetenzorientierung, Bildungsstandards und fremdsprachliches Lernen – Herausforderungen an die Fremdsprachenforschung. Positionspapier von Vorstand und Beirat der DGFF. In: *Zeitschrift für Fremdsprachenforschung.* 19/2008, 163-186.
- Dhawan, Nikita: Can the Subaltern Speak German? And Other Risky Questions. Migrant Hybridism versus Subalternity. 25.04.2007. <http://translate.eipcp.net/strands/03/dhawan-strands01en/> (09.11.2016.)
- Friebertshäuser, Barbara: Statuspassage Erwachsenwerden und weitere Einflüsse auf die Bildungsprozesse von Schülerinnen und Schülern. In: Schenk, Barbara (Ed.): *Bausteine einer Bildungsgangtheorie.* Wiesbaden 2005, 127-144.

- Friedmann, Jan: "Shakira schlägt Jacques Brel", in: *Der Spiegel*. 37/2011, 51. <http://www.spiegel.de/spiegel/a-785977.html> (26.01.2017).
- Fowler, Bridget: Reading Pierre Bourdieu's Masculine Domination: Notes Towards an Intersectional Analysis of Gender, Culture and Class. In: *Cultural Studies*. 17/2003, 468-494.
- Geissler, Heiner: Die Metamorphose der Arbeitertochter zum Migrantensohn. Zum Wandel der Chancenstruktur im Bildungssystem nach Schicht, Geschlecht, Ethnie und deren Verknüpfungen. In: Berger, Peter A. /Kahlert Heike (Eds.): *Institutionalisierte Ungleichheiten. Wie das Bildungswesen Chancen blockiert*. Weinheim 2005, 71-100.
- Grein, Matthias: Geschlechterforschung und Fachdidaktik Französisch (mit Hinweisen auf Fachdidaktik Spanisch). In: Kampshoff, Marita /Wiepcke, Claudia (Eds.): *Handbuch Geschlechterforschung und Fachdidaktik*. Wiesbaden 2012, 169-183.
- Grein, Matthias: Migrationshintergrund, Gender und Mehrsprachigkeit: Eine intersektionale Perspektive auf zwei Französischlernende und deren Fächerwahl vor dem Übergang in die Oberstufe. In: Fernández Ammann, Eva Maria /Kropp, Amina /Müller-Lancé, Johannes (Eds.): *Herkunftsbedingte Mehrsprachigkeit im Unterricht der romanischen Sprachen*. Berlin 2015, 93-112.
- Grein, Matthias: Die (ökonomische) Nützlichkeit von Fremdsprachen? Zur eingeschränkten Rationalität und Individualität von Fachwahlentscheidungen am Beispiel von Französisch. In: Schleicher, Regina /Zenga-Hirsch, Giselle (Eds.): *Fremdsprachendidaktik und Bildung zwischen Autonomie und Ökonomie*. Forthcoming.
- Herzog, Walter /Labudde, Peter /Neuenschwander, Markus P. /Violi, Enrico /Gerber, Charlotte: *Koedukation im Physikunterricht. Schlussbericht zuhanden des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung*. Bern 1998.
- Hoffmann, Nora Friederike: *Szene und soziale Ungleichheit: Habituelle Stile in der Techno/Elektro-Szene*. Wiesbaden 2016.
- Höhne, Thomas: *Ökonomisierung und Bildung - Zu den Formen ökonomischer Rationalisierung im Feld der Bildung*. Wiebaden 2015
- Jurt, Joseph: Die Habitus-Theorie von Pierre Bourdieu. In: Müller-Kampel, Beatrix /Kuzmics, Helmut (Eds.): *Lithes – Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie*. 3/2010, 5-17.
- Kissau, Scott /Turnbull, Miles: Boys and French as a second language: A research agenda for greater understanding. In: *Canadian Journal*

- of Applied Linguistics/Revue canadienne de linguistique appliquée.* 11/2008, 151-170.
- Klomfaß, Sabine /Stübig, Frauke /Fabel-Lamla, Melanie: Der Übergang von der Sekundarstufe I in die gymnasiale Oberstufe unter den Bedingungen der gymnasialen Schulzeitverkürzung. In: Bosse, Dorit /Eberle, Franz /Schneider-Taylor, Barbara (Eds.): *Standardisierung in der gymnasialen Oberstufe*. Wiesbaden 2013, 147-160.
- Kessels, Ursula /Taconis, Ruurd: Alien or alike? How the perceived similarity between the typical science teacher and a student's self-image correlates with choosing science at school. In: *Research in Science Education* 42/2012, 1049-1071.
- Kramer, Rolf-Torsten /Helsper, Werner /Thiersch, Sven /Ziems, Carolin: *Selektion und Schulkarriere. Kindliche Orientierungsrahmen beim Übergang in die Sekundarstufe I*. Wiesbaden 2009.
- Kramsch, Claire: Applied Linguistics: A Theory of the Practice. In: *Applied Linguistics*. 36/2015, 454-465.
- Kron, Stefanie /zur Nieden, Birgit: Thinking beyond the categories. On the Diasporisation of Metropolitan Gender Studies. In: *Querelles*. 16/2012. <http://dx.doi.org/10.15461/1> (26.01.2017).
- Kubisch, Sonja: *Habituelle Konstruktion sozialer Differenz. Eine rekonstruktive Studie am Beispiel von Organisationen der Freien Wohlfahrtspflege*. Wiesbaden 2008.
- Kupfer, Antonia: The interrelation of education and work out of a gender perspective in 21st century. In: *International Studies in Sociology of Education*. 24/2014, 113-125.
- Leupold, Eynar: *Französischunterricht als Lernort für Sprache und Kultur. Prinzipien und Praxisbeispiele*. Seelze-Velber 2007.
- Lojewski, Johanna: Geschlecht und Studienfachwahl - fachspezifischer Habitus oder geschlechtsspezifische Fachkulturen. In: Bornkessel, Philipp /Asdonk, Jupp (Eds.): *Der Übergang Schule - Hochschule*. Wiesbaden 2012, 279-348.
- Makarova, Elena/Aeschlimann, Belinda/Herzog, Walter: Why is the pipeline leaking? Experiences of young women in STEM vocational education and training and their adjustment strategies. In: *Empirical Research in Vocational Education and Training*. 8/2016. <https://ervet-journal.springeropen.com/articles/10.1186/s40461-016-0027-y> (26.01.2017)
- McCall, Leslie: The complexity of intersectionality. In: *Signs*. 3/2005, 1771-1800.

- Miller, Elizabeth: The ideology of learner agency and the neoliberal self. In: *International Journal of Applied Linguistics*. 26/2016, 348–365.
- Möller, Christina: Wie offen ist die Universitätsprofessur für soziale Aufsteigerinnen und Aufsteiger? Explorative Analysen zur sozialen Herkunft der Professorinnen und Professoren an den nordrhein-westfälischen Universitäten. In: *Soziale Welt*. 4/2013, 341–359.
- Nohl, Arnd-Michael: Narrative Interview and Documentary Method. In: Bohnsack, Ralf /Pfaff, Nicolle /Weller, Vivian (Eds.): *Qualitative Analysis and Documentary Method in International Education Research*. Opladen & Farmington Hills, MI 2010, 195–217.
- Nohl, Arnd-Michael: *Konzepte interkultureller Pädagogik. Eine systematische Einführung*. Bad Heilbrunn 2014.
- Norton, Bonnie /Pavlenko, Aneta: Addressing gender in the ESL/EFL classroom. In: *TESOL Quarterly*. 38/2004, 504–514.
- Reckwitz, Andreas: Toward a Theory of Social Practices. A Development in Culturalist Theorizing. In: *European Journal of Social Theory*. 5/2002, 243–263.
- Reinfried, Marcus: Der Französischunterricht und seine quantitative Entwicklung an den deutschen Schulen (1965–2012). In: *Französisch heute*. 43/2012, 178–189.
- Rieger-Ladich, Markus: Weder Determinismus, noch Fatalismus: Pierre Bourdieus Habitustheorie im Licht neuerer Arbeiten. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*. 25/2005, 281–296.
- Roeder, Peter Martin /Gruehn Sabine: Geschlecht und Kurswahlen in der Gymnasialen Oberstufe. *Zeitschrift für Pädagogik*. 43/1997, 877 – 894.
- Ryan, James /Pollock, Katina /Antonelli, Fab: Teacher Diversity in Canada: Leaky Pipelines, Bottlenecks, and Glass Ceilings. In: *Canadian Journal of Education*. 32/2009, 591–617.
- Sander, Tobias (Ed.): *Habitus-Sensibilität. Neue Anforderungen an professionelles Handeln*. Wiesbaden 2014.
- Smooth, Wendy G.: Intersectionality and women's advancement in the discipline and across the academy. In: *Politics, Groups, and Identities*. 4(3)/2016, 513–528.
- Statistisches Bundesamt: Frauenanteil in Professorenschaft 2012 auf über 20 % gestiegen. Pressemitteilung vom 11. Juli 2013. 235/2013. https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2013/07/PD13_235_213.html (09.06.2017)

Statistisches Bundesamt: Frauenanteil in Professorenschaft 2015 auf 23 % gestiegen. Pressemitteilung vom 14. Juli 2016 245/2016. https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2016/07/PD16_245_213.html (09.06.2017)

Van Loon, Jost /Unsöld, Laura: Was ist eine Assoziation? In: Stephan Lessenich (Ed.): *Routinen der Krise - Krise der Routinen. Verhandlungen des 37. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Trier 2014.* In: *Verhandlungen der Kongresse der deutschen Gesellschaft für Soziologie.* 37.2015, 1261-1271. <http://publikationen.soziologie.de/index.php/kongressband/article/view/16/pdf> (26.01.2017)

Willem, Katharina: *Schulische Fachkulturen und Geschlecht. Physik und Deutsch – natürliche Gegenpole?* Bielefeld 2007.

Williams, Marion /Burden, Robert /Lanvers, Ursula: ‘French Is the Language of Love and Stuff’: Student Perceptions of Issues Related to Motivation in Learning a Foreign Language. In: *British Educational Research Journal.* 28/2002, 503-528.

Winkler, Gabriele /Degele, Nina: Intersectionality as multi-level-analysis: Dealing with social inequality. In: *European Journal of Women’s Studies.* 18/2011, 51-66.

Perspektiven queerer Bildungsarbeit

Abstract

This article departs from the outing of professional football player Thomas Hitzlsperger in 2014 – an event that was widely embraced by the media that attempted to celebrate diversity when in fact it reassured heteronormativity. I argue for a queer understanding of life and living and the necessity to deconstruct the current scheme of unquestioned normativity (that works in the dichotomy of self and other). While I see education as the key tool in that process, I also recognize that little material is available to educators to sensitively approach queer issues. Here I share my “pedagogy of diverse ways of living” (Pädagogik vielfältiger Lebensweisen), some of the material I use and the guidelines I developed. I argue for a productive deconstruction of current naturalized and essentialized identities in a continuous awareness of the traps that any form of deconstruction employs.

Keywords

Butler, Deconstruction, Education, Foucault, Gender and Queer Theory, Pedagogy of Diverse Ways of Living (Pädagogik vielfältiger Lebensweisen)

Vielfältige geschlechtliche und sexuelle Lebensweisen sind gesellschaftliche Realität – z. B. wenn wir uns die Herkunftsfamilie oder das Geschlecht von Kindern, das Begehr von Jugendlichen oder die sexuellen und geschlechtlichen Lebensweisen von Pädagog_innen ansehen:

Manche Kinder wachsen in Regenbogenfamilien auf, in Familien also, die aus zwei Müttern oder aus zwei Vätern bestehen; oder aus zwei Müttern und einem Vater oder einem Frauen- und einem Männerpaar oder aus Eltern, bei denen sich z.B. der Vater entschieden hat, als Frau zu leben. Kinder, die miteinander befreundet sind, gemeinsam in die Kita oder Schule gehen, können so mit vielfältigen Familienformen in Kontakt kommen.

Manche Kinder und Jugendliche verstehen sich als Mädchen, manche als Jungen, manche haben das Gefühl, ein anderes Geschlecht zu sein als das, das ihnen bei ihrer Geburt zugesprochen wurde; wieder andere verstehen sich mal mehr als das eine, mal mehr als das andere Geschlecht und wiederum andere mögen sich gar nicht in diesem Raster verorten.

Manche Kinder und Jugendliche verlieben sich in *Peers* des anderen, manche in *Peers* des gleichen Geschlechts; manche mal in das eine, mal in das andere Geschlecht und wiederum andere in *queere* Jugendliche, die sich geschlechtlich und/oder sexuell quer zu den vorherrschenden Kategorien begreifen, oder in *Trans**Jugendliche.

Manche pädagogische Fachkräfte leben in LGBT*I*Q¹-Partnerschaften oder haben Kolleg_innen, die dies mehr oder weniger offen tun, und die dabei unterschiedlich gute oder schlechte Erfahrungen im Kollegium, mit Schüler_innen und mit Eltern machen. Viele leben in heterosexuellen Beziehungen und einige haben eine Vater-Mutter-Kind-Familie gegründet.

Diese Beispiele könnten, ja müssten, weitergeführt werden und verdeutlichen: die Vielfalt geschlechtlicher und sexueller Lebensweisen ist Teil der sozialen Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen wie von pädagogischen Fachkräften. Als solche wirkt sie in Schule und Hochschule wie in außerschulische Bildungseinrichtungen hinein. In Fachkreisen wie auf bildungspolitischer Ebene besteht daher weitgehende Einigkeit darüber, diese Vielfalt in respektvoll aufklärender Weise als Bildungsinhalt aufzugreifen.² In der Praxis geschieht dies an einigen Orten schon lange, an anderen herrscht diesbezügliche Unsicherheit, an manchen wird sich vehement dagegen verwehrt.

Im Folgenden wende ich mich den mit diesem Themenkomplex verbundenen Perspektiven einer *queeren* Bildung zu. Dabei skizziere ich in einem ersten Schritt widersprüchliche Entwicklungstendenzen mit Blick auf den Bereich geschlechtliche und sexuelle Vielfalt (1.). Im zweiten Schritt steht der theoretische Status der Kategorien Geschlecht und Sexualität im Mittelpunkt der Auseinandersetzung (2.), um anschließend vorhandene Verbindungslien zwischen Bildungstheorie und *Queer*

¹ Das Akronym LGBT*I*Q steht für Lesbian, Gay, Bisexual, Trans*, Inter* und Queer; also für lesbische, schwule, bisexuell, trans- und intergeschlechtlich lebende oder sich als queer begreifende Menschen. Queere Personen identifizieren sich mit keiner der genannten Kategorien und begreifen sich quer zu diesen. Der Asterisk * markiert den Bezug auf Personen, die in vielfältiger Weise eine Nichtübereinstimmung ihres bei Geburt zugewiesenen mit ihrem aktuellen Geschlecht leben und sich dabei unterschiedlich definieren, z.B. als Transsexuelle, Transidente oder Transgender. Als intersexuell werden Menschen bezeichnet, deren Geschlechtsorgane (bei der Geburt) keine medizinisch definierte Zuordnung zu einem von den beiden hegemonial erwarteten Geschlechtern zulassen; „Intergeschlechtlichkeit“ dient als Gegenbegriff zu dieser pathologischen Bezeichnungspraxis.

² S.a. Friedrich-Ebert-Stiftung, „...und das ist auch gut so“. „S.a. Hartmann, Vielfältige Lebensweisen sowie Idem., „Perspektiven queerer Bildung.“ S.a. Sozialmagazin 2014. S.a. Timmermanns /Tuiden, Sexualpädagogik der Vielfalt.

Theory herauszuarbeiten (3.).³ Hierauf aufbauend stelle ich Essentials und Orientierungslinien einer *queeren* Pädagogik vielfältiger Lebensweisen (4.) vor.

1 Widersprüchliche Entwicklungstendenzen im Bereich geschlechtliche und sexuelle Vielfalt

Anfang 2014 outete sich der ehemalige Fußballnationalspieler Thomas Hitzlsperger als homosexuell. Dies löste ein breites öffentliches Echo aus. Die Bundesregierung, die Evangelische Kirche in Deutschland und die öffentlichen Medien waren sich in ihren Respektbekundungen einig. Zahlreiche Nachrichtensendungen und Talkshows beteiligten sich daran, aus diesem *Outing* ein diskursives Ereignis zu machen. Diese Reaktion unterschied sich deutlich etwa von dem leisen zur Kenntnis nehmen der ersten öffentlich von ihrer Lebensgefährtin sprechenden Bundesministerin Barbara Hendricks. M.E. zu Recht bezeichnete *Der Spiegel*⁴ die Reaktionen auf Hitzlsperger *Outing* als eine „fast hysterische Aufmerksamkeit.“ Wie ist diese zu erklären? Klaus Theweleit (2014) folgend speist sie sich aus der besonderen Rolle, die Männerfußball zu einem Ort macht, in dem „immer auch gesellschaftliche Verhaltensweisen verhandelt“ werden. Um eine gesellschaftliche Verhaltensweise handelt es sich sowohl bei der Konstruktion marginalisierter Gruppen als auch beim Entwurf eines modernisierten Umgangs mit diesen. Auf einen modernisierten Umgang mit einem marginalisierten Identitätsverständnis trafen wir 2014 auch beim Eurovision Song Contest. Hier galt er einer geschlechtsbezogenen Grenzverwischung, der vorherrschend starren Grenze zwischen Mann und Frau. Der Sieg der bärtigen Sängerin und Travestiekünstlerin Conchita Wurst wurde von einigen Medien „als Siegeszug der Toleranz und der Emanzipation in Europa“⁵ gefeiert. Dies steht in deutlicher Anspielung und Abgrenzung zu dem Anti-Homosexuellen-Gesetz, das kurz zuvor in Russland verabschiedet wurde und dem entsprechend bereits ein Sprechen über Homosexualität

³ Die vorliegende Publikation stellt eine leicht überarbeitete Fassung des gleichnamigen Vortrags an der Universität Rostock vom 14. Januar 2016 dar. Einzelne Passagen wurden bereits in folgenden Publikationen veröffentlicht: Hartmann, „Heteronormative Bildungsherausforderungen“; Idem., „doing heteronormativity?“; Idem., „Sexuelle Diversität im Kontext Schule“; Idem., „Perspektiven queerer Bildung“; Idem., „Bildung als kritisch-dekonstruktives Projekt.“

⁴ *Der Spiegel*, 3/2014, 132.

⁵ *Tagesspiegel* 13.5.2014.

im Beisein von Kindern und Jugendlichen als Propaganda bezeichnet wird und strafbar ist. Weitere Schritte in Richtung Emanzipation in Europa ging im gleichen Jahr demgegenüber ein in Dänemark verabschiedetes Gesetz. Dieses spricht dänischen Bürger_innen erstmals in Europa das Recht zu, ohne klinische Diagnose und ohne medizinische Eingriffe legal einen Personenstandswechsel des Geschlechts vorzunehmen. Dennoch wäre es verfrüht, von einer zunehmend unproblematischen geschlechtlichen und sexuellen Vielfalt im westlichen Europa auszugehen.

So gingen 2012 in Frankreich Tausende gegen das Recht auf Eheschließung und Adoption von Regenbogenfamilien auf die Straße. Und in Deutschland demonstrieren Gruppen, von denen sich manche „Besorgte Eltern“ nennen. Vor allem im Stuttgarter Raum stemmen sich diese gegen die Thematisierung von geschlechtlicher und sexueller Vielfalt in den Schulen. Auch empirische Studien belegen, dass beim genauen Hinsehen nach wie vor negative Einstellungen von Jugendlichen und Erwachsenen gegenüber Homosexualität dominieren. Drei seien kurz genannt: Die Berliner Schulstudie von Ulrich Klocke stellt ein Auseinanderklaffen zwischen aufgeschlossenen kognitiven Einstellungen von Jugendlichen einerseits und den von ihnen zu gleichgeschlechtlichen Orientierungen geäußerten Verhaltensweisen und affektiven Reaktionen andererseits fest.⁶ Die Schüler_innen plädieren für die Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Paare, würden sich selbst in einer Gruppe mit lesbischen Mädchen jedoch unwohl fühlen. Gleichzeitig laufen insbesondere Jugendliche Gefahr in diskreditierender Weise eine abweichende, nicht-heterosexuelle Identität unterstellt zu bekommen, wenn sie in Erscheinung und Verhalten gängige Geschlechtszuschreibungen nicht befolgen. Auch die Studie von *LesMigras* (2012), einer Einrichtung lesbisch lebender Migrantinnen in Berlin, macht deutlich, wie lesbische und bisexuelle Frauen und Trans* alltäglich Diskriminierung und Gewalt erleben. Sie sensibilisiert insbesondere für die erfahrenen Mehrfachdiskriminierungen von Trans* und *People of Colour*. Als Drittes sei auf eine Studie der Antidiskriminierungsstelle des Bundes hingewiesen.⁷ Diese belegt mit Blick auf Erwachsene für viele Milieus „tief verwurzelte ... Vorurteile – bis hin zu Ekel- und Hassgefühlen – gegenüber sexuellen Orientierungen, die vom Mainstream abweichen.“

Einerseits haben die *Outings* und politischen Entwicklungen der letzten

⁶ S.a. Klocke, Akzeptanz sexueller Vielfalt.

⁷ Antidiskriminierungsstelle des Bundes, Diskriminierung im Alltag, 84.

Jahre viel positive Bestärkung für all diejenigen gebracht, die sich seit Jahren dafür einsetzen auch in der Pädagogik einen emanzipatorischeren Umgang mit geschlechtlicher und sexueller Vielfalt umzusetzen. Vor allem im Zusammenhang mit dem *Outing* Hitzelsperger ließ sich selbst in moderaten TV-Talkshows immer wieder die Forderung vernehmen, sexuelle Vielfalt in Bildungseinrichtungen zu thematisieren. Tatsächlich haben viele Bundesländer Vorstöße unternommen, geschlechtliche und sexuelle Vielfalt in den Bildungsplänen zu verankern und damit Kindern und Jugendlichen zu ermöglichen, verschiedene geschlechtliche und sexuelle Lebensweisen kennen, reflektieren und akzeptieren zu lernen. Andererseits sind aber eben genau dagegen vehementen Proteste entbrannt, die auf mehr oder weniger latenten Abwehrhaltungen gegenüber Homosexualität beruhen. So wandte sich eine Online-Petition in Baden-Württemberg in diskriminierender Weise gegen den neuen Bildungsplan. Die Petition unterstellt eine „ideologische Umerziehung“ sowie eine fehlende „Reflexion von negativen Begleiterscheinungen“⁸ dieser Lebensweisen in den schulischen Inhalten.

Die Petition wie die Demonstrationen gegen die Bildungspläne von Gruppen wie der sogenannten „Besorgten Eltern“ scheinen im Widerspruch zum gefeierten *Outing* des Profifußballers zu stehen. Doch auch wenn dieses Feiern als politisches Zeichen einer sich als solidarisch inszenierenden Gesellschaft gedeutet werden kann: Mit Unterstützungsbekundungen, die den Eindruck erweckten, es ginge darum, auf eine Krankheit oder einen Schicksalsschlag zu reagieren, erwies sie sich letztlich als doch nicht frei von paternalistischen Überheblichkeitsattitüden. Diese kaum überwundene Grundhaltung nutzten die Initiator_innen der Online-Petition, um gegen den politischen Vorstoß, sexuelle Vielfalt als Bildungsinhalt zu implementieren, Ressentiments zu schüren und die Umsetzung einer auf demokratischen Werten und Menschenrechten basierenden Pädagogik der Vielfalt zu verhindern. Auch wenn das Verhindern nicht gelingen mag, so besteht die Gefahr, dass sie eine differenzierte Ausarbeitung erschweren. Denn der erhobene Vorwurf der Umerziehung ruft bei einigen Befürworter_innen der Implementierung ein kurzschlüssiges sich dagegen Verwehren aus. Mit Rückgriff auf biologische Begründungen wird die ohnehin bestehende Gefahr einer naturalistischen Engführung der Debatte verstärkt. Damit wird die heteronormative Ordnung der Sexualität jedoch weniger in Frage gestellt, denn reproduziert.

⁸ Petition gegen den Bildungsplan 2014.

2 Zum theoretischen Status der Kategorien Geschlecht und Sexualität

Einen wesentlichen Einfluss auf die Professionalität pädagogischer Arbeit hat das jeweilige Verständnis von geschlechtlicher und sexueller Differenz. Zu fragen ist daher, wie das Vorhaben, geschlechtliche und sexuelle Vielfalt in der Bildung zu thematisieren, theoretisch zu fundieren ist. Den Erkenntnissen der oben vorgestellten empirischen Untersuchungen folgend erweist sich Sexualität als ein Differenzierungsmerkmal, das nicht einfach nur Teil einer einfachen Unterscheidungspraxis ist – die eine ist eben heterosexuell, der andere homosexuell – sondern das vielmehr auch soziale Ungleichheit stiftet. Insbesondere in Kombination mit weiteren Differenzkategorien kann Sexualität eine diskreditierende und diskriminierende Funktion zukommen. Sexualität wird als eine gesellschaftliche Ordnungskategorie begreifbar, über die Identität wie Macht, soziale Anerkennung wie Teilhabechancen zugewiesen und verhandelt werden. Der bewusst im Singular verwendete Begriff Sexualität wird so gesehen zur analytischen Kategorie, mit der weniger auf die lustvollen Gestaltungsmöglichkeiten und gelebten sexuellen Beziehungen von Menschen geblickt, als vielmehr auf deren gesellschaftlich hervorgebrachte und historisch veränderliche Natur eingegangen werden kann.

Aber was heißt es eigentlich, die Natur der Sexualität nicht als gegeben anzunehmen, sondern als eine Konstruktion in Frage zu stellen? Auch (sozial) konstruktivistische Diskurse differieren darin, ob und wie sie sexuelle Vielfalt an eine natürliche Basis zurückbinden. Konzepte der Sexualwissenschaft, wie das des „sexuellen Skripts“ oder das „der Sexualbiografie“, gehen von einer Verquickung mehr oder weniger naturgegebener und soziokultureller Einflüsse aus. In Konzepten der Sozial- und Kulturwissenschaften werden demgegenüber auch dekonstruktive Zugänge entwickelt, die es ermöglichen, selbst innerpsychische Prozesse und biologische Körperlichkeit als durch und durch soziokulturell hervorgebracht zu begreifen. Diese den *Queer Studies* zugehörigen Studien folgen u.a. einem Diskursverständnis, das in Anlehnung an Michel Foucault (1977) das Ineinanderwirken von Wissen und Macht untersucht und mit Blick auf die Verwissenschaftlichung von Sexualität seit dem 19. Jahrhundert eine tiefgreifende Transformation von Sexualität von einer Handlungs- zu einer Seinskategorie nachweisen kann. So galten homosexuelle Praktiken zwar zuvor schon als bedenklich, erst mit dem Einsatz der Humanwissenschaften im 18./19. Jahrhundert entstand jedoch die Vorstellung eines homosexuellen Menschen mit einer

spezifischen Art sich zu geben und zu sein. Aus Handlungen wurde ein Sein, eine Identität. Grundlegende Bedeutung zur Entwicklung geschlechtlicher und sexueller Identität erhielten dabei Prozesse der Identifizierung.

An Foucaults Erkenntnisse anknüpfend verbindet Judith Butler (1995) machttheoretische mit psychoanalytischen Überlegungen. Sie entwickelt Gedanken zur Dimension des Unbewussten als Sitz verworfener Geschlechtlichkeit und Sexualität. Butler arbeitet heraus, wie über den gesellschaftlichen Imperativ der Heterosexualität ein Zwang zur Vereindeutigung innerpsychischer Ambivalenzen transportiert wird, und starre Identitäten als Hinweis auf verleugnete Identifizierungen gelesen werden können. Im Prozess der permanenten Identifizierung müssen andere mögliche Identifizierungen ausgeschlossen bzw. verworfen werden, soll eine eindeutige und stabile Identität erreicht werden. Die spezifische Existenz des Subjekts ist so gesehen an den Verlust anderer möglicher Existenzweisen geknüpft: „Das, was ein Subjekt in identitätslogischer Hinsicht ist, ist immer auch das, was er oder sie nicht ist.“⁹ Dieser dekonstruktive Gedanke ist einer „der Destabilisierung von Identität und Subjekt.“¹⁰ Demgegenüber sind in der Pädagogik „im allgemeinen und in antihomophober Arbeit im speziellen, identitätsstärkende Ansätze weitestgehend vorherrschend.“¹¹ Viele der vorliegenden Konzepte verharren in der Regel in einer Dichotomie von gleich- und gegengeschlechtlichen Lebensweisen und versäumen die zugrunde liegende Duallogik in Frage zu stellen. Vorherrschend ist ein Verständnis sexueller Orientierung, das Gunter Schmidt¹² bezeichnet als „eingelassen in Stahl und Beton.“ Ein solch gegenständliches Identitätsverständnis legt den pädagogischen Adressat_innen letztlich dem dominanten Diskurs folgend nahe, Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten abzuspalten, d.h. sie lieber erst gar nicht zu bemerken und wenn doch, diese dann besser zu verschweigen.

Didaktisch betrachtet werden die den Bildungsprozessen zugrundeliegenden theoretischen Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität Einfluss darauf haben, inwieweit in der pädagogischen Interaktion mit Wahrheiten oder Perspektiven gearbeitet, inwiefern die Komplexität menschlichen Seins und Lebens reduziert oder als ein Teil der Auseinandersetzung aufgegriffen werden kann. Dekonstruktive Perspektiven

⁹ Butler, Kontingente Grundlagen, 37.

¹⁰ Luhmann, Verqueere Pädagogik, 45.

¹¹ Ibid.

¹² Schmidt, Das Verschwinden der Sexualmoral, 124.

der *Queer Theory* betonen die konstitutive Abhängigkeit des Einen vom Anderen. Sie fragen nach Ausschlüssen und richten den Blick auf die Bewegung im Raum zwischen den Dualitäten. Dezidiert auf Erkenntnisse der *Queer Studies* Bezug nehmende Zugänge greifen Identität als immer in normative Vorgaben verwoben auf und betonen zugleich das Potential der Transformation. Doch liegt in diesen identitätskritischen Vorstellungen von Subjektivität eine besondere Herausforderung für die pädagogische Praxis. Die Journalistin Caroline Emcke (2012) erörtert in ihrem autobiografischen Buch die „Bedingungen der Möglichkeit des Begehrrens.“ Sehr wohlwollend erinnert sie sich an ihren Musikunterricht, der ihr differenzierte Wahrnehmungs- und Denkweisen eröffnete. Zu Recht fragt sie¹³: „Warum hatte uns das niemand erklärt, dass sich für manche das Begehrnen so wandeln kann wie eine Tonart, dass eine Tonart, dass anfängliche Lust sich öffnen kann hin zu einer anderen, und, manchmal, wieder zu einer anderen? Warum sagt das heute niemand?“

3 Verwiesenheit von Bildungstheorie und *Queer Theory*

Ich möchte eine Lesart des Begriffs der Bildung stark machen, die diese in ihrer ursprünglichen Bedeutung und weiteren Entwicklung als eine veränderliche Form der Kritik und Befreiung begreift (Hartmann 2013). Erinnert sei an Immanuel Kants Forderung nach dem „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit,¹⁴“ in der der bildungstheoretische Anspruch moderner Pädagogik begründet liegt. Zugleich steht der Bildungsbegriff dafür, ein differenziertes Verhältnis zur Welt, zu anderen und zu sich selbst zu gestalten. Dabei gilt es zu erkennen, dass Subjektivität verstanden als die historisch veränderliche Art und Weise, wie wir uns selbst und unser Leben verstehen, immer auch geschlechtlich und sexuell markiert ist. Hier liegt das Scharnier zwischen beiden Theorierichtungen – zwischen Bildungstheorie und *Queer Theory* –, das mir bedeutsam erscheint.

Lange untersuchte kritische Pädagogik vor allem die Frage, wie Machtverhältnisse über Bildung auf Subjekte wirken und daran teilhaben, diese in ein hierarchisches Verhältnis zueinander zu setzen bzw. sie darin zu halten. Dies ist eine Perspektive der Sozialkritik, die die Wirkung von Macht zwischen dem Differenten, z.B. zwischen Homo- und Heterosexualität, untersucht und sich gegen die Verknüpfung von Differenz

¹³ Emcke, Wie wir begehrn, 210pp.

¹⁴ Kant, „Die Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?“, 9.

mit Diskriminierungsmechanismen richtet. Aktuelle bildungstheoretische Debatten wenden sich seit einiger Zeit jedoch, wie die *Queer Theory*, auch den macht- und subjekttheoretischen Überlegungen von Michel Foucault und Judith Butler zu. Dabei steht die Vorstellung eines souveränen Subjekts, das in seiner Kritik den gesellschaftlichen Verhältnissen einfach gegenüber zu stehen vermag, zur Disposition und somit auch eine einfache Konzeption von Bildungszielen wie Emanzipation und Selbstbestimmung. Einem diskurstheoretischen Verständnis folgend ist das Subjekt selbst von Macht durchdrungen in dem Sinne, als es über vorherrschende Diskurse konstituiert, nicht jedoch determiniert ist. Unsere Vorstellungen davon, was etwa eine heterosexuelle, lesbische, bisexuelle oder transidente Frau jeweils ist und wie und warum sie dies ist – und damit auch wie und warum wir uns selbst so verstehen, wie wir das jeweils tun –, sind dieser Perspektive folgend zutiefst von dominanten Diskursen strukturiert wie von möglichen Transformationen derselben begleitet. Dies ist eine Perspektive der Subjektkritik. Wenn Subjektivierung nun niemals losgelöst von sozialen Identitäts- und Ordnungskategorien wie Geschlecht und Sexualität erfolgt und wenn Bildung als eine Macht begriffen werden kann, die bei der Durchsetzung bestimmter Subjektivierungsformen teilhat, welche bildungstheoretischen Verschiebungen hat sich Pädagogik mit Blick auf die Kategorien Geschlecht und Sexualität dann zu stellen?

Mit der Perspektivenerweiterung von Sozialkritik zu Subjektkritik ist Kritische Pädagogik herausgefordert, eine tiefer liegende Dimension von Machtverhältnissen in den Blick zu nehmen, die im gesellschaftlich-kulturellen Herstellungsprozess des Differenten selbst liegt. Und es ist der Diskurs über Bildung selbst, der als ein Ort des Bildungsgeschehens und damit als ein Motor geschlecht- und sexualitätsregulierender Macht ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückt – so auch der Diskurs über die Implementierung sexueller Vielfalt in Bildungseinrichtungen. Dieser müsste sich den bisherigen theoretischen Überlegungen folgend nun etwa so kritisch befragen lassen: Werden Identitäten in der Debatte eher als feststehend gesetzt – sei es als biologisch gegeben oder als psychogenetisch festgeschrieben – oder werden sie explizit als soziale Kategorien thematisiert, deren Gewordenheit rekonstruiert, deren historische wie lebensgeschichtliche Transformation analysiert und deren Ordnung und Funktionalität hinterfragt werden können? Welchen Raum erhält das Reflektieren der „soziale[n] Normen, die unsere

Existenz bestimmen”¹⁵ – und zwar nicht nur im Blick auf das Verhältnis zu anderen, sondern auch auf das Selbst, auf geschlechtliche und sexuelle Selbstverständnisse? Letztgenannte wären queere Perspektiven.

Das mehrheitliche Pro der Debatten zum *Outing* des Profifußballers sowie zur pädagogischen Bearbeitung des Themas stellt sich einer sozialkritischen Perspektive folgend zwar gegen Diskriminierungspraxen, sie setzt das homosexuelle Subjekt jedoch unhinterfragt als gegeben voraus und reproduziert so die dominante Sexualitätsordnung. Der modernisierte gesellschaftliche Umgang mit Toleranz sitzt in seiner biologistischen Engführung einem letztlich entmündigt bleibenden Begehrten auf. Um eine subjektkritische Perspektive erweitert, ginge es demgegenüber auch darum, die Machtwirkungen, innerhalb derer Subjektpositionen überhaupt erst hervorgebracht werden, zu reflektieren, die „subjektivierenden, privilegierenden und binarisierenden Effekte von Differenzordnungen.“¹⁶ Meines Erachtens liegt hierin die zentrale Herausforderung einer Bildung, die sich am Schnittpunkt von Bildungstheorie und *Queer Theory* als ein kritisch-dekonstruktives Projekt entwirft und nicht nur an einer Freiheit von Diskriminierung, sondern auch an einer Freiheit zu eigensinnigen Lebensweisen orientiert ist.

Wie kann eine solchermaßen theoretisch fundierte Bildungsarbeit nun aber konkret aussehen? Seit der Jahrtausendwende vertrete ich eine „Pädagogik vielfältiger Lebensweisen“ als einen Beitrag queerer Bildung.

4 Essentials und Orientierungslinien einer „Pädagogik vielfältiger Lebensweisen“

Mit dem Begriff „vielfältige Lebensweisen“ (Hartmann 2002) verbinde ich die Debatte zur Pluralisierung von *Lebensformen* mit einem dekonstruktiven Verständnis geschlechtlicher und sexueller Existenzweisen bzw. Identitäten. Hierfür greife ich lebensweltliche wie wissenschaftliche Dynamisierungen in der Triade Geschlecht-Sexualität-Lebensform auf den Ebenen von geschlechtlichem und sexuellem Selbstverständnis, Beziehungsgestaltung und familialen Lebensformen auf. Einer differenz- – im Unterschied zu einer identitäts- – theoretischen Perspektive folgend betone ich Normativität und Ambivalenz als zentrale erziehungswissenschaftliche Herausforderungen

¹⁵ Butler, Die Macht der Geschlechternormen, 10.

¹⁶ Mecheril /Plößer, „Differenzordnungen“, 75.

und Kritik und Dekonstruktion als bildungstheoretisch fundierte Antworten. Der Begriff „vielfältige Lebensweisen“ markiert so gesehen ein entnaturalisierendes und entessentialisierendes Verständnis geschlechtlicher und sexueller Identitäten.¹⁷ Mit diesem Begriff ergänze ich beim Blick auf die gesellschaftliche Pluralisierung und Normierung von Lebensformen die strukturelle Dimension der *Lebensformen* – wer also wann wie mit wem zusammen lebt – durch die Frage nach der Subjektpositionierung der Menschen im Sinne geschlechtlicher und sexueller Existenzweisen, also wie wir uns selbst geschlechtlich und sexuell begreifen und hervorbringen. Mit dem Begriff „vielfältige Lebensweisen“ ist der Versuch verbunden, Uneindeutigkeiten begrifflich zu markieren – deswegen auch *Lebensweisen* und nicht die klaren abgrenzbaren *Lebensformen*. Betont wird das Fließende im Unterschied zum Festen und fertig Geformten, der Prozesscharakter der geschlechtlichen und sexuellen Identitäten. Das zu Grunde liegende Subjektverständnis überschreitet zugleich die problematische Alternative von freiem Willen und Determinismus, die den komplexen psycho-sozialen Prozessen der Identitätsbildung nicht gerecht zu werden vermag. So vermag der Begriff die Eigenaktivität der Subjekte zu betonen, die jedoch nie außerhalb dominanter Diskurse stehen, sondern konstitutiv mit diesen verbunden sind.

Für eine Pädagogik vielfältiger Lebensweisen schlage ich folgende Orientierungslinien vor, die nicht für sich alleine stehen, sondern ihren Sinn erst im Verbund entfalten:

4.1 Vielfalt von der Vielfalt aus denken

Hier betone ich die Vielfalt selbst als Ausgangspunkt pädagogischer Praxis. Dies überschreitet das additive Prinzip des zusätzlichen Thematisierens, das die Struktur von Norm und Abweichung, von Allgemeinem und Besonderem reproduziert: Wie wenn fünfmal die Vater-Mutter-Kind-Familie im Schulbuch benannt wird und dann irgendwo einmal eine alleinerziehende

¹⁷ Ich bevorzuge es, von vielfältigen geschlechtlichen und sexuellen Lebensweisen zu sprechen als dem seit einiger Zeit in der pädagogischen Debatte gebräuchlichem Topos der ‚geschlechtlichen und sexuellen Vielfalt‘ zu folgen. Dies sichert eine eindeutige Zuständigkeit und Verortung in der Allgemeinen Pädagogik mit einer daran anschließenden Wirkkraft in die Subdisziplin Sexualpädagogik und in die Fachdidaktiken. Dies begegnet zugleich unmissverständlich der in der öffentlichen Debatte mit diskreditierender Absicht erfolgten Sexualisierung und reduzierten Auslegung des Themenkomplexes als Sexualaufklärung.

Mutter oder eine Regenbogenfamilie auftaucht. Demgegenüber meint diese Orientierungslinie, dass LGBT*I*-Lebensformen inmitten weiterer Lebensformen zu einem selbstverständlichen Bestanteil von Bebildерungen, Beispielen bspw. in Textaufgaben, von Zielgruppen, Ansprechpartner_innen, Kolleg_innen werden. Dies ganz unabhängig davon, wie viele Kinder und Jugendliche einer Klasse sich wie geschlechtlich und sexuell begreifen oder in welchen Familienformen sie leben. Schule beteiligt sich dann daran, die real gelebte Vielfalt wahrzunehmen, sie sichtbar/hörbar zu machen und auch symbolisch wirksam werden zu lassen.

In der aktuellen Debatte scheint es sich jedoch einzubürgern, das Thematisieren sexueller Vielfalt mit dem Thematisieren von LGBT*I*-Lebensweisen gleichzusetzen. Ein solches Verständnis von Vielfalt läuft m.E. Gefahr, entgegen besserer Absicht die Dualität von Norm und Abweichung unhinterfragt zu reproduzieren. Die von mir empfohlene Orientierungslinie „Vielfalt von der Vielfalt aus denken“ setzt demgegenüber voraus, dass heterosexuelle und cisgeschlechtliche Lebensweisen als Teil einer umfassenderen Vielfalt erkannt und nicht länger – häufig gerade durch ihre Unbenannttheit – als selbstverständlich vorausgesetzt werden.

Vielfalt von der Vielfalt aus denken geht auch über eine einfache Lebensweltorientierung Sozialer Arbeit hinaus, die sich auf eigensinnige Erfahrungen ihrer Adressat_innen einlässt und in der Anerkennung einer Vielfalt von Wirklichkeitskonstruktionen meint, Abstand zu nehmen von normalisierenden, disziplinierenden oder gar pathologisierenden Tendenzen.¹⁸ Die Orientierungslinie folgt einer Perspektive der Ermöglichung und sieht ein pädagogisches Ziel vielmehr auch darin, allen Kindern, Jugendlichen und (jungen) Erwachsenen, unabhängig von deren gegenwärtiger Lebensweise, eine Vielzahl möglicher Lebensweisen als Reflexionsgrundlage für ihr eigenes Selbstverständnis anzubieten und optativ neue Welten zu eröffnen.

4.2 Normen und Machtverhältnisse kritisch dekonstruieren

In einer Gesellschaft, die durch das Hierarchisieren von Differenzen charakterisiert ist, kann die alleinige Benennung von Vielfalt nicht ausreichend sein, um bestehende Macht- und Herrschaftsverhältnisse bewusst zu machen und an deren Verschiebung bzw. Abbau zu arbeiten. Angesichts der vorherrschenden Verhärtungen, sozialen Ungleichheiten und

¹⁸ S.a. Thiersch, Lebensweltorientierte Soziale Arbeit.

gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsstrukturen geht es immer auch um eine Haltung der Kritik und des gesellschaftspolitischen Sensibilisierens. Die Qualität einer normenkritischen Perspektive liegt darin, Differenz nicht einfach zu postulieren, sondern die Machtverhältnisse zur Sprache zu bringen, die diese hervorbringen, hierarchisieren, einschränken oder behindern. Entsprechend geht es mit dieser Orientierungslinie darum, vorherrschende Identitätsannahmen und Normalitätsvorstellungen produktiv zu irritieren, die Dualitäten von Geschlecht, Sexualität und Lebensform zu verflüssigen und mit Kindern normenkritisch ins Gespräch zu kommen, z.B. über die gemeinsame Lektüre und Diskussion von kleinen Geschichten. Dabei gilt es Anknüpfungspunkt aufzugreifen und gemeinsam zu erörtern: „Wer bestimmt eigentlich, was richtig ist und was abgelehnt oder ausgelacht wird?“

Ein gutes Beispiel liefern die „Handreichungen für emanzipatorische Jungenarbeit“ des Projekts „Homosexualität in der Einwanderungsgesellschaft.“¹⁹ In der Methode „Wer hat das Problem? Was ist das Problem?“ berichten Eltern, Geschwistern und Kolleg_innen türkischer und kurdischer Lesben und Schwulen, wie es ihnen ging, als sie bspw. von der lesbischen Lebensweise ihrer Schwester erfuhren und wie sich ihr Welt- und Selbstbild in der Auseinandersetzung mit den Reaktionen auf diese Lebensweise verändert hat. Die Materialien sind für die Arbeit mit multikulturell zusammengesetzten Gruppen konzipiert und sollen den Jugendlichen eine Beschäftigung mit dem Thema Homophobie ermöglichen, ohne – wie dies allzu oft anzutreffen ist – mit der Unterstellung konfrontiert zu sein, selbst homophob zu sein. Olaf Stuve²⁰ macht auf die didaktische Qualität aufmerksam, die darin liegt, dass den Jugendlichen ermöglicht wird nachzuvollziehen, wie die erwachsenen „Personen erkennen, dass sie selbst das Problem gewesen sind – und den schwulen und lesbischen Töchtern, Söhnen, Kolleg_innen und Geschwistern das Leben mit ihrer Einstellung schwer gemacht haben.“

Auch das Projekt „*Making Art, Making Media, Making Change!*“²¹ setzt bei der Frage an, mit welchen Materialien Normalitäten und Machtstrukturen hinterfragt werden können, ohne dieselbe dabei zu reproduzieren. Sie greifen dabei auf *Zines*²² zurück: „In den Zines ist beispielsweise eine Frau mit

¹⁹ Gladt e.V. 2009.

²⁰ Stuve, Emanzipatorische Jugendarbeit, 10.

²¹ Zobel /Drücke, „*Making Art, Making Media.*“

²² „Zines sind nicht-kommerzielle, nicht-professionelle Magazine in geringer Zirkulation, die in freiwilliger, unbezahlter Arbeit produziert, veröffentlicht und verbreitet werden.“ (Idem., 68)

Kopftuch abgebildet, die als DJane arbeitet und über ihre feministischen Überzeugungen spricht. Wir sehen Frauen, die nicht den Modelmaßen entsprechen, mit ihrem Körper zufrieden sind und Fotoserien darüber machen.”²³ Die Teilnehmenden des Projektes sind aufgefordert, sich ein sie ansprechendes *Zine* auszusuchen und darüber ins Gespräch zu kommen, was sie daran mögen, welche Themen sie interessant finden und inwiefern hier andere Themen und Darstellungen verhandelt werden als in ihnen bekannten Massenmedien. Von den Pädaogig_innen werden sie gefragt: „Was betrifft euch im Alltag, und was würdet ihr gerne daran ändern?“, „Welche Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten gibt es?“ und „Gibt es eine ‚eigene‘ Geschichte, die ihr erzählen könnt?“²⁴ Danach produziert die Gruppe gemeinsam ein eigenes *Zine*.

4.3 Selbstverständlichkeiten irritieren: *Queering*

Gerne setzte ich im Kontext von queerer Bildung zu Fragen von Geschlecht und Sexualität ein Plakat ein, das 5 junge Menschen in lockerer Atmosphäre vor einem Fernseher sitzend zeigt und in der oberen Ecke den Schriftzug trägt „Zwei auf dem Bild sind anders.“ Gleich darunter ist ein weiterer Satz mit einem Papierstreifen abgedeckt. Ich bitte die Teilnehmenden bei sich selbst zu beobachten: Wohin geht Ihr Blick? Nach was suchen Sie? Welche Gedanken gehen Ihnen durch den Kopf? Meine Erfahrung mit diesem Plakat zeigt, dass es den Blick der Betrachter_innen auf die Suche bringt, welche zwei Personen mit gängigen Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit brechen. Der alltagstheoretischen Verknüpfung von sexueller Orientierung mit Geschlechtsidentität folgend, gelten diese dann als homosexuell. Der Aha-Effekt beim Entfernen des Papierstreifens ist groß: „Sie sind heterosexuell!“ Nun frage ich: Was verblüfft Sie? Woher kommt der – meistens vorhandene – Lacher? Worin liegt sein Potential? Meiner Erfahrung nach öffnen sich die Einzelnen beim Lachen, es entstehen Resonanzbeziehungen. Diese Offenheit ermöglicht eine Fragehaltung zu entwickeln: „Ist das wirklich so?“ Und es lässt sich weiter fragen: Wonach genau hatte Ihr Blick auf dem Plakat gesucht? Welche vorherrschenden Annahmen – die ich damit jedoch auch selbst aufgerufen habe – haben es Ihnen überhaupt möglich gemacht, Ihren Blick suchend über die Personen

²³ Ibid.

²⁴ Idem., 72.

schweifen zu lassen? Welche Aussagen zur Vielfalt geschlechtlicher und sexueller Lebensweisen sehen Sie neben den Blickregimen, die in der Regel Mehrheits- und selten Minderheitenperspektiven folgen, noch aufgeworfen? Und wie schätzen Sie abschließend den Umgang mit Vielfalt, Anderssein, Gestaltung der Plakatinitiative ein?

Zentraler Bestandteil dekonstruktiver Perspektiven ist die Irritation vorherrschender Sehgewohnheiten und Gewissheiten, die in der Regel der Mehrheitsperspektive folgen. Und es ist die Frage nach dem Ausgeschlossenen. Alle auf dem Bild könnten homo- oder heterosexuell leben oder sich als quer zu diesen Kategorien lebend begreifen. Der dekonstruktive Impetus zielt auf eine öffnende Auseinandersetzung, die sich einem Entweder-Oder, einem Positivieren und Verdinglichen von Existenz- und Lebensweisen widersetzt und den Raum zwischen Dualitäten erhellt. Das damit verbundene *Queering* intendiert zusätzlich eine empowernde Wirkung.

Nicht vergessen werden sollte jedoch, dass sich eine dekonstruktive Praxis in dem paradoxen Raum bewegt, zunächst aufzurufen, was sie verschieben will. Ein verqu(e)er Zugang kann nicht jenseits kulturell überliefelter geschlechtlicher und sexueller Kategorien und Identitäten agieren, bestätigt diese jedoch nicht zwangsläufig. Gleichwohl bleibt dies, wie Jacques Derrida für die Dekonstruktion betont, als Gefahr bestehen. Begleitet werden sollte eine dekonstruktive Pädagogik daher von einer „unaufhörlichen Analyse: denn die Hierarchie des dualen Gegensatzes stellt sich immer wieder her.“²⁵

4.4 Für Differenzen in der Differenz sensibilisieren

Ein explizit differenz- statt identitätslogisches Verständnis von Differenz ermöglicht es, das Identitätsprinzip mit seiner essentialistisch-naturalistischen Grundierung von Differenz als Grundlage einer machtvollen und letztlich stets hierarchisierend verbleibender Normalisierung hinter sich zu lassen. Demgegenüber geht es bei dieser Orientierungslinie darum, für das Verschwimmen vorherrschender Geschlechter- und Sexualitätsgrenzen zu sensibilisieren. Um Geschlecht nicht länger auf Weiblichkeit und Männlichkeit zu reduzieren, regt Judith Butler „ein neues, legitimierendes Lexikon für die Geschlechterkomplexität“ an.²⁶ Ein erster Schritt hierzu mag darin liegen, die Rede von Geschlechterdifferenzen zu erweitern. Sie

²⁵ Derrida, Positionen, 88.

²⁶ Butler, „Ein Interview mit Judith Butler“, 6.

markiert dann *auch* die Differenz zwischen normativen und non-konformen Geschlechterpositionen, wobei auch diese Dualität in Frage steht. Das GenderKompetenzZentrum (2010) der Humboldt Universität zu Berlin schlägt den Begriff der *Queerversity* vor, um das „Einführen der Differenz des Differenten in die Diversität“ begrifflich zu markieren: „Queerversity fasst Differenzen als dynamische Prozesse der Differenzierung oder als fort dauerndes Werden und schafft damit Raum nicht nur für Vielfalt, sondern für interne Vielfältigkeit (Multiplizität), Uneindeutigkeit (Ambiguität) und undefinierte Andersheit. Letzteres bedeutet, dass sich innerhalb (anerkannter ebenso wie diffamierter) Formen von Identität und Differenz immer auch weitere Dimensionen von Andersheit entfalten.“²⁷ Antke Engel verbindet die Haltung der *Queerversity* mit einer Praxisstrategie der „VerUneindeutigung“, die dadurch gekennzeichnet ist, „dass die Veränderbarkeit je konkreter, geohistorisch spezifischer Geschlechter- und Sexualitätsregime aufgezeigt wird, ohne dies mit Behauptungen darüber zu schmücken, wie eine ‚queere‘ oder ‚normale‘ Sexualität oder Geschlechtlichkeit auszusehen hätte.“²⁸

Als methodisches Beispiel sei die Bildergalerie genannt: Eine selbst angelegte Bilder- bzw. Postkartensammlung, die Portraits von Menschen in einer großen Bandbreite geschlechtlicher Inszenierungen zeigt, wird zum Betrachten ausgebreitet. Die Teilnehmenden werden aufgefordert: Sortieren Sie die Bilder nach dem Geschlecht der Personen. Warum bringen manche Bilder die vorherrschenden Vorstellungen von Geschlecht durcheinander? Bei dieser Leitlinie geht es darum, speziell auch die Lebensweisen und Inszenierungen aufzugreifen, die nicht in dominanten Positionen aufgehen, mehr Aufmerksamkeit auf grenzüberschreitende Interaktionen und Entwürfe zu legen und dynamisierte Erfahrungsräume für alle zuzulassen und anzubieten.

4.5 Verschiedene Selbst- und Identitätsverständnisse thematisieren

Mein Plädoyer, Vielfalt von der Vielfalt aus zu denken, bezieht sich nicht nur auf die konkreten Lebensweisen, die in der Pädagogik thematisiert werden, sondern auch auf das zugrundeliegende Selbstverständnis, also auf die Art und Weise, wie wir unsere geschlechtliche und sexuelle Lebensweise selbst verstehen. Einem essentialistischen Selbstverständnis liegt die Annahme

²⁷ Engel, Queerversity, 11.

²⁸ Idem., 10.

zugrunde, in uns läge ein gegebener geschlechtlicher und sexueller Kern, den wir suchen und finden können wie einen Gegenstand, den man verloren hat. Ein konstruktivistisches Identitätsverständnis geht demgegenüber davon aus, dass auch wenn sehr viele von uns ihre geschlechtliche und sexuelle Identität nicht einfach willentlich bestimmen können, diese doch ein komplexes Ergebnis von sozialen Konstruktionsprozessen ist und gesellschaftlich, geopolitisch und historisch bedingt.

Letztlich gebieten es schon allein der Respekt vor den verschiedenen Selbstverständnissen derjenigen, die LGBT*I*Q leben, die verschiedenen und sich z.T. widerstreitenden Selbstverständnisse nicht nur ernst zu nehmen, sondern auch zu vermitteln. Aber auch aus pädagogischer Perspektive wird es für die Adressat_innen einen Unterschied machen, ob sie die Möglichkeit erhalten – z.B. mittels autobiografischer Lebenserzählungen, literarischer Aufbereitungen oder Erkenntnisse wissenschaftlicher Studien – verschiedene essentialistische und konstruktivistische (Selbst-) Verständnisse geschlechtlicher und sexueller Identität kennen zu lernen und ob sie auf diese unterschiedlichen (Selbst-)Verständnisse eingeladen werden zu reflektieren oder nicht. Meine These: Immer wenn dies nicht geschieht wird das vorherrschende hegemoniale Verständnis unhinterfragt bestätigt. Zielt Pädagogik auf Urteilsfähigkeit und Selbstbestimmung der Jugendlichen und jungen Erwachsenen dann hat sie auch über diese Vielfalt an Selbstverständnissen und Identitätstheorien aufzuklären. Damit kann der Dominanz vereinfachender biologischer Erklärungsansätze begegnet werden. Für Ausbildung und Schule können hierfür altersgerecht aufgearbeitete Selbstkonzepte, Theorien und Argumentationsfiguren zu geschlechtlicher und sexueller Vielfalt an Lebensweisen eingebracht und zur Diskussion gestellt werden. Bildungstheoretisch betrachtet können Jugendliche und Erwachsene nur dann eine eigene Position zu den unterschiedlichen (Selbst) Konzepten und Theorien entwickeln, wenn diese bekannt und Theorien entlang reflektierter Kriterien explizit erörtert werden.

4.6 Konstruktionsmechanismen zum Gegenstand der Auseinandersetzung machen

Der Berliner Fotograf Alexander von Reiswitz²⁹ führt in 40 Ländern ein Projekt mit dem Titel *Family Constellation* durch. Das Interessante an seinem

²⁹ <http://www.familyconstellationproject.com/index.html>. (04.12.2012)

Projekt ist, dass die Familien, die er abbildet, gar keine Familien sind. Es sind Passanten, die sich zuvor nicht kannten, die sich vermutlich nie wieder sehen werden und die dennoch überzeugend Familien präsentieren. Gerne setze ich ausgewählte Fotografien in meinen Vorträgen ein und frage nach Bekanntgabe des Projekttitels: „Was sehen Sie?“ Die Antworten machen deutlich, wie die meisten, ohne viel nachzudenken, nach verwandtschaftlichen Ähnlichkeiten in den Gesichtern und der Haltung, in Mimik und Gestik der Abgebildeten suchen.³⁰ Wir sehen die Menschen der Fotos und stellen sie, nachdem wir den Projekttitel gehört haben, entsprechend unserer Vorstellungen zu einer Familie zusammen – vielleicht sogar so, wie sie selber sich gesehen haben oder wie der Fotograf es in seinen kurzen Regieanweisungen intendierte und nicht völlig unbeeinflusst lassen konnte. Das Exposé zum Projekt hebt den möglichen Erkenntnisgewinn pointiert hervor: „Die Wirklichkeit, die v.R. improvisiert, ist eine Lüge. Doch der Betrachter der Fotos stellt eine Wahrheit (wieder) her, die sich hinter dieser Lüge verbirgt. Eine Wahrheit, die in dem Augenblick entsteht, in dem er erfährt, dass er gar keine echten Familien sieht.“

Mit den Fotos ist ein Irritationspotential verbunden. Wir selbst als Betrachter_innen der Fotos konstruieren vor dem Hintergrund unseres Wissens über Familie diese mit, bringen sie in bestimmter Weise selbst mit hervor. Diese Konstruktionen werden von bestehenden Kontexten bedingt. Einem diskurstheoretischen Verständnis folgend sind Prozesse wie *doing family* oder *doing gender* nicht einfach selbstbestimmt aus den Individuen heraus erfolgende Prozesse, die für eine Art Ursprünglichkeit oder gar Freiheit stehen könnten. Vielmehr sind sie eingebettet in mächtvolle Konstruktionsprozesse mittels Rückgriff auf vorfindbare Diskurse. Als soziale Konstrukte verstanden sind familiale Lebensformen durch politische und ökonomische Interessen, durch Fachdiskurse, durch das Handeln der Subjekte, durch lebensgeschichtliche Erfahrungen, emotional-affektive Impulse und kulturelle Symbolisierungen – in den Worten Foucaults durch „Gesagtes ebensowohl wie Ungesagtes“³¹ – bedingt. In unsere alltäglichen Konstruktionen – nicht nur beim Blick auf Fotografien und „die anderen“, sondern auch in unserem eigenen alltäglichen Leben von Familie – gehen normative Zuschreibungen und Diskurse mit ein. Diese haben daran teil, hierarchisierende und diskriminierende Verhältnisse hervorzubringen.

³⁰ Langer, New York, Tokio, Heusenstamm.

³¹ Foucault, Dispositive zur Macht, 120.

Butler wie Foucault gehen davon aus, dass im Auseinanderfalten von Konstruktionsmechanismen das Potential liegt, deren Wirkkraft zu stören. Dieser Überlegung folgend, rege ich an, altersgerecht Herstellungsprozesse von Geschlecht, Sexualität und Lebensformen zu erörtern. Wird die Aufmerksamkeit der pädagogischen Adressat_innen auf den konstruierten Charakter von Identitäten gerichtet, so ist damit intendiert, den Eindruck von Natürlichkeit und Normalität zu hinterfragen. Dies mag einen Weg ebnen, der weg führt von einem Affirmieren angebotener Identitäten und einen ersten Schritt darstellen, um deren Grenzen zu verflüssigen. Noch gibt es hierfür kaum Materialien. Gefragt ist eine entsprechende Haltung der Pädagog_in, die es ihr ermöglicht kreativ mit den Vorlagen, die ihr zur Verfügung stehen umzugehen.

4.7 Geschichten anbieten, die lebbar sind

Caroline Emcke (2012) geht davon aus, dass Menschen nach Geschichten suchen, die sie leben können, und bietet mit ihrem autobiografisch angelegten Buch *Wie wir begehren* eine solche an. Darin geht sie der Frage nach der Entwicklung des Begehrens nach, blickt auf die hochkomplexe Auseinandersetzung mit Erwartungen des sozialen Umfelds, mit vermeintlichen Selbstverständlichkeiten, uneindeutigen Bedürfnissen und widersprüchlichen Gefühlen und deren mehr oder weniger bewusste Verarbeitung. Dabei stellt sie fixierende Begrifflichkeiten in Frage, die nahegelegten und zumeist linearen Entwicklungserzählungen und führt ein Begehren vor, das sich durch Vorläufigkeit und Veränderlichkeit auszeichnet. Ihre wiederkehrende Frage „Ist das wirklich so?“ erweist sich als ein Mittel der Dekonstruktion und wirft bspw. die Frage auf, warum der Fluchtpunkt der meisten Lebenserzählungen so oft eine Identität anstelle von Lust, Begehr oder Sinn ist. Ich empfehle das Buch als eine Möglichkeit dafür, in der Arbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen jeglichen Geschlechts und jeglichen sexuellen Selbstverständnisses Identitäten nicht einfach vorauszusetzen, sondern gemeinsam rekonstruierend vermeintliche Selbstverständlichkeiten zum Thema zu machen und dabei neue Horizonte zu eröffnen.

5 Vielfältige geschlechtliche und sexuelle Lebensweisen bildend ermöglichen

Die vorgestellten Orientierungslien einer Pädagogik vielfältiger Lebensweisen versuchen, vielfältige geschlechtliche und sexuelle Lebensweisen als gesellschaftlich-kulturelle Realität und Horizont der eigenen Lebensgestaltung selbstverständlich werden zu lassen, ohne in eine unrealistisch-idealstische Haltung zu verfallen – „alles so schön bunt hier“ – und ohne die notwendige machtkritische Auseinandersetzung mit gesellschaftlicher Normalisierung sowie (struktureller) Diskriminierung und Ungleichheit zu vernachlässigen. Zugleich ist ein solcher didaktischer Zugang weniger an Diskriminierungsrealitäten ansetzend als vielmehr darauf gerichtet, die soziale Realität und pädagogische Praxis von Perspektiven ausgehend zu befragen, die sich als postheteronormative bezeichnen lassen. Didaktisches Ziel ist es, vielfältige Lebensweisen so zu thematisieren, dass auf der Ebene der Rezipient_innen – wie auch immer sie sich selbst begreifen und wie auch immer sie leben – eine öffnend-emanzipative Einladung verbunden ist und auf einer sozialen bzw. gesellschaftlichen Ebene transformative Impulse insofern angestoßen werden, als dass im sozialen und gesellschaftlichen Miteinander Neues entstehen kann.

Enthält der gewählte pädagogische Zugang bereits selbst ein kritisch-dekonstruktives Moment und orientiert sich nicht vorwiegend an einer heteronormativen Mehrheit, dann ist mit ihm das Potential verbunden, Heteronormativität macht- und identitätskritisch zum Gegenstand der Auseinandersetzung werden zu lassen – statt sie in neuem Gewande fortzuführen. Läuft es gut, wird Heteronormativität nicht reproduziert,³² sondern das darüber hinausweisend Neue, das Postheteronormative gestärkt. Die alte Ordnung wird durchbrochen und quasi rückblickend als solche erkannt und u.a. diskriminierungskritisch bearbeitet. Notwendiger Weise wird sie damit zwar auch aufgerufen, jedoch nicht als konstitutiv für das Thema bzw. die Themenbearbeitung eingesetzt. Dies verringert das Risiko, die alte Ordnung entgegen besserer Absicht zu verstärken. Demgegenüber werden Ermöglichungsbedingungen fokussiert, neue Selbstverständlichkeiten gesetzt und eine postheteronormative Perspektive eingezogen.

Im klassischen Verständnis von Bildung ist ein Moment von Befreiung

³² Wie es bspw. der Fall ist, wenn vorherrschende Stereotype an der Tafel gesammelt werden, um danach in Frage gestellt zu werden, zugleich aber bereits wirkmächtig reproduziert wurden.

und Kritik aufgenommen und in kritischer Bildungstheorie gegenüber der Übernahme vorgegebener Werte und Normen sowie dem reinen Erwerb von Qualifikationen oder Kompetenzen hervorgehoben. Bildung transportiert damit das Potential, die Menge an Diskursen, Normen, Ideale zu denen sich das Subjekt selbst in Bezug setzt, zu erweitern und gängige Beschränkungen zu verschieben. Mit Paul Mecheril gesprochen kann Bildung verstanden werden, als „Einladung ..., sich anders und immer wieder anders nicht nur auf die Welt, sondern auch auf sich selbst zu beziehen.“³³ Eine solch bildend-ermöglichte Perspektive sollte Pädagogik – nicht nur eine explizit queere – nicht Preis geben.

Jutta Hartmann, Alice-Salomon-Hochschule Berlin

Bibliografie

- Antidiskriminierungsstelle des Bundes: *Diskriminierung im Alltag. Wahrnehmung von Diskriminierung und Antidiskriminierungspolitik in unserer Gesellschaft. Eine sozialwissenschaftliche Untersuchung von Sinus Sociovision für die Antidiskriminierungsstelle des Bundes.* Heidelberg 2008.
- Butler, Judith: *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen.* Frankfurt/M. 2009.
- Butler, Judith: Ein Interview mit Judith Butler. In: Bublitz, Hannelore (Ed.): *Judith Butler zur Einführung.* Hamburg 2002, 123-133.
- Butler, Judith: Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der ‘Postmoderne’. In: Benhabib, Seyla /Butler, Judith /Cornell, Drucilla /Fraser, Nancy: *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart.* Frankfurt/M. 1993, 31-58.
- Butler, Judith: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts.* Berlin 1995.
- Der Spiegel.* 3/2014.
- Derrida, Jacques: *Positionen. Gespräche mit Henri Ronse, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine, Guy Scarpetta.* Vol. 8. Wien 1986.
- Emcke, Caroline: *Wie wir begehren.* Frankfurt/M. 2012.
- Engel, Antke: *Queerversity und die Strategie der VerUneindeutigung Sexuelle Vielfalt als Prinzip für die Arbeit in Institutionen.* Vortrag

³³ Mecheril, Differenzordnungen, 7.

- auf der pro familia Fachtagung „Sexuelle Kulturen – Sexuelle Bildung in Institutionen“. München 4. Mai 2013. http://www.profamilia.de/fileadmin/dateien/fachpersonal/Engel_profa-Text_2013.pdf (20.05.2015)
- Foucault, Michel: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1.* Frankfurt/M. 1997.
- Foucault, Michel: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit.* Berlin 1978.
- Foucault, Michel: Von der Freundschaft als Lebensweise. Gespräch mit René Ceccatty, Jean Danet und Jean le Bitoux. In: Idem.: *Von der Freundschaft als Lebensweise. Michel Foucault im Gespräch.* Berlin 1981, 85-93.
- Friedrich-Ebert-Stiftung: „.... und das ist auch gut so!“ *Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt in der Schule. Dokumentation zur Fachtagung am 22. Oktober 2013.* Forum Politik und Gesellschaft der Friedrich-Ebert-Stiftung Berlin. <http://library.fes.de/pdf-files/dialog/10555.pdf> (09.06.2017)
- GenderKompetenzZentrum: *Genderkompetenz und Queerversity. 2010.* <http://www.genderkompetenz.info/genderkompetenz-2003-2010/genderkompetenz-und-queerversity> (06.06.2015)
- Gladt e.V.: *Homosexualität in der Einwanderungsgesellschaft – Handreichungen für emanzipatorische Jungenarbeit.* 2009. <http://www.hej-berlin.de/> (10.01.2016)
- Hartmann, Jutta: Bildung als kritisch-dekonstruktives Projekt – pädagogische Ansprüche und queere Einsprüche. In: Hünersdorf, Bettina/Hartmann, Jutta (Eds.): *Was ist und wozu betreiben wir Kritik in der Sozialen Arbeit?* Wiesbaden 2013, 255-280.
- Hartmann, Jutta: Geschlechtliche und sexuelle Vielfalt im Kontext von Schule und Hochschule. Normativität und Ambivalenz als zentrale Herausforderungen einer Pädagogik vielfältiger Lebensweisen. In: Huch, Sarah./Lücke, Martin. (Eds.): *Sexuelle Vielfalt im Handlungsfeld Schule: Konzepte aus Erziehungswissenschaft und Fachdidaktik.* Bielefeld 2015, 27-48.
- Hartmann, Jutta: Heteronormative Bildungsherausforderungen – queere Impulse nicht nur für Lehrer*innen. In: Balzter, Nadine /Klenk, Florian Cristobal /Zitzelsberger, Olga (Eds.) *Queering MINT. Impulse für eine dekonstruktive Lehrer_innenbildung.* Leverkusen 2017, 31-45.
- Hartmann, Jutta: Perspektiven queerer Bildung. Herausforderungen der Queer Theory für eine kritische Pädagogik. In: *Quer. Denken lesen*

- schreiben. Hochschulmagazin des Frauenbüro der Alice Salomon Hochschule (Eds.). Berlin 2014, 6-11.
- Hartmann, Jutta: *Vielfältige Lebensweisen. Dynamisierungen in der Triade Geschlecht-Sexualität-Lebensform. Kritisch-dekonstruktive Perspektiven für die Pädagogik*. Opladen 2002.
- Hartmann, Jutta.: doing heteronormativity? Funktionsweisen von Heteronormativität im Feld der Pädagogik. In: Fereidooni, Karim / Zeoli, Antonietta P. (Eds.): *Diversity Management: Beiträge zur diversitätsbewussten Ausrichtung des Bildungssystems, des Kulturwesens, der Wirtschaft und der Verwaltung*. Wiesbaden 2016, 105-134.
- Kant, Immanuel: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? In: Berlinische Monatsschrift.; S. 481-494. In: Bahr, Ehrhard (Ed.): *Was ist Aufklärung? Thesen und Definitionen*. Stuttgart 1986, 9-17.
- Klocke, Ulrich.: Akzeptanz sexueller Vielfalt an Berliner Schulen. Eine Befragung zu Verhalten, Einstellungen und Wissen zu LSBT und deren Einflussvariablen. 2012. http://bildungsserver.berlinbrandenburg.de/fileadmin/bbb/themen/sexuelle_vielzahl/Klocke_2012_Akzeptanz_sexueller_Vielfalt_an_Berliner_Schulen_ohne_Anhang.pdf (04.02.2013)
- Langer, Freddy: New York, Tokio, Heusenstamm. Der Fotograf Alexander von Reiswitz macht überall Passanten zu Verwandten. In: *F.A.Z. Reiseblatt*.20.12.2007, 296, 8.
- LesMigras: „...nicht so greifbar und doch real.“ Studie zu Gewalt- und Mehrfachdiskriminierungserfahrungen von lesbischen/bisexuellen Frauen und Trans*. 2012. http://www.lesmigras.de/tl_files/lesmigras/kampagne/Studie_Zusammenfassung_LesMigras.pdf (04.02.2013)
- Luhmann, Susanne: Verqueere Pädagogik? Queer theory und die Grenzen anti-homophober Bildungsarbeit. In: Hartmann, Jutta /Holzkamp Christine /Lähnemann, Lela /Meißner, Klaus /Mücke, Detlef (Eds.): *Lebensformen und Sexualität. Herrschaftskritische Analysen und pädagogische Perspektiven*. Bielefeld 1998, 42-52.
- Mecheril, Paul /Plößer, Melanie: Differenzordnungen, Pädagogik und der Diversity-Ansatz. In: Spannring, Reingard et al. (Eds.): *bildung – macht – unterschiede. 3. Innsbrucker Bildungstage*. Innsbruck 2011, 59-79.
- Petition gegen den Bildungsplan 2014.* <https://www.openpetition.de/petition/online/zukunft-verantwortung-lernen-kein-bildungsplan-2015-unter-der-ideologie-des-regenbogens> (09.06.2017)
- Reiswitz von, Alexander (work in progress): *Family Constellation Project*. <http://www.familyconstellationproject.com> (01.12.2011)

- Schmidt, Gunter: *Das Verschwinden der Sexualmoral*. Hamburg 1996.
- Schwarz, Susanne: „Homosexualität und gleichgeschlechtliche Partnerschaft. Was nützt diese Liebe im Religionsunterricht?” In: Breckenfelder, Michaela (Ed.): *Homosexualität und Schule. Handlungsfelder – Zugänge – Perspektiven*. Opladen 2015, 113-156.
- Sozialmagazin. Die Zeitschrift für Soziale Arbeit: Queerfeldein durch die Soziale Arbeit.* 3-4/ 2014.
- Stuve, Olaf (2009): *Emanzipatorische Jungenarbeit im Spiegel unterschiedlicher Dominanzverhältnisse. Dokumentation der Veranstaltung „Homophobie & Antisemitismus in der pädagogischen Arbeit”*. Berlin 2009, 5-12. <http://www.gladt.de/archiv/paedagogik/2009-12-15%20Dokumentation%20Emanzipatorische%20Jungenarbeit.pdf> (06.03.2012)
- Tagesspiegel* 13.5.2014.
- Theweleit, Klaus: *Fussballstadion als letzte Bastion atavistischen Männlichkeits-Wahns*. Klaus Theweleit im Gespräch mit Joachim Scholl. Deutschlandfunk am 10.01.2014 http://www.deutschlandradiokultur.de/maennerbund-auf-dem-fussballfeld-pseudomilitaerische.954.de.html?dram:article_id=274196 (20.01.2014).
- Thiersch, Hans: *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel*. Weinheim, München 2005.
- Timmermanns, Stefan /Tuider, Elisabeth: *Sexualpädagogik der Vielfalt. Praxismethoden zu Identitäten, Beziehungen, Körper und Prävention für Schule und Jugendarbeit*. Weinheim 2008.
- Zobel, Elke /Drücke, Ricarda: Making Art, Making Media, Making Change!?” Prozesse des Queerings und des Empowerments in der Arbeit mit Jugendlichen. In: *Gender.Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*. 8(2)/2016, 65-81.

Kirstin Kastell

Vielfalt und Chancengerechtigkeit an Hochschulen

Wie gelingt ein wirksames Diversity Management?

Abstract

Institutions of higher education need to fulfil the legal mandate to provide equal opportunities and equity: The diversity of their students and employees should be considered, all university members should have equal access to full participation in research and teaching, and existing disadvantages are to be eliminated through Diversity Management. However, discrepancy prevails between these requirements and the universities' efforts on the one hand and perpetuated structural inequalities on the other. The paper examines the diversity-relevant paragraphs of two recently amended university laws (North Rhine-Westphalia and Schleswig-Holstein) as well as the argumentative resistance generated against the introduction of diversity commissioners. On the premise that institutions of higher education are structured by power formations, three approaches of effective Diversity Management are presented with particular regard to their being capable of altering anchored power relations. In a last step, the paper elaborates a participation-oriented Diversity Management.

Keywords

Antidiscrimination, Equity, Equal Opportunities, Diversity, Diversity Management, Mainstreaming, Participation

1 Chancengerechte Hochschulen:

Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit

Einem vorurteilsfreien und unvoreingenommenen Verhalten wird im System Wissenschaft eine große Wertigkeit beigemessen. Der objektive und nicht-parteneinhmende Blick gilt als ein zentraler Qualitätsparameter. Dementsprechend ist der Anspruch, nicht zu diskriminieren, an Hochschulen weitverbreitet. Auf der Individualebene wird er als Teil des Selbstbildes gerade von Wissenschaftler*innen und Lehrenden, aber auch

von vielen Mitarbeiter*innen aus dem Service- und Verwaltungsbereich internalisiert:

Seeing the other from a neutral point of view [...] is the ideal of objectivity and impartiality, commonly found in science. Such neutrality/objectivity, however, requires the interpreting self to temporarily step out of her own cultural, linguistic, ideological, and so forth biases, out of her (pre-)conceptions and perspective(s). The neutral point of view is a point outside all perspectives, outside all cultures, languages, systems of belief [...].¹

Auf der Institutionsebene wiederum werden zahlreiche Anstrengungen unternommen, Chancengerechtigkeit zu fördern und zu institutionalisieren. Diversity und Chancengerechtigkeit finden sich als selbstgewählter Anspruch in den Leitbildern und sind integraler Bestandteil der Profilbildung. Die entsprechenden Bestrebungen der Hochschulen haben in den vergangenen Jahrzehnten zugenommen, teils aufgrund klarer gesetzlicher Anforderungen, politischer Vorgaben und monetärer Anreize aus den Bildungsministerien² sowie von weiteren Akteur*innen, wie Akkreditierungsagenturen oder Drittmittelgeber*innen, und teils um im Wettbewerb um gute Studierende und qualifiziertes Personal zu bestehen. Viele engagierte Personen folgen aber auch einer intrinsischen Motivation, Chancen tatsächlich gerechter zu verteilen.

Dennoch ist die Diskriminierung von verschiedenen Personen(gruppen) aufgrund des Geschlechts, der sexuellen Orientierung und Identität, des Alters, der sozialen und der ethnischen Herkunft, der Religion/Weltanschauung und aufgrund von Behinderung auch an Hochschulen real vorhanden und in vielen Bereichen des Studienalltags, der Forschung und der Lehre zu finden. Sie kann in Form von Belästigung, Beleidigung, Bloßstellung und Herabwürdigungen einer Person bzw. der von ihr erbrachten Leistung auftreten, aber auch in Form von benachteiligenden, strukturell verankerten Regelungen und Abläufen. Diskriminierung äußerst sich auch in der geringeren Berücksichtigung von Personen(gruppen) bzw. ihrer Belange bei der Ressourcenverteilung³ oder durch Ausgrenzung und Übersehen

¹ Brons, „Othering“, 78.

² Über Steuerungsinstrumente, wie Zielvereinbarungen und Leistungsorientierte Mittelvergabe, halten auch die Bildungsministerien die Hochschulen an, Diversity und Chancengerechtigkeit zu fördern. Zur Frage, inwieweit Inklusion über Instrumente der Hochschulsteuerung gefördert werden kann. Cf. In der Smitten /Valero Sanchez, „Förderung von Inklusion.“

³ Cf. Sacksofsky, „Antidiskriminierungsrecht“, 100.

bei der Stellenbesetzung oder ähnlichem. Zwar ist die Benachteiligung einer Person, im Sinne einer weniger günstigen Behandlung, aufgrund der genannten Eigenschaften bzw. Merkmale unzulässig.⁴ Gleichwohl ist das Diskriminierungsrisiko entlang dieser Kategorien am größten.⁵

Obwohl Hochschulen inzwischen offensiv gegen derartige Ungleichbehandlungen vorgehen, sind sie nach wie vor „durch [...] monokulturelle, exkludierende Strukturen [...] bestimmt.“⁶ Die sie durchdringenden Herrschaftsbeziehungen und die damit verbundenen Machtprozesse und Ungleichheitsrelationen werden jedoch vor dem Hintergrund des Objektivitätsparadigmas verkannt und nicht hinterfragt. Vielmehr wird der Fokus auf die vermeintlich sachorientierte wissenschaftliche Arbeit gelegt.⁷ Die Ausgrenzung einzelner Personen(gruppen) verläuft häufig als „unbewusste, tief verinnerlichte, gewissermaßen automatische Reaktion auf bestimmte Gruppenzugehörigkeiten.“⁸ Dementsprechend wird sowohl die Anzahl der von Benachteiligungen betroffenen Personen⁹ als auch die Verbreitung von Diskriminierung insgesamt unterschätzt, selbst von den unmittelbar Betroffenen.¹⁰ Der erreichte Grad an Chancengerechtigkeit erscheint oft höher, als er tatsächlich ist.

Es ist also eine Diskrepanz zwischen den rechtlichen und politischen Vorgaben an die Hochschulen, den vorhandenen Bemühungen um Chancengerechtigkeit und Antidiskriminierung sowie dem beschriebenen Objektivitätsanspruch der Wissenschaft als Wissensproduktion bzw. als (Herrschafts-)System einerseits und den weiterhin vorhandenen Ungleichheiten in den Qualifizierungs- und Karrierechancen im tertiären Bildungsbereich andererseits zu konstatieren. Dieses Auseinanderdriften von Anspruch und Wirklichkeit wirft die Fragen auf, warum die derzeit verfolgten Ansätze anscheinend nicht ausreichend sind und inwieweit sich hegemoniale Ordnungen in die Instrumente zur Steigerung der Chancengerechtigkeit einschreiben. Um dies zu beantworten, werden die diversity-relevanten rechtlichen Vorgaben der zwei kürzlich novellierten Landeshochschulgesetze

⁴ S. a. AGG § 1.

⁵ Cf. Klein /Rebitzer, „Diskriminierungserfahrungen“, 13.

⁶ Lahn, „Die widersprüchlich-markierten Körper der Forschenden“, 73.

⁷ Cf. Dobusch et al., „Behinderung und Hochschule“, 72. Zum Objektivitätsgebot als Herrschaftsgestus s. a. Lahn, „Die widersprüchlich-markierten Körper der Forschenden“, 73pp.

⁸ Sacksofsky, „Antidiskriminierungsrecht“, 100.

⁹ Cf. Kerst, „Studienerfahrungen beeinträchtigter Studierender“, 137.

¹⁰ Cf. Klein /Rebitzer, „Diskriminierungserfahrungen“, 126.

Nordrhein-Westfalen und Schleswig-Holstein untersucht: Sind sie geeignet, ein von Offenheit und Teilhabemöglichkeiten geprägtes Klima zu schaffen oder (re-)produzieren sie althergebrachte Gefüge? Welche argumentativen Widerstände gegen die Einführung von Beauftragten für Diversität generiert wurden, zeigt die Analyse der Stellungnahmen des Hochschullehrerbunds und des Präsidiums der Fachhochschule (FH) Lübeck zu den Gesetzesentwürfen. Anschließend werden drei Diversity-Management-Ansätze vorgestellt. Die Untersuchung folgt der Annahme, dass Hochschulen Herrschaftsgebilde darstellen und im Kontext von Machtbeziehungen und sozialen Ungleichheiten zu betrachten sind. Daher werden die Strategien des Diversity Managements dahingehend befragt, wie geeignet sie sind, bestehende Machtverhältnisse zu beeinflussen. Der Beitrag schließt mit Überlegungen dazu ab, was für ein teilhabeorientiertes und Diskriminierungen entgegenwirkendes Diversity Management an Hochschulen zu berücksichtigen ist.

2 Gesetzlicher Auftrag an die Hochschulen zur Umsetzung von Chancengerechtigkeit

Im Recht werden Wertorientierungen normiert und es wird festgeschrieben, was als sozial gewünscht, politisch machbar und juristisch legitim gilt. Kodifiziertes Recht stellt den gesellschaftlichen, diskursiv ausgehandelten Konsens über die als nötig erachtete Rechtslage dar. Als Ergebnis von Wertaushandlungs- und Wertfeststellungsprozessen ist Recht stets veränderbar. So wurden, abhängig vom historischen Kontext, der Schutzbereich und -umfang von Antidiskriminierungsregelungen nach und nach auf die heute geschützten Gruppen ausgedehnt.¹¹ Mittlerweile ist Chancengerechtigkeit in zahlreichen internationalen, nationalen und bundeslandspezifischen Gesetzentexten verankert, die hochschulintern in Grund-, Studien- und Prüfungsordnungen etc. konkretisiert werden.

Zu den übergeordneten, für die Vielfaltsdimensionen relevanten Regelwerken zählen unter anderem die Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen,¹² das AGG, das Hochschulrahmengesetz (HRG) und die

¹¹ Cf. Sacksofsky, „Antidiskriminierungsrecht“, 98. Vom Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz § 1 werden in Deutschland seit 2006 folgende Merkmale gegen Benachteiligung geschützt: die ethnische Herkunft, das Geschlecht, die Religion/Weltanschauung, Behinderung, das Alter oder die sexuelle Identität. Umgangssprachlich wird das Gesetz auch Antidiskriminierungsgesetz genannt.

¹² UN-BRK; zu deren Stellenwert s. a. Welti, „Die UN-BRK – Welche Bedeutung hat sie für die Hochschulen?“

einzelnen Landeshochschulgesetze (LHG). Das HRG benennt die konkreten Aufgaben der Hochschulen. Dazu zählen, hinsichtlich der hier betrachteten Ungleichheitskategorien, die Gleichstellung der Geschlechter (HRG § 6), die Berücksichtigung der Bedürfnisse ausländischer Studierender (HRG § 2 V) und die „Sorge, dass behinderte Studierende in ihrem Studium nicht benachteiligt werden und die Angebote der Hochschule möglichst ohne fremde Hilfe in Anspruch nehmen können“ (HRG § 2 II).

Expliziten Bezug auf das Thema Diversity nehmen die vor kurzem novellierten Landeshochschulgesetze in Nordrhein-Westfalen (16. September 2014) und Schleswig-Holstein (5. Februar 2016). Sie konkretisieren Vielfalt erstmalig legislativ und sehen Nachteilsbeseitigung und Teilhabe als wesentlich an. Die Verwirklichung von Chancengerechtigkeit ist mit den Gesetzesnovellierungen nunmehr in Nordrhein-Westfalen und Schleswig-Holstein nicht nur ein *Nice-to-have*, sondern ein definierter Standard, an dem hochschulisches Handeln gemessen und geprüft wird. Auffällig ist, dass die Gesetzgebung in Schleswig-Holstein im Wortlaut insgesamt wesentlich konkreter wurde als die in Nordrhein-Westfalen und folglich weniger Auslegungsspielraum lässt.

2.1 Festschreibung von Diversity Management im HG NRW

Seit der Novellierung des Landeshochschulgesetzes ist in Nordrhein-Westfalen der Vielfalt der Hochschulmitglieder durch Diversity Management Rechnung zu tragen (HG NRW § 3 Abs.).¹³ Erst in der Begründung wird näher ausgeführt, dass es sich bei dem Diversity Management um eine Querschnittsaufgabe handele, für deren Umsetzung die Hochschulleitung verantwortlich sei, die zudem ein Rektoratsmitglied als Diversity-Beauftragte*r einsetzen könne; dies dürfe jedoch nicht dazu führen, dass auf die Gleichstellung der Geschlechter verzichtet werde.¹⁴ Im § 3 Abs. 4 selbst ist zur Gleichstellung angeführt, dass die für Frauen

¹³ „Die Hochschulen fördern bei der Wahrnehmung ihrer Aufgaben die tatsächliche Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern in der Hochschule und wirken auf die Beseitigung der für Frauen bestehenden Nachteile hin. Bei allen Vorschlägen und Entscheidungen sind die geschlechtsspezifischen Auswirkungen zu beachten (Gender-Mainstreaming). Die Hochschulen tragen der *Vielfalt ihrer Mitglieder (Diversity-Management)* sowie den berechtigten Interessen ihres Personals an guten Beschäftigungsbedingungen angemessen Rechnung.“ HG NRW § 3 Abs. 4. Herv. K.K.

¹⁴ Cf. Ministerium für Innovation, Wissenschaft und Forschung Nordrhein-Westfalen 2014, 159.

bestehenden Nachteile durch die Anwendung von Gender Mainstreaming zu beseitigen sind. Es wurde versucht, das Prinzip Gender Mainstreaming im Gesetz selbst anzuwenden, indem Gleichstellung im Sinne einer Querschnittsaufgabe in weiteren Paragraphen verankert wurde, u. a. bei der Gremienzusammensetzung (§ 11c), der Mittelvergabe (§ 24) und in Berufungsverfahren (§ 37a). Allerdings wird der Gleichstellungsauftrag nur als die Wahrnehmung der Belange der weiblichen Hochschulangehörigen definiert und die Verantwortung für dessen Umsetzung in erster Linie bei der Gleichstellungsbeauftragten verortet.¹⁵ Dazu sind drei Punkte kritisch zu betrachten.

Erstens stellt die Delegation der Verantwortung für die Umsetzung des gesetzlichen Gleichstellungsauftrags an eine Interessenvertretung mit Beratungsfunktion und ohne tatsächliche Entscheidungskompetenz kein Gender Mainstreaming dar.¹⁶ Daran ändert auch die der Gleichstellungsbeauftragten eingeräumte – und an sich sehr bemerkenswerte – Möglichkeit, an Rektoratssitzungen teilzunehmen, nichts.¹⁷ Gender Mainstreaming meint vielmehr, die Wirkungen jeden Handelns gendersensibel zu prüfen, insbesondere von Führungspersonen. Dennoch sind für die tägliche Realisierung – im Sinne einer Gemeinschaftsaufgabe – alle Organisationsangehörigen zuständig. Um diesem Charakter von Gender Mainstreaming gerecht zu werden, dürfte es im Gesetz nicht heißen, dass die Gleichstellungsbeauftragte auf die Umsetzung des Gleichstellungsauftrages *hinwirke* (vgl. Fußnote 15). Vielmehr müsste

¹⁵ „Die zentrale Gleichstellungsbeauftragte hat die *Belange der Frauen*, die Mitglieder oder Angehörige der Hochschule sind, wahrzunehmen. Sie wirkt auf die Erfüllung des Gleichstellungsauftrages der Hochschule hin. Insbesondere wirkt sie auf die Einbeziehung gleichstellungsrelevanter Aspekte bei der wissenschaftlichen, administrativen und technischen Arbeit, bei der Entwicklungsplanung, bei Personal- und Strukturmaßnahmen und bei der leistungsbezogenen Mittelvergabe hin [...].“ HG NRW § 24 Abs. 1. Herv. K.K. Gleichtes gilt für die Fachbereiche: „*Die Gleichstellungsbeauftragte des Fachbereichs* wirkt auf die Einbeziehung gleichstellungsrelevanter Aspekte bei der Erfüllung der Aufgaben des Fachbereichs hin.“ HG NRW § 24 Abs. 3. Herv. K.K.

¹⁶ Auch die Vertretung der Belange der Studierenden mit Behinderung und chronischer Krankheit wird an deren Interessenvertretung delegiert: „*Die beauftragte Person* wirkt darauf hin, dass die besonderen Bedürfnisse von Studierenden mit Behinderung oder chronischer Erkrankung Rechnung getragen wird und insbesondere die zu ihren Gunsten geltenden Rechtsvorschriften beachtet werden.“ HG NRW § 62b Abs. 2. Herv. K.K. Die Kritik hinsichtlich der Umsetzbarkeit des Gender Mainstreamings lässt sich damit auf ein potenzielles Disability Mainstreaming übertragen.

¹⁷ „[...] Sie kann hierzu an den Sitzungen der Hochschulwahlversammlung, des Senats, des Hochschulrats, des Rektorats, der Fachbereichsräte, der Berufungskommissionen und anderer Gremien mit Antrags- und Rederecht teilnehmen; sie ist wie ein Mitglied zu laden und zu informieren.“ HG NRW § 24 Abs. 1. Herv. K.K.

die Formulierung lauten, dass die Gleichstellungsbeauftragte die Hochschule bei der tatsächlichen Umsetzung des gesetzlichen Gleichstellungsauftrages *unterstützt*. Dieser Wortlaut findet sich in anderen Landeshochschulgesetzen, zum Beispiel dem in Schleswig-Holstein (§ 24 Abs. 1). Zweitens bleibt unklar, wo genau die Trennlinie der Kompetenzverteilung zwischen den Rektoraten und den Gleichstellungsbeauftragten zu ziehen ist, da Geschlecht in der Gesetzesbegründung als eine der zu berücksichtigenden Vielfaltsdimension angeführt ist.¹⁸ Und drittens sollte die gewählte und für die „Einbeziehung gleichstellungsrelevanter Aspekte“¹⁹ zuständige Interessenvertretung nicht nur die „Belange der Frauen [...] wahr[...]nehmen.“²⁰ Dieser Wortlaut läuft Gefahr, tradierte Muster der Zweigeschlechtlichkeit und defizitorientierte Geschlechterstereotype in der Zusammenarbeit zu reaktivieren. Außerdem bleiben nicht-heteronormative Geschlechtsidentitäten und Sexualitäten weiterhin unberücksichtigt, was nicht der propagierten Vielfaltsorientierung des Gesetzes entspricht.

2.2 Verankerung von Beauftragten für Diversität im HSchulG Schleswig-Holstein

Auch in Schleswig-Holstein ist seit 2016 gesetzlich vorgeschrieben, die Vielfalt der Hochschulmitglieder zu berücksichtigen und allen Hochschulangehörigen die Teilhabe an Forschung und Lehre zu ermöglichen (§ 3 Abs. 5 HSchulG Schleswig-Holstein).²¹ Darüber hinaus wurden dort

¹⁸ Die weiteren Dimensionen lauten Migrationshintergrund, Religion, Weltanschauung, Behinderung, Alter, sexuelle Identität und soziale Herkunft. Auch hier ist eine Orientierung an den im AGG geschützten Merkmalen unverkennbar. Cf. Ministerium für Innovation, Wissenschaft und Forschung Nordrhein-Westfalen 2014, 159.

¹⁹ HG NRW § 24 Abs. 1

²⁰ Ibid. Auf die Diskussion, ob hinsichtlich des Amtes der Gleichstellungsbeauftragten, nicht nur den weiblichen Hochschulangehörigen das aktive und passive Wahlrecht zukommen sollte, soll an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Ein anderes Verständnis als das derzeitig kodifizierte wäre sicherlich mehr *state of the art*.

²¹ „Die Hochschulen [...] berücksichtigen die Vielfalt ihrer Mitglieder und Angehörigen bei der Erfüllung ihrer Aufgaben und tragen insbesondere dafür Sorge, dass alle Mitglieder und Angehörigen *unabhängig von der Herkunft und der ethnischen Zugehörigkeit, des Geschlechts, des Alters, der sexuellen Identität, einer Behinderung oder der Religion und Weltanschauung* gleichberechtigt an der Forschung, der Lehre, dem Studium und der Weiterbildung im Rahmen ihrer Aufgaben, Rechte und Pflichten innerhalb der Hochschule teilhaben können. Hierzu berücksichtigen sie insbesondere die besonderen Bedürfnisse von 1. Studierenden und Promovierenden mit Behinderung, einer psychischen Erkrankung oder einer chronischen Krankheit; dabei wirken sie darauf hin, die *Zugänglichkeit ihrer Angebote für Menschen mit Behinderung* herzustellen und zu sichern,

mit § 27a Beauftragte für Diversität eingeführt.²² Damit hat die schleswig-holsteinische Legislative, im Gegensatz zur nordrhein-westfälischen, eine eindeutige Aussage getroffen. Die Beauftragten für Diversität sollen je nach Größe der Hochschule haupt- oder nebenamtlich für drei Jahre eingesetzt werden. Ihre Rechte und Pflichten orientieren sich an jenen der Gleichstellungsbeauftragten, was die Weisungsbundenheit und die Beteiligung anbelangt. Ihre Funktion als Interessenvertretung bezieht sich allerdings nicht nur auf die Kategorie Geschlecht, sondern auf die im AGG geschützten Merkmale. Weiterhin positiv hervorzuheben ist, dass auch die Problematik der Vereinbarkeit von Studium bzw. Beruf und Privatleben berücksichtigt wird und die Sicherstellung der Hochschulzugänglichkeit für Menschen mit Behinderung explizit angeführt ist. Dennoch wurden keine Beauftragten für behinderte und chronisch kranke Studierende etabliert.²³ Bezogen auf diesen Verzicht, äußert das Deutsche Studierendenwerk die Sorge, dass die Belange der Studierenden mit Beeinträchtigung nicht ausreichend berücksichtigt würden: Die Beratungs- und Unterstützungsangebote für diese Gruppe bliebe hinter denen für internationale Studierende oder Studierende

2. Studierenden und Promovierenden mit Kindern oder pflegebedürftigen Angehörigen, 3. ausländischen Studierenden und 4. beruflich qualifizierten Studierenden ohne schulische Hochschulzugangsberechtigung bei den Studienangeboten, der Studienorganisation und den Prüfungen.” HSchulG Schleswig-Holstein § 3 Abs. 5. Herv. K.K.

²² „Die oder der Beauftragte für Diversität soll die Belange aller Hochschulangehörigen, insbesondere die der Studierenden und Promovierenden nach § 3 Absatz 5 Satz 3 vertreten. Ihre oder seine Amtszeit soll drei Jahre betragen. Sie oder er wirkt bei der Planung und Organisation der Lehr-, Studien-, und Arbeitsbedingungen für die Mitglieder und Angehörigen der Hochschule mit, berät sie und setzt sich für die Beseitigung bestehender Nachteile ein. Die oder der Beauftragte für Diversität ist fachlich weisungsfrei; zwischen ihr oder ihm und den Beschäftigten ist der Dienstweg nicht einzuhalten. Sie oder er hat das Recht, die für seine Aufgabenwahrnehmung notwendigen und sachdienlichen Informationen von den Organen und Gremien der Hochschule einzuholen und mit Antrags- und Rederecht an den Sitzungen der Organe mit Ausnahme der Präsidiumssitzungen teilzunehmen. Die oder der Beauftragte für Diversität ist in Hochschulen mit mehr als 5.000 Studierenden hauptberuflich tätig. Die Hochschule hat in diesen Fällen die Stelle hochschulöffentlicht auszuschreiben. Für die hauptberuflich Beauftragte oder den hauptberuflich Beauftragten für Diversität wird ein privatrechtliches Dienstverhältnis begründet. Sie oder er ist für die Dauer der Wahlzeit unter Fortfall der Dienstbezüge zu beurlauben. In Hochschulen mit nicht mehr als 5.000 Studierenden ist die oder der Beauftragte für Diversität nebenberuflich tätig und zur Erfüllung ihrer oder seiner Aufgaben von ihren oder seinen sonstigen Dienstpflichten angemessen zu befreien. Das Nähere regelt die Hochschule in ihrer Verfassung.” HSchulG Schleswig-Holstein § 27a.

²³ Die Beauftragten für Studierende mit Behinderung oder chronischer Krankheit sind wiederum in § 62b im Hochschulgesetz NRW vorgesehen. Nur in den Bundesländern Bremen, Saarland, Sachsen und Schleswig-Holstein sehen die Landeshochschulgesetze keine Beauftragten für behinderte und chronisch kranke Studierende vor.

mit Kind zurück und der Aufgabenfokus der neuen Diversitätsbeauftragten richte sich auf andere Vielfaltsdimensionen.²⁴

Die Einwände des Studierendenwerks gegen die Einführung der Beauftragten für Diversität zielen darauf ab, dem Thema Behinderung/ chronische Krankheit mehr Bedeutung beizumessen. Hingegen artikuliert sich in dem von Hochschullehrerbund Schleswig-Holstein und von der FH Lübeck erbrachten Widerstand die Befürchtung, dass mit der Veränderung auch Zusatzbelastungen und Machtverluste einhergehen könnten.

2.3 Argumentative Widerstände gegen die Einführung von Diversitätsbeauftragten

Gesetzesnovellierungen sind Ergebnis diskursiver Aushandlungsprozesse. Exemplarisch für die Debatten um die Novelle des Landeshochschulgesetzes Schleswig-Holstein, werden im Folgenden die Stellungnahmen des Hochschullehrerbundes Schleswig-Holstein (hlb) und des Präsidiums der FH Lübeck zum Gesetzesentwurf herausgegriffen.²⁵ Beide Stellungnahmen können als Mobilisierung diskursiven Widerstands interpretiert werden, der sich maßgeblich auf das Gesetzgebungsverfahren auswirkte. Die Rhetoriken ähneln sich.

Trotz der einleitenden Aussage des hlb, die Berücksichtigung von Vielfalt grundsätzlich zu begrüßen, wird insgesamt die Ansicht vertreten, dass Beauftragte für Diversität überflüssig seien. Hierzu werden verschiedene Argumente zur Begründung angebracht: Erstens werde bereits genügend für das Thema getan. Diese Haltung zeigt sich in Formulierungen, wie „dass die Hochschulen in Zukunft der individuellen Vielfalt ihrer Mitglieder *noch mehr* Beachtung schenken sollen“ und dies bereits in § 3 (Aufgaben der Hochschulen) „ausreichend berücksichtigt“ sei.²⁶ Zweitens sprächen Ressourcengründe gegen das neue Amt, sodass hinsichtlich der zusätzlich entstehenden Kosten und des Mehraufwandes deutliche Bedenken angeführt werden: Die Hochschulfinanzierung reiche bereits jetzt nicht aus und eine ausgleichende Anhebung des Haushaltes sei nicht ersichtlich.²⁷ Außerdem

²⁴ Deutsches Studierendenwerk, Stellungnahme zur Änderung des Hochschulgesetzes in Schleswig-Holstein in Bezug auf Studierende mit Behinderung.

²⁵ Zur Frage, wie sich Diskurse in normativen Bestimmungen wie Gesetzen manifestieren: Keller, Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, 69pp. Ausführlich zur Inhaltsanalyse s.a. Früh, Inhaltsanalyse. Theorie und Praxis.

²⁶ hlb, 3. Herv. K.K.

²⁷ „Allerdings wird der Aufwand für Professorinnen und Professoren offensichtlich

seien die Internationalisierung und die Betreuung ausländischer Studierender bereits eine hohe zeitlich Belastung.²⁸ Drittens könne eine Person allein die individuellen Belange derart vieler Gruppen nicht in dem erforderlichen Maße berücksichtigen.²⁹ Im gleichen Atemzug will der hlb jedoch die eigentlich zu umfangreichen Aufgaben bei der Gleichstellungsbeauftragten verorten. Hier sollte in einem Nebensatz noch einmal bekräftigt werden, dass das Thema bereits zur Genüge abgedeckt sei. Aber eigentlich widerspricht sich der hlb selbst, wenn er ein einziges Amt überfordernden Aufgaben einer zumeist bereits ausgelasteten Interessenvertretung zuschieben will. Unabhängig davon wäre diese Aufgabenübertragung eine Auslegung, die sich nicht aus dem Gesetzestext ergibt. Die selektive Behauptung, dass die Beauftragten für Diversität „regelmäßig nur nebenamtlich tätig“ sei,³⁰ verwässert die sehr klar getroffene Aussage der Gesetzgebung, dass Hochschulen mit über 5.000 Studierenden hauptamtliche Beauftragte einsetzen sollen und das Amt nur bei kleineren Hochschulen nebenamtlich zu besetzen ist. Die Kritik, dass mit einem Nebenamt den umfangreichen Aufgaben nicht gerecht werden könne, müsste eigentlich zu der Forderung führen, das Amt besser auszustatten. Stattdessen kommt der hlb zu dem Schluss, „die neue Regelung in § 27a ersatzlos [aus dem Gesetzesentwurf] zu streichen.“³¹

Die Stellungnahme des Präsidiums der FH Lübeck stimmt in zwei Punkten mit der des hlb überein: So wird kritisiert, dass eine nebenamtliche Besetzung des Amtes der Beauftragten für Diversität in „gravierendem Missverhältnis“ zu den angeführten Aufgaben stehe und dass die Hochschulen das Amt aus ihrem

verkannt. Das Gesetzgebungsvorhaben muss sich auch daran messen lassen, welcher weitere Verwaltungsaufwand für die Professorinnen und Professoren damit einhergeht und ob im Gegenzug entsprechende Ressourcen bereitgestellt werden, um die Aufgabenerfüllung in Forschung und Lehre sicherzustellen.“ hlb 2015, 1. „Durch die Einführung eines Beauftragten für Diversität werden für die Hochschulen zusätzliche Kosten in dem Umfang entstehen, in dem die gewählte Person zur Ausübung des Amtes von ihren sonstigen Dienstpflichten zu befreien ist. Zusätzliche Kosten sind von den Hochschulen innerhalb ihres Globalbudgets abzudecken.“ hlb 2015, 3.

²⁸ Idem., 5.

²⁹ „Die Anforderungen an eine Person, die für die vielfältigen Belange einer heterogenen Gruppe zuständig ist, wie Menschen mit Migrationshintergrund, Menschen mit Behinderungen, Menschen mit chronischen Krankheiten, Überwachung der Einhaltung des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes, die doch eigentlich der Gleichstellungsbeauftragten vorbehalten sein müsste u. v. m., sind enorm. Es spricht vieles dafür, dass die jeweiligen individuellen Belange in dieser Form nicht in erforderlichem Maße berücksichtigt werden können, zumal ein Beauftragter für Diversität regelmäßig nur nebenberuflich tätig sein soll.“ hlb 2015, 4.

³⁰ Idem., 4.

³¹ Ibid.

eigenen Budget bestreiten müssten.³² Insgesamt wird sachlich und konstruktiv angemerkt, dass die Aufgaben der Beauftragten für Diversität umfassend genug seien und mit jenen der Gleichstellungsbeauftragten abgestimmt werden sollten.³³ Vielmehr richtet sich die Kritik in erster Linie und vehement gegen die Verbesserung der Position der Gleichstellungsbeauftragten, insbesondere was deren Beteiligungsrechte und die berufliche Absicherung betrifft. So wird vorgeschlagen, den § 27 Abs. 1 hinsichtlich ihrer Teilnahme an Gremien um die Formulierung „mit Ausnahme der Präsidiumsgespräche“ zu ergänzen.³⁴ Zudem sei die Entfristung des Dienstverhältnisses nach der ersten Wiederwahl „unbedingt zu streichen“,³⁵ da die Gleichstellungsbeauftragte sonst den Rektoratsmitgliedern gegenüber massiv und in nicht angemessener Weise bessergestellt sei. Die Forderung wird damit begründet, dass die Formulierung die Akzeptanz der Gleichstellungsbeauftragten gefährden würde.³⁶ Allerdings liegt der Verdacht nahe, dass es hier weniger um den Ansehensschutz dieser Interessenvertretung geht als vielmehr darum, die Beauftragte aus dem Zentrum der Macht herauszuhalten und weiterhin bei Entscheidungen und Ressourcenverteilungen unter sich zu bleiben. Hinsichtlich der Entfristung konnte sich das Präsidium der FH Lübeck zwar nicht durchsetzen,³⁷ aber bezüglich der Beteiligung an den Rektoratssetzungen wurde die gesetzliche Vorgabe deutlich abgeschwächt, sodass die Gleichstellungsbeauftragte nun lediglich „bei sie betreffenden Angelegenheiten zu beteiligen und in die Beratung einzubeziehen“ ist.³⁸ Die bestehende Machtposition konnte also zumindest teilweise gegen die drohende Intrusion durch Chancengerechtigkeits-Agent*innen verteidigt werden.

³² FH Lübeck 2015, 4.

³³ Cf. Ibid.

³⁴ Idem., 3. Diese Formulierung ist im § 27a Beauftragte/r für Diversität enthalten: „Sie oder er hat das Recht, [...] mit Antrags- und Rederecht an den Sitzungen der Organe mit Ausnahme der Präsidiumssitzungen teilzunehmen.“ HSchulG Schleswig-Holstein § 27a.

³⁵ Ibid.

³⁶ Ibid. „Durch diesen Absatz wird die oder der Gleichstellungsbeauftragte bezüglich der persönlichen Absicherung massiv bessergestellt als Präsidentin oder Präsident und insbesondere Kanzlerin oder Kanzler [...]. Diese nämlich entscheiden über Einstellungen, Berufungen, Zulagen, Räume u. v. m. und sind daher – anders als die Gleichstellungsbeauftragten – dem möglichen Unmut von Hochschulmitgliedern im Falle einer Wiederwahl ausgesetzt. Sie tragen daher das Risiko, den Arbeitsplatz zu verlieren. Von daher ist eine Besserstellung der Gleichstellungsbeauftragten gegenüber den Präsidiumsmitgliedern eine nicht angemessene.“ Präsidium FH Lübeck 2015, 4.

³⁷ Dazu heißt es im Gesetz: „Wird nach einer ersten Wiederwahl die Gleichstellungsbeauftragte erneut im Amt bestätigt, ist das Dienstverhältnis zu entfristen.“ HSchulG Schleswig-Holstein § 27 Abs. 4.

³⁸ HSchulG Schleswig-Holstein § 27 Abs. 1.

Scheinbar war auf Seiten der beiden zitierten Akteur*innen die Bereitschaft, bestehende Herrschaftsordnungen zu hinterfragen bzw. gar zu verändern, nicht vorhanden. Stattdessen wurde versucht, den Satus quo aufrechtzuerhalten und sich so der Chance zu begeben, einem Hauptproblem bei der tatsächlichen Umsetzung von Chancengerechtigkeit entgegenzuwirken: nämlich, dass die Interessen von Minoritätsgruppen bei Entscheidungsfindungsprozessen, wie sie zum Beispiel in Rektoratssitzungen stattfinden, übersehen und daher nicht mitgedacht werden. Diese Problematik hätte durch die umfassende Beteiligung von existierenden Interessenvertretungen wirksam gelöst werden können. Zudem würde die Nutzung vorhandener Strukturen und Institutionen eine äußerst ressourcenschonende Maßnahme des Diversity Managements darstellen. Im Folgenden werden drei Diversity-Management-Ansätze vorgestellt und darauf befragt wie geeignet sie sind, Herrschaftsverhältnisse zu verändern und welche Widerstände ihnen entgegengebracht werden.

3 Diversity Management als Instrument der Unternehmensführung an Hochschulen

Menschen sind verschieden. Um ihnen und ihren unterschiedlichen Voraussetzungen gerecht zu werden, wenden Organisationen, auch Hochschulen, Diversity Management als Instrument der Unternehmensführung an. Gemeint sind damit alle Maßnahmen, die dazu dienen, den mit der Verschiedenartigkeit einhergehenden Herausforderungen zu begegnen, aber auch die Potenziale, die sich aus der Vielfalt ergeben, produktiv zu nutzen. Die eingesetzten Strategien lassen sich in drei Ansätze unterteilen: Antidiskriminierung, Marktzugang und Effektivität.³⁹

3.1 Die Gerechtigkeitsperspektive: Antidiskriminierung

Die Strategie Antidiskriminierung (*Discrimination and fairness*) basiert auf dem Gerechtigkeitsmodell und der Werthaltung, dass alle Menschen gleichwertig und vor dem Gesetz gleich seien. Sie zielt darauf ab, gesetzliche Vorgaben zur Gleichbehandlung aller Personengruppen zu erfüllen und allen eine gleichberechtigte Teilhabe sowie gleiche (Zutritts-)Chancen zu ermöglichen. Dazu werden v.a. Diskriminierungsverbote erlassen.

³⁹ Cf. Thomas /Ely, „Making Differences Matter.“ Cf. Ely /Thomas, „Cultural Diversity at Work.“ Cf. Engel, „Vielfalt der Diversity-Management-Ansätze.“ Cf. Doblhofer /Küng, Gender Mainstreaming, 38 pp.

Ungleichbehandlungen, wie die gezielte Begünstigung benachteiligter Personen(gruppen), sind dann zulässig, wenn sie dazu dienen, Nachteile zu verhindern und auszugleichen.⁴⁰ Auch hier liegt der Gerechtigkeitsgedanke zugrunde, allerdings verschiebt sich der Fokus auf die Verschiedenheiten und die sozialen Unterschiede.

Positive Maßnahmen sollen gezielt Vorteile gewähren und dazu beitragen, benachteiligende Praktiken oder Strukturen zu kompensieren und so Diskriminierungen entgegenzuwirken. Sie knüpfen daher direkt an jene Merkmale an, die zu einer Benachteiligung führen.⁴¹ Zu den Maßnahmen gehören beispielsweise Frauenförderpläne und zielgruppenspezifische Förderprogramme, aber auch flexible Quotenregelungen bei Rekrutierungsaktivitäten oder bei der Vergabe von Stipendien sowie der Nachteilsausgleich für Studierende mit Beeinträchtigungen. Letzterer dient dazu, Schwierigkeiten aufzufangen, die sich aus Behinderung und/oder chronischer Krankheit ergeben.⁴²

Die Durchführung von Antidiskriminierungsmaßnahmen birgt die Gefahr, dass diejenigen, die nicht zu den aufgrund einer bestehenden Benachteiligung geförderten Personen(gruppe) gehören, sich nun ihrerseits diskriminiert fühlen, weil sie nicht in den Genuss der Fördermaßnahmen kommen. Dies sind in der Regel diejenigen, die privilegierte, hegemoniale Positionen innehaben, also zumeist weiße, heterosexuelle und gesunde Männer. Werden eigene Positionen und bestehende Privilegien als bedroht wahrgenommen, werden sie entsprechend verteidigt. Je stärker die Bedrohung erlebt wird, desto größer ist der generierte Widerstand, der sich gegen die Maßnahmen an sich oder gegen die geförderten Personen(gruppen) richten kann. Das heißt, ein häufig auftretendes Resultat von Antidiskriminierungsmaßnahmen ist die erneute Ausgrenzung, Ablehnung und Abwertung der bereits marginalisierten, nun aber als bevorzugt wahrgenommenen Personen(gruppen). Dies geschieht zum Beispiel, indem ihnen Defizite zugeschrieben werden, die wiederum auf ihre Förderbedürftigkeit zurückgeführt werden. So lassen sich Vormachtstellungen und Minoritätspositionen nicht nur aufrechterhalten und diskursiv legitimieren, sondern auch verschleiern. Die mit der Unterstellung von Mängeln einhergehende Abwertung der vermeintlich

⁴⁰ Cf. § 5 AGG – Positive Maßnahmen. S. a. Baer, Chancen und Risiken. S.a. Sacksofsky, „Antidiskriminierungsrecht.“ S.a. Welti, „Die UN-BRK“, 69pp.

⁴¹ Sacksofsky, „Antidiskriminierungsrecht“, 100pp.

⁴² Zum Nachteilsausgleich als Teilhabe-Instrument s.a. Przytulla, „Ist eine andere Hochschule (un)möglich?“, 197.

defizitären Personen(gruppen) impliziert zugleich die Aufwertung der zuschreibenden Personen(gruppen). Diese als *Othering* bezeichneten diskursiven Praktiken⁴³ stehen den intendierten inkludierenden Effekten von Antidiskriminierungsmaßnahmen entgegen. Derlei Machtwirkungen müssen im Rahmen von Diversity Management bedacht werden, damit die eigentlich teilhabeorientierten Instrumente nicht in ihr Gegenteil verkehrt werden.

3.2 Die ökonomische Perspektive: Marktzugang und Legitimität

Die zweite Strategie wird als Marktzugangs-und-Legitimitäts-Paradigma (*access and legitimacy*) bezeichnet. Über diesen Ansatz lassen sich Diversity-Maßnahmen legitimieren, wenn sie zum wirtschaftlichen Einsatz der vorhandenen Mittel beitragen und zu Wettbewerbsvorteilen führen. Ein solches Ergebnis überzeugt v.a. jene Entscheidungsträger*innen, die keine intrinsische Motivation haben, sich für Chancengleichheit einzusetzen. Die Vielfalt der Organisationsangehörigen wird nach dem Nützlichkeitsprinzip als Wettbewerbsfaktor in den Blick genommen, beispielsweise indem die Belegschaft nach demografischen Merkmalen zusammengestellt wird, die der Vielfalt des anvisierten oder bestehenden Kund*innenkreises entsprechen. Dies kann dazu führen, dass Menschen auf bestimmte Merkmale reduziert werden, die ihnen aufgrund einer Gruppenzugehörigkeit zugeschrieben werden, sodass Stereotypisierungen (re-)produziert und die Mitglieder der Minoritätsgruppen doppelt ausgebeutet werden. Dann ist die Differenzierung bzw. Gruppenbildung nach Vielfaltskategorien problematisch.⁴⁴

Stützt sich das Diversity Management auf diese Strategie, hängt der Erfolg der Maßnahmen maßgeblich davon ab, ob verbindliche und operationalisierbare Ziele festgelegt werden. Messbar sind sowohl ökonomische Kennzahlen, wie die Verringerung der Fluktuation von Mitarbeiter*innen, von Krankheitsständen und von Abbruchquoten im Studium in einem gegebenen Zeitraum um einen bestimmten Anteil. Aber auch die Equity-Perspektive lässt sich in messbare Zahlen übersetzen: Dazu sind die Unterschiede zum Beispiel im Gehalt, in der erreichten Qualifizierungsstufe und der Besetzung von Führungspositionen differenziert nach den Ungleichheitskategorien, wie Geschlecht, Herkunft oder Behinderung, zu betrachten.

⁴³ Cf. Brons, „Othering.“

⁴⁴ Cf. Krell, Gender unter dem Dach Diversity, 153.

Insgesamt wird kontrovers diskutiert, ob Chancengerechtigkeit mit Ökonomisierung vereinbar ist.⁴⁵ Gerade an Hochschulen als Einrichtungen des öffentlichen Dienstes lassen sich Teilhabe und Chancengerechtigkeit v.a. ethisch-moralisch begründen, wie es die beiden novellierten Landeshochschulgesetze tun. Dennoch müssen Hochschulen die politischen Vorgaben zur Wirtschaftlichkeit des Handelns erfüllen und um Fördergelder konkurrieren. Die erfolgreiche Drittmitteleinwerbung hängt mittlerweile wesentlich von den Bemühungen der Hochschulen um Chancengerechtigkeit ab. Sie agieren also in einem Wettbewerbsumfeld, in dem es um die Verteilung begrenzter Ressourcen und damit um wirtschaftliches Handeln geht, sodass es unumgänglich ist, Managementmethoden anzuwenden. Damit kann auch die ökonomische Begründung für Diversity-Maßnahmen herangezogen werden.

Es muss sich dabei jedoch bewusst gemacht werden, dass die dem Marktzugangsansatz zugrundeliegende Business-Perspektive wenig geeignet ist, um Herrschaftsverhältnisse zu kritisieren bzw. zu verändern. Wird Vielfalt in erster Linie als Ressource und Mehrwert für die Organisation verstanden, zielen die angewandten Maßnahmen v.a. darauf ab, Personen in die Lage zu versetzen, sich an bestehende Machtverhältnisse anzupassen und diese für sich zu nutzen. Damit werden diese nicht hinterfragt, sondern vielmehr verfestigt.⁴⁶ Der alleinige Fokus auf die Wettbewerbsfähigkeit trägt dazu bei, soziale Ungleichheiten zu individualisieren, anstatt strukturellen Ursachen von Benachteiligung entgegenzuwirken. Ein positiver Effekt ist jedoch zu erwähnen: Personen, die einen individuellen Nutzen aus Maßnahmen zur Steigerung der Chancengerechtigkeit ziehen können, sind wesentlich eher dazu geneigt, das Thema Chancengerechtigkeit an sich zu befördern. Dieser Nutzen kann darin bestehen, dass sie selbst von persönlicher Förderung profitieren, oder darin, dass durch die Anwendung von Diversity Management politische Vorgaben erfüllt und so zum Beispiel Fördergelder eingeworben werden oder das Ansehen der Person steigt.

⁴⁵ Cf. Kutzner, „Gender und Diversity“, 107.

⁴⁶ Ausführliche Kritik s. a. Sauer /Wöhl, Governing Intersectionality.

3.3 Die strukturorientierte Perspektive: Effektivität und Mainstreaming

Chancengerechtigkeit und gleichberechtigte Teilhabe können allerdings nur dann durchgängig verankert werden, wenn die Lebensrealitäten der Organisationsangehörigen berücksichtigt werden. Unterschiede dürfen nicht nivelliert und pragmatisch-ökonomische Gründe müssen in Verbindung mit moralisch-ethischen Ansprüchen formuliert werden. Dies kann mit der Effektivitätsstrategie erreicht werden (*Learning and effectiveness*). Die lernende Organisation nutzt die Diversität ihrer Mitglieder, indem diese bei der Überprüfung von Abläufen und Prozessen beteiligt werden und ihre Perspektiven bei der Gestaltung von Strukturen und bei der Lösung von Problemen berücksichtigt werden.⁴⁷ Vielfalt wird ganzheitlich auf allen Ebenen institutionalisiert und in sämtlichen Bereichen im Sinne einer Querschnittsaufgabe bedacht, für deren Realisierung alle Organisationsmitglieder verantwortlich sind. Dieses Vorgehen wird als Mainstreaming bezeichnet.⁴⁸

Nach dem Mainstreaming-Prinzip sind die Auswirkungen von Strukturen, Prozessen und Entscheidungen auf die Lebensrealitäten, Bedürfnisse und Wünsche von Personen(gruppen) zu prüfen – beim Gender Mainstreaming mit Blick auf die Geschlechter, beim Disability Mainstreaming hinsichtlich der Kategorie Nicht-/Behinderung. Auf diese Weise lässt es sich von einer Förderpolitik mit Defizitorientierung zu einer teilhabeorientierten Strukturpolitik gelangen. Der Vorteil des Ansatzes ist, dass stereotypisierende Rollenzuweisungen aufgedeckt, benachteiligende Strukturen und Rahmenbedingungen bearbeitet und gleichzeitig deren Auswirkungen auf individuelle Lebenssituationen in den Blick genommen werden können. Mainstreaming ermöglicht es darüber hinaus, Abwehrreaktionen und Widerstände als konstruktive Beiträge für individuelles und organisationales Lernen zu deuten und in Veränderungsprozesse einzubeziehen und somit die Erfolgswahrscheinlichkeit der Maßnahmen im Rahmen von Diversity Management deutlich zu erhöhen.

Die beiden novellierten Hochschulgesetze verwenden Worte, wie Gleichberechtigung, Teilhabe, Nachteilsbeseitigung und Chancengleichheit

⁴⁷ Cf. Thomas /Ely, „Making Differences Matter.“ Cf. Ely /Thomas, „Cultural Diversity at work“, 240.

⁴⁸ Zum Gender Mainstreaming s.a. Doblhofer /Küng, Gender Mainstreaming, 41pp. Zum Disability Mainstreaming s.a. Grüber, „Disability Mainstreaming“.

bzw. -gerechtigkeit. Diese Begrifflichkeiten verweisen auf ein zugrundeliegendes ethisches Verständnis von Vielfalt und Antidiskriminierung. Da Managementkonzepte an sich auf ökonomische Vorteilhaftigkeit ausgerichtet sind, wird die besondere Herausforderung bei der Umsetzung der neuen gesetzlichen Vorgaben sein, deren Equity-Perspektive mit dem Business-Ansatz des Diversity Managements in Einklang zu bringen. Im Folgenden wird erörtert, welche Kriterien für ein wirksames und sowohl ethisch als auch ökonomisch begründetes Diversity Management erfüllt sein müssen.

4 Wie kann ein wirksames, teilhabeorientiertes Diversity Management gelingen?

Diversity Management soll dazu beitragen, Vielfalt zu verstehen und wertzuschätzen. Dieses Ziel kann mit allen drei weiter oben vorgestellten Ansätzen erreicht werden. Die besondere Herausforderung ist, die Belange von (potenziell) benachteiligten Personen(gruppen) zu berücksichtigen, ohne diesen stereotype Eigenschaften oder Interessen aufgrund von Merkmalen, wie Geschlecht, Herkunft, Alter oder Behinderung/chronischer Krankheit usw. zuzuschreiben und so Ungleichheiten zu reproduzieren. Dies erfordert eine sehr hohe Sensibilität und Reflexivität den verschiedenen Ausgrenzungsmechanismen und dem eigenen Handeln gegenüber.

Problematisch bei der derzeitigen praktischen Umsetzung von Diversity Management an Hochschulen ist, dass diese Körperschaften des öffentlichen Rechts nicht als Machtorte mit ausschließenden Strukturen adressiert werden, sondern als angeblich vorurteilsfreie Settings, und dass sich zahlreiche Maßnahmen in einem oberflächlichen Aktionismus zur Minderheitenförderung erschöpfen, ohne althergebrachte Ordnungen anzugehen. Bleiben die strukturellen Ursachen von Ausgrenzung unhinterfragt, erscheinen die sich daraus ergebenden Schwierigkeiten als individuelle Angelegenheit der ausgegrenzten (Minderheits-)Gruppen. So können zum Beispiel die Vereinbarkeitsproblematik als Frauen-Problem und die (fehlende) Barrierefreiheit als Problem der Menschen mit Behinderung externalisiert werden. Eine derartige Individualisierung struktureller Barrieren erfolgt innerhalb exkludierender Diskurse, mit denen die Verantwortung den Betroffenen zugeschoben und institutionelle Diskriminierungen ebenso wie die hegemonialen Positionen, von denen sie ausgehen, unsichtbar gemacht

werden.⁴⁹ Da Nicht-Sichtbares nur schwer hinterfragt – und damit auch nur schwer verändert – werden kann, bleibt alte Ordnung letztlich erhalten.

Leider reproduzieren zahlreiche Antidiskriminierungsmaßnahmen, wie in Kapitel 3.1 beschrieben, faktisch die Ausgrenzung der diskriminierten Personen(gruppen), obwohl sie eigentlich die für sie bestehenden Nachteile verringern sollen. Bestes Beispiel sind Förderprogramme zur individuellen Kompetenzerweiterung: Sie verstetigen oft ein Defizit-Verständnis der zu fördernden Personen(gruppen) gegenüber und tragen dazu bei, tradierte Denk- und Handlungsmuster zu reaktivieren. Seien es Führungskräftetrainings für Frauen oder Spracherwerbskurse für internationale Studierende und Gastwissenschaftler*innen⁵⁰ – derartige Trainings erfordern in erster Linie eine Anpassung der Teilnehmenden an vorherrschende hegemoniale Normen⁵¹ und bestärken eine monokulturelle Ausrichtung an Hochschulen.

Anstatt eines Trainings oder anderer Fördermaßnahmen, die dazu führen sollen, dass sich die Organisationsangehörigen an die Standards der dominanten Gruppe(n) anpassen müssen, sollte Diversity Management vielmehr darauf abzielen, die Organisation dergestalt zu verändern, dass uneingeschränkte Teilhabe und ein Zugehörigkeitsgefühl entstehen.⁵² Zugehörigkeit und soziale Integration sind essentiell dafür, dass sich die Mitglieder einer Hochschule in den Hochschulalltag einbringen und ihre Fähigkeiten entfalten können – sei es durch einen guten Studienerfolg,⁵³ den Verbleib in der Wissenschaft oder das Engagement in der Akademischen Selbstverwaltung. Ausschlaggebend für den Erfolg von Diversity Management – im Sinne eines höheren Grades an Chancengerechtigkeit – ist, ob es gelingt, mit den Maßnahmen gruppenbasierte Marginalitäten zu reduzieren und Ungleichheiten abzubauen.

Ob Chancengerechtigkeit und Teilhabe zum Wertekanon einer Organisation gehören, spiegelt sich beispielsweise in der Verwendung einer inklusiven, gendersensiblen Kommunikation in Wort und Bild

⁴⁹ S. a. Przytulla, „Ist eine andere Hochschule (un)möglich?“, 215.

⁵⁰ S. a. Mecheril, „Kulturell-ästhetische Bildung.“

⁵¹ Przytulla führt zu der an Hochschulen zu findenden Biografie des „Normalstudenten“ aus: „Die räumlichen, inhaltlichen, sprachlichen, zeitlichen, didaktischen Bedingungen der Hochschule orientieren sich an den Bedürfnissen und Möglichkeiten von deutschen, nichtbehinderten/gesunden, ungebundenen, jungen Männern. Bei einer Abweichung von diesen festgelegten Bedürfnissen und Möglichkeiten entstehen geringe bis sehr ausgeprägte Nachteile im Studium.“ (Przytulla, „Ist eine andere Hochschule (un)möglich?“, 214.)

⁵² S. a. Klein, „Hochschule als partizipativer Prozess“, 94.

⁵³ Cf. Fisseler, „Studienerfolg von Studierenden mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen“, 157pp. Cf. Kerst, „Studienerfahrungen beeinträchtigter Studierender“, 148.

wider. Entscheidend ist auch die verfolgte Personalpolitik: Werden Mitarbeiter*innen in ihrem Potenzial gesehen oder ist es wichtiger, das Risiko auf vermehrte Einklagen auf Dauerbeschäftigung zu minimieren? Leider ist aufgrund mangelnder unbefristeter Stellen derzeit an deutschen Hochschulen die Praxis weit verbreitet, Arbeitsverträge sachgrundlos auf zwei Jahre zu befristen (Teilzeitbefristungsgesetz § 14 Abs. 2)? Diversity Management müsste sich aber auch auf eine Personalentwicklung erstrecken, die sowohl den wissenschaftlichen als auch den nicht-wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen echte Entwicklungsperspektiven bietet.

Neben der Organisationskultur, der Personalpolitik und dem politischen Willen lassen sich weitere Faktoren benennen, die für das Gelingen des Diversity Managements bedeutend sind. So sollte die Zuständigkeit möglichst hoch, am besten als Ressortzuständigkeit auf Leitungsebene, angesiedelt werden. Ferner brauchen die Verantwortlichen echte Entscheidungskompetenzen und umfassende Beteiligungsrechte; auch sollten sie nicht als Widersacher*innen, sondern als Teil der Qualitätssicherung angesehen werden. Nicht zuletzt muss Diversity Management in dauerhafte Strukturen eingebunden werden; allein mit befristeten Projekten lässt sich kein langfristiger Kulturwandel bewirken.

Erfolgreiches Diversity Management meint aber auch, dass ein passgenaues, an den vorhandenen Bedingungen orientiertes Konzept zu entwickeln ist. Hierzu ist ein ganzheitlicher Ansatz nötig, der sowohl ethisch, ökonomisch und strukturorientiert arbeitet und die drei vorgestellten Strategien sinnvoll miteinander verschränkt. Diversity Management muss dazu beitragen, Settings zu schaffen, in denen Differenz(en) erkannt, berücksichtigt und wertgeschätzt wird (bzw. werden), indem die vielfältigen Lebensrealitäten tatsächlich bei Entscheidungsfindungen und Ressourcenverteilungen bedacht werden. Dafür müsste sich vom Paradigma einer objektiven Wissenschaft (als Wissensproduktion und als System) gelöst werden.⁵⁴ Nur dann kann der Vielfalt der Hochschulangehörigen – dem gesetzlichen Auftrag entsprechend – Rechnung getragen wird. Die Gesetzgebung kann und muss die Hochschulen dabei durch klare Vorgaben unterstützen. Da alles, was rechtlich nicht verankert ist, mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht

⁵⁴ Zur Kritik an der mangelnden Beachtung der *Gender* und *Queer Studies* bzw. ihrer Deklaration als irrelevant in Forschung und Lehre s.a. Behrens im vorliegenden Band. Allerdings bedeutet das Heraushalten bestimmter Themen und Lebenserfahrungen aus dem Forschungs- und Lehrportfolio der Hochschulen de facto ein Ignorieren der vorhandenen Diversität und widerspricht dem Anliegen und Charakter von Diversity Management.

umgesetzt wird, gilt es, vorhandene Regelungslücken⁵⁵ zu schließen und die formalen Grundlagen zu schaffen.

Kirstin Kastell, Universität Rostock

Bibliografie

- Baer, Susanne: *Chancen und Risiken Positiver Maßnahmen: Grundproblem des Antidiskriminierungsrechts und drei Orientierungen für die Zukunft*. Berlin 2010.
- Behrens, Christoph: (Neue) LiebesOrdnungen. Queer-Feministische Perspektiven in der Hochschullehre: Französische und Italienische Literaturwissenschaft in der Lehramtsausbildung. In: Behrens, Christoph; Zittlau, Andrea: *Queer-Feministische Perspektiven auf Wissen(schaft)*. (Band 1, Rostocker Interdisziplinäre Gender und Queer Studien). Rostock 2017, 210-250.
- Brons, Lajos L.: Othering, an Analysis. In: *Transcience*. 1/2015, 69–90.
- Deutsches Studentenwerk: Stellungnahme zur Änderung des Hochschulgesetzes in Schleswig-Holstein in Bezug auf Studierende mit Behinderung. Berlin 2015 <https://www.studentenwerke.de/de/content/stellungnahme-zur-änderung-des> (03.02.2017)
- Doblhofer, Doris /Küng, Zita: *Gender Mainstreaming. Gleichstellungsmanagement als Erfolgsfaktor – das Praxisbuch*. Heidelberg 2008.
- Dobusch, Laura /Hofbauer, Johanna /Kreissl, Katharina: Behinderung und Hochschule: Ungleichheits- und interdependenztheoretische Ansätze zur Erklärung von Exklusionspraxis. In: Klein, Uta. /Heitzmann, Daniel (Eds.): *Hochschule und Diversity. Theoretische Zugänge und empirische Bestandsaufnahme*. Weinheim /Basel 2012, 69-85.
- Ely, Robin J. /Thomas, David A.: Cultural Diversity at work: The effects of diversity perspectives on work group processes and outcomes. In: *Administrative Science Quarterly*. 2/2001, 229-273.

⁵⁵ Regelungslücken bestehen weiterhin zum Beispiel zur Verankerung des Nachteilsausgleichs in Promotions- und Habilitationsordnungen (s.a. Kastell, „Inklusions- und Exklusionspotenzial von Nachteilsausgleichen“), zur Berücksichtigung der Interessen von LGTB* und insgesamt in Bezug darauf, die Belange von Minoritäten zu repräsentieren und ihnen eine Stimme zu verleihen.

- Engel, Roland: Die Vielfalt der Diversity Management Ansätze – Geschichte, praktische Anwendungen in Organisationen und zukünftige Herausforderungen in Europa. In: Koall, Iris /Bruchhagen, Verena / Höher, Friederike (Eds.): *Diversity Outlooks*. Hamburg 2007, 97-110.
- Fisseler, Björn: Studienerfolg von Studierenden mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen. Ein systematischer Überblick zum internationalen Stand der Forschung. In: Klein, Uta (Ed.): *Inklusive Hochschule. Neue Perspektiven für Praxis und Forschung*. Weinheim / Basel 2016, 156-177.
- Früh, Werner: *Inhaltsanalyse. Theorie und Praxis*. München 1991.
- Grüber, Katrin: „Disability Mainstreaming“ als Gesellschaftskonzept. Annäherungen an einen viel versprechenden Begriff. In: *Sozialrecht + Praxis*. 7/2007, 437-444.
- Hochschullehrerbund (hlb) – Landesverband Schleswig-Holstein: *Stellungnahme zum Gesetzesentwurf der Landesregierung zur Änderung des Hochschulgesetzes (HG) und anderer hochschulrechtlicher Vorschriften nach der Drs. 18/ 3156*. 30.06.2015. http://hlb.de/fileadmin/hlb-global/downloads/stellungnahmen/2015-10-01_hlbSH-Stellungnahme_HG-SH_Drucksache_18-3156.pdf (03.02.2017).
- Kastell, Kirstin: Inklusions- und Exklusionspotenzial von Nachteilsausgleichen am Beispiel der Universität Rostock: Instrument zur Realisierung von Chancengleichheit oder zur (Re-)Konstruktion des Defizitären? In: *Sonderpädagogische Förderung heute*. Weinheim 2016, 381-397.
- Keller, Reiner: *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Bd. 2, Forschungspraxis*. Wiesbaden 2004.
- Kerst, Christian: Studienerfahrungen beeinträchtigter Studierender. Ergebnisse des Konstanzer Studierendensurveys im Vergleich. In: Klein, Uta (Ed.): *Inklusive Hochschule. Neue Perspektiven für Praxis und Forschung*. Weinheim /Basel 2016, 136-155.
- Klein, Uta: Inklusive Hochschule als partizipativer Prozess: Das Beispiel der Universität Kiel. In: Idem. (Ed.): *Inklusive Hochschule. Neue Perspektiven für Praxis und Forschung*. Weinheim /Basel 2016, 80-103.
- Klein, Uta /Rebitzer, Fabian A.: Diskriminierungserfahrungen von Studierenden: Ergebnisse einer Erhebung. In: Klein, Uta/ Heitzmann, Daniela (Eds.): *Diversity konkret gemacht. Wege zur Gestaltung von Vielfalt an Hochschulen*. Weinheim /Basel 2012, 118-136.
- Krell, Gertraude: *Gender unter dem Dach Diversity: Eine Auseinandersetzung mit häufig geäußerten Einwänden*. Baden-Baden 2010, 147-157.

- Kutzner, Edelgard: Gender und Diversity – einige kritisch konstruktive Überlegungen. In: *IFFOnZeit-Onlinezeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)*. 3/2014, 107-109.
- Lahn, Ulrike: Die widersprüchlich-markierten Körper der Forschenden – Selbstreflexionen über Situiertheit in intersektionell informierter Forschung und Lehre. In: Klein, Uta /Heitzmann, Daniela (Eds.): *Diversity konkret gemacht. Wege zur Gestaltung von Vielfalt an Hochschulen*. Weinheim/Basel 2012, 73-89.
- Mecheril, Paul: *Kulturell-ästhetische Bildung. Migrationspädagogische Anmerkungen*. Oldenburg 2015/2013. www.kubi-online.de/artikel/kulturell-aesthetische-bildung-migrationspaedagogische-anmerkungen (03.02.2017)
- Ministerium für Innovation, Wissenschaft und Forschung Nordrhein-Westfalen: *Hochschulgesetz Nordrhein-Westfalen (Nicht-Amtliche Veröffentlichung)*. Düsseldorf 2014. www.wissenschaft.nrw.de (02.03.2017)
- Präsidium der FH Lübeck: *Kommentar zum Entwurf des neuen Hochschulgesetzes*. www.landtag.ltsh.de/infothek/wahl18/umdrucke/4700/umdruck-18-4728.pdf (03.02.2017)
- Przytulla, Nicole Viktoria: Ist eine andere Hochschule (un)möglich? Inklusive Hochschule – Umrisse einer Soziologie der Abwesenheiten. In: Klein, Uta (Ed.): *Inklusive Hochschule. Neue Perspektiven für Praxis und Forschung*. Weinheim /Basel 2016, 196-220.
- Sacksofsky, Ute: Antidiskriminierungsrecht, Diversität und Hochschulen. In: Bender, Saskia-Fee /Schmidbaur, Marianne /Wolde, Anja (Eds.): *Diversity entdecken. Reichweiten und Grenzen von Diversity Policies an Hochschulen*. Weinheim /Basel 2013, 97-113.
- Sauer, Birgit /Wöhl, Stefanie: Governing Intersektionality. Ein kritischer Ansatz zu Analyse von Diversitätspolitiken. In: Klinger, Cornelia et al. (Eds.): *ÜberKreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz*. Münster 2008, 249-273.
- Smitten, Susanne In Der/ Valero Sanchez, Marco M.: Förderung von Inklusion über zentrale Instrumente der aktuellen Hochschulsteuerung? Zum aktuellen Stand in den deutschen Bundesländern. In: Klein, Uta (Ed.): *Inklusive Hochschule. Neue Perspektiven für Praxis und Forschung*. Weinheim /Basel 2016, 41-59.

Thomas, David A. /Ely, Robin J.: Making Differences Matter: A New Paradigm for Managing Diversity. In: *Havard Business Review*. 5/1996, 79-90.

Welti, Felix: Die Un-BRK – Welche Bedeutung hat sie für die Hochschulen? In: Klein, Uta (Ed.): *Inklusive Hochschule. Neue Perspektiven für Praxis und Forschung*. Weinheim /Basel 2016, 60-79.

Christoph Behrens

(Neue) LiebesOrdnungen

Queer-Feministische Perspektiven in der Hochschullehre:
Französische und Italienische Literaturwissenschaft
in der Lehramtsausbildung

Abstract:

Gender Mainstreaming and Diversity Management have long been discussed in university politics. However, the implementation of gender equality and diversity concepts are still based on gender binary and non-holistic approaches and are often restrained to improve human resources. This article aims at showing how Gender Mainstreaming and Diversity Management can firstly benefit from a queer-feminist input and secondly, how these perspectives can be integrated not only into the administration of students and employees, but foremost at the content level of curricula and research, especially with teaching students. Focussing on (Romance) literary and cultural studies, the paper didacticizes and reflects on the role of literature classes for promoting gender-reflective and discrimination-critical teaching. The presentation and analysis of a seminar on “(New) Orders of Love in French and Italian Literature” will serve as an example.

Keywords

Queer Studies, Literary studies, Love, Heteronormativity, Didactics, Gender Mainstreaming, Diversity Management

„Liebe ist...“

„....ein Spiel. Genauer ein Gesellschafts- und Rollenspiel. Alle spielen es mit und deine Rolle ist durch herrschende Konventionen klar vorgegeben.“

„....vielleicht das normierteste und meist diskutierteste Konstrukt der Gefühlswelt, da es sich um das ständige Aushandeln zwischen Menschen und der Gesellschaft handelt.“

„.... offene Leidenschaft zwischen männlichem und weiblichem Geschlecht.“

„...Liebe ist auf jeden Fall ein Konstrukt, was ganz und gar abhängig von dem betrachteten Kontext ist.“

1 Queer-Feministische Perspektiven in der Hochschullehre und der Lehramtsausbildung

Gender- und Diversity-Konzepte gehören an deutschen Hochschulen mittlerweile zum guten Ton und sind zu Recht auch politisch gewollt und gesetzlich gefordert. Sie sind jedoch in sehr unterschiedlichem Maße realisiert und etabliert¹ worden und verfolgen meist sehr unterschiedliche Ziele. Besonders das Themenfeld und die Aktionspläne um das Schlüsselwort Diversity scheinen die Verantwortlichen mit Unschlüssigkeit zurückzulassen, die große – wirtschaftlich bedingte – Beschränkungen dieses *floating signifier* mit sich bringen.

Dass Hochschulen sich der sozialen Kategorie Gender annehmen, ist durch das Bundesgleichstellungsgesetz (BGleG) seit 2001 vorgeschrieben.

Ziel des Gesetzes ist es, 1. die Gleichstellung von Frauen und Männern zu verwirklichen, 2. bestehende Benachteiligungen auf Grund des Geschlechts, insbesondere Benachteiligungen von Frauen, zu beseitigen und künftige Benachteiligungen zu verhindern sowie 3. die Familienfreundlichkeit sowie die Vereinbarkeit von Familie, Pflege und Berufstätigkeit für Frauen und Männer zu verbessern.²

Die Sicherung dieser gesetzlichen Maßgabe und deren Ausgestaltung durch u.a. die Erarbeitung von Führungsleitlinien und den Beisitz bei Berufungen kommt an Hochschulen den Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten zu.

Dass diese Auslegung der vermeintlichen Kategorie Gender, die in diesem Fall eher mit biologischem Geschlecht denn Gender als soziale Konstruktion bezeichnet werden müsste, erstens Zweigeschlechtlichkeit schürt und zweitens andere Geschlechtsidentitäten außerhalb dieses gesetzlich binären Referenzrahmens aus dem Aufgabengebiet der Gleichstellungsbeauftragten herausfallen, sei aus queer-feministischer Perspektive feststellend angemerkt: Zwischen Realpolitik und Theoriebildung soll hier also bereits eine erste Inkongruenz festgestellt werden, die sich in einer nicht theorieinduzierten Verwendung von Konzepten der Gender und Queer

¹ S.a. Klein spricht von einer 30-jährigen Tradition.

² BGleG, §1.

Studien äußert, aber gleichzeitig Expertise einfordert.³ Vielleicht kann hier von einem Übersetzungsfehler des Konzeptes Gender als Geschlecht ausgegangen werden; vielleicht aber auch von einem Unverständnis oder Unwillen der privilegierten Position des „Weißen [heterosexuellen] Mannes“⁴ an der diskursiven Sprengkraft und der politischen Tragweite, die die Ausdifferenzierung von Geschlechter- und *Gender*-Konzepten sowie sexuellen Identitäten und deren sozialen Verwobenheit mit sich bringen würde.

Weiterhin sei darauf verwiesen, dass frauenfördernde Maßnahmen, Projekte und Politiken, weil sie einen gefühlten hohen Grad an institutioneller Gleichstellung befördern, oftmals zu einer Reduzierung von Egalitätsbestrebungen führen. Dass sie – aus queer-feministischem Blickwinkel betrachtet – Frauen* in die Position des „Weißen Mannes“ rückbinden wollen, d.h. sie auf eine neoliberalen, heteronormative Struktur verweisen und aus dieser heraus anrufen, bleibt oft unbeachtet. Die konkrete strukturelle und diskursiv perpetuierte Benachteiligung von Frauen*, die die *Gender Studies* theoretisiert haben, wird dabei aus den Augen verloren. Was aus der gesetzlichen Forderung von Gender Mainstreaming folgt, ist daher oftmals konkret, kurzzeitig effektiv und wird als positiv wahrgenommen. So führt die Forcierung weiblicher* Professor*innen oder die Erhöhung des Frauen*anteils in MINT-Studiengängen zwar zu sichtbaren (jedenfalls

³ Gleichstellung ist notwendig, um die Position der Frauen auf dem Arbeitsmarkt zu stärken und sie feministisch, solidarisch zu unterstützen. Jedoch ist die Nachhaltigkeit des Gender Mainstreamings als einzige Gleichstellungspraxis fragwürdig, da sie rein wirtschaftlich argumentiert, aber keine Kritik der normativen Zwangszweigeschlechtlichkeit an sich, die aus feministischer Perspektive die wirtschaftliche Ausbeutung der Frau erst provoziert, auf diskursiver Ebene übt.

⁴ Der weiße heterosexuelle Mann soll als eine theoretische Subjektposition verstanden werden. Luca di Blasis *Der Weiße Mann. Ein Anti-Manifest*. (2013) folgend kann diese Position als Frageanlass gesehen werden: „Gerade weil weiße Männer in vielfacher Hinsicht privilegiert und geschont erscheinen, gerade weil sie vom Zentrum kommen, können sie sich nicht in gleicher Weise thematisieren wie jene, die sich lange Zeit an die Ränder einer vom ‚weißen Mann‘ beherrschten Welt verwiesen sahen. Gerade weil mit den weißen Männer eine spezifische Geschichte der Dominanz verbunden ist, erscheint jede Selbstreflexion, die sich nicht auf eine Selbstkritik beschränkt, per se problematisch und verdächtig. [...] Eine Reflexion der spezifischen Lage weißer Männer ist überfällig. Der Prozess ihrer Dezentrierung, so begrüßenswert dieser auch ist, eröffnet nämlich nicht nur den Ausblick auf eine gerechtere Welt, sondern birgt auch Sprengstopp. Dazu gehört besonders die Versuchung weißer Männer, ihre Dezentrierung mit Marginalisierung und Privilegienabbau mit Diskriminierung zu verwechseln – und sich schließlich als *White Trash*, als Opfer der Opfer zu bemitleiden.“ Idem., 7-8.

passing-)Erfolgen, doch schafft es Gender Mainstreaming eben nicht, die soziale, politische und ökonomische Ungleichheit, die sich durch die gesellschaftlich zugeschriebene Geschlechterrolle in allen Bereichen des Lebens manifestiert (so im Arbeitsklima, in Hierarchiegefällen, in der Post-Doc-Phase, in der Werbung auf dem Campus und in den Lehrcurricula) positiv, d.h. im Sinne eines dekonstruktivistischen, diskriminierungskritischen und umfassenden (d.h. Differenzkategorien wie *race*, *class*, *sexuality* begreifenden) Ansatzes zu beeinflussen. Deutlich ist dies an der (mitunter reaktionär) wirkenden Argumentation männlicher* Kollegen* ablesbar, die ihre hegemoniale Position im Wissenschaftsdiskurs gefährdet sehen und eben – und das nicht ohne Grund – die Verhandlungen von Männlichkeiten* im Gender Mainstreaming vermissen, das ihnen die längst überfällige Reflexion ihrer spezifischen Position, die De Blasi (2013) theoretisiert, eben nicht gewährt: eine weitere Konsequenz eines nicht umfassenden Ansatzes, der sich so selbst in eine Rechtfertigungsposition bringt, da er für die soziale Konstruktion von Männlichkeit* nicht sensibilisiert und allemal auf einem naturalistisch-essentialisierenden Geschlechterkonzept aufbaut.

Über diese Kategorie Geschlecht – und eben nicht Gender (!) – hinaus, sind die Hochschulen gesetzlich scheinbar nicht verpflichtet, die Unterschiede der Mitarbeiter*innen und Student*innen zu berücksichtigen. Diversity als Konzept in der Hochschuldiskussion findet seinen Ursprung daher – parallel zum Gender Mainstreaming – auch eher im Diversity Management als in der Diskriminierungskritik selbst, also eher in der institutionellen Verschleierung von Vielfalt als in der diskursiven Besserstellung.

„Soziale Vielfalt konstruktiv nutzen“ ist das Credo vieler Hochschulen, die sich der Diversity verpflichten. Diversity Management versucht unter Berücksichtigung einer Trias aus moralischen, juristischen und vor allem ökonomischen Aspekten Hochschulen als einen Hort der Vielfalt zu etablieren. Eine stetige Zunahme der Heterogenität der Student*innen und der Lebenswelten im großen Stil steht dabei im Zentrum der Diskussion. Durch neue Zugangsmöglichkeiten zum Hochschulstudium lassen sich verstärkt Unterschiede von Bildungsbiografien, Lebensstilen und Erfahrungshintergründen beobachten. Im Hinblick auf Fragen des *Recruiting* sowie *Headhunting* und entsprechend der Wettbewerbsfähigkeit von Hochschulen sind Diversity-Strategien somit als Maßnahmen zu verstehen, um auf die neuen Anforderungen hinsichtlich der Gewinnung von Student*innen, aber auch von Mitarbeiter*innen, angemessen zu reagieren. Für die Hochschule bedeutet dies zum einen die Steigerung

des internationalen Renommees, zum anderen erhöht dies aber auch die Attraktivität des Standortes.⁵ Diversity spiegelt sich folglich vornehmlich in der strategischen Planung der *human resources* wieder, als Wirtschaftsfaktor und Werbestrategie.

Während die hochschulische Gleichstellungspolitik sich auf das Aufzeigen sozialer Ungleichheit beruft und eine emanzipative Zielstellung, eine „egalitäre Differenz“⁶ verfolgt, orientiert sich Diversity vornehmlich an personalpolitischen Prämissen. Diversität wird dabei nicht aus einer sozialen Ungleichheits-Perspektive betrachtet, sondern als diverse Potentiale wahrgenommen, die zur Optimierung des Unternehmens Hochschule erschlossen werden und beitragen sollen. „Während Veränderungen [...] aus Perspektive der Gleichstellungspolitik erreicht werden sollen, indem die Wirksamkeit sozialer Differenzkategorien entgegengearbeitet wird, strebt Diversity Management deren Nutzbarkeit an.“⁷ Differenz soll somit nicht hemmen, sondern produzieren bzw. wirtschaftlich reproduziert werden. Ähnliche Kritik wie dem Gender Mainstreaming entgegengebracht wurde, ist auch hier anzumerken.

Erstens kann sich die Hochschule durch das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz (AGG) seit 2006 ebenfalls in der Pflicht sehen, gleiche Maßnahmen wie zur Gleichstellung von Frauen* auch für die dort in §1⁸ genannten Differenzkategorien (*race, ethnicity, gender, religion, ability, age, sexuality*) einzurichten. Zu ergänzen ist hier im Hochschulbereich vor allem die wirkmächtige Kategorie *class*, die den Zugang zum Studium *qua Finanzierbarkeit* mitreguliert.

⁵ „Vor allem angesichts des sich abzeichnenden demografischen Wandels richten viele Hochschulen ihr Augenmerk vermehrt auf kulturelle Diversität. Der prognostizierte Rückgang der Studierendenzahlen führt dazu, dass die Hochschulen zunehmend um potenzielle Studierende konkurrieren. Vor diesem Hintergrund gilt es als Wirtschaftsfaktor, ein breites Spektrum an Menschen aus der kulturell vielfältigen deutschen Einwanderungs-[und Flüchtlings-, C.B.] -gesellschaft anzusprechen. [...] Gesellschaftspolitische Begründungen [...], Abbau von Diskriminierung stehen dabei dahinter in der Regel zurück. Ähnliches ist zu beobachten, wenn kulturelle Diversität im Kontext hochschulischer Internationalisierung thematisiert wird. Auch hier ist die Anwerbung von Personen aus dem Ausland vorrangig mit Wettbewerbsgedanken verbunden.“ Tomberger, „Gender- und Diversity-Kompetenzen in Hochschullehre und Beratung“, 6.

⁶ Cf. Prengel, Pädagogik der Vielfalt.

⁷ Tomberger, „Gender- und Diversity-Kompetenzen in Hochschullehre und Beratung“, 7.

⁸ „Ziel des Gesetzes ist, Benachteiligungen aus Gründen der Rasse oder wegen der ethnischen Herkunft, des Geschlechts, der Religion oder Weltanschauung, einer Behinderung, des Alters oder der sexuellen Identität zu verhindern oder zu beseitigen.“ AGG, §1.

Zweitens ist es als Forderung zu formulieren, diese Kategorien nicht wirtschaftlich zu betrachten und somit ungleiche Personen euphemisierend gleichzusetzen, da sie alle ein wirtschaftliches Potential innehaben, das nutzbar gemacht werden kann. Dringend sollten eher besondere Ausgangsbedingungen in sozialen Strukturen verstanden und beleuchtet werden; die Fragen im Vordergrund stehen, wie diese Kategorisierungen in Hochschulen entstehen und im Hochschulsystem wirken sowie wie gegen damit verbundene Diskriminierung systeminhärent vorgegangen werden kann.

Anstatt von Geschlecht, das aufgrund seiner Nähe zur Biologie immer eine naturalisierende Komponente in sich trägt, eher von Gender⁹ zu sprechen und damit den Fokus auf die Performativität von Geschlecht sowie auf den Wirkungszusammenhang von Geschlechtsidentitäten mit vielen anderen sozialen Einflussgrößen bewusst zu verschieben, würde die Gleichstellungspolitik in eine Chancengleichheitspolitik wandeln; von queer anstatt von Diversity zu sprechen, wäre eine Umwertung der Managementstrategien in Diskriminierungskritik. Queer soll dabei nicht nur als ein Synonym für schwul-lesbische Identitäten gefasst werden, sondern umfasst sowohl Trans*-, Inter*- und Bisexualität sowie andere nicht-heteronormative Geschlechtsidentitäten und Sexualitäten. Darüber hinaus kann queer als ein hinterfragendes, herrschaftskritisches und engagiertes Konzept genutzt werden, mit dessen Hilfe ausgrenzende Normen, Hierarchiebildungen und Systeme reflektiert werden sollen. Demnach enthält es auch die so genannten „Big 6“ des AGG, *class* und deren Interdependenz. Dies ist vor allem auch im Bereich der Hochschule nötig, da wir es als Lehrer*innen, Berater*innen und Student*innen niemals mit monodimensionalen Identitäten zu tun haben. Wirtschaftlicher Forcierung von Differenz sollte also deren Hinterfragung entgegenstellt werden und Differenz demnach nur thematisiert werden, wenn sie auch eine Semantik innehat. Besonders in der innovatorischen und reflektierten Planung von Forschungs- und Lehrinhalten sowie bei der Gestaltung von Informations-, Beratungs- und Studienangeboten sollten diese Überlegungen Berücksichtigung finden.

Die Integration queer-feministischer Perspektiven in Lehrinhalte ist ein zentrales Element eines Gender-reflektierenden und diskriminierungs-

⁹ Für eine Zusammenfassung der feministischen Theorie zu Gender, s.a. Villa, „Feministische- und Geschlechtertheorien.“

kritischen Studiums – nicht (nur) in dem Sinne, wie es das Diversity Management verlangt, um den Interessen möglichst vieler Student*innen zu entsprechen –

sondern vor allem im Interesse der notwendigen Weiterentwicklung der Wissenschaften, die ohne eine konsequente Einbeziehung der Geschlechterperspektive in ihren Erkenntnismöglichkeiten beschränkt bleiben muss, solange sie in ihrem „gender-bias“ verharrt.¹⁰

Denn Wissen – so Foucaults grundlegende These – ist immer situiert, d.h. die Produktion von Wissen (und somit auch das Studium und die schulische Ausbildung) ist immer historisch, sozial, kulturell und ökonomisch eingebunden. Nonchalance gegenüber queer-feministischen Perspektiven bedeutet immer auch eine Abwertung und Hierarchisierung von Wissen. Vor allem, wenn diese doch im Rahmen der Hauptaufgabe der Hochschule, nämlich der Wissensproduktion und -innovation, fehlt und nur eine, wenn überhaupt, verwaltungsbedingte Nennung unter dem Label Diversity erfährt.

Im Weiteren will ich mich deshalb vor allem mit dem Platz von queer-feministischen Perspektiven in der Hochschullehre beschäftigen. Diese will ich zuallererst didaktisch begründen und dabei der Frage nachgehen, warum „Studying Gender to Teach Gender“¹¹ besonders in der Lehrer*innenbildung von großer Bedeutung ist.

Ich schließe mich der Feststellung Tombergers an, dass sich die „unzureichende Konzeptualisierung von Diversity im hochschuldidaktischen Bereich wiederfinde.“¹² Während eine geschlechterforschende Lehre sich bereits vereinzelt in der Lehre, in den Lehrinhalten und den Curricula der verschiedenen Studiengänge nachweisen lässt, für den Bereich der Literaturwissenschaft etwa in Form von Kanonerweiterungen und Seminaren des Gegenkanons,¹³ ist eine Thematisierung von Gender als nicht-binäre Konstruktion leider nur/noch eine Randerscheinung. Diese anderen Geschlechtsidentitäten werden zwar erwähnt, jedoch meist aus der Position einer extra dafür aufgesparten Sitzung. Sie haben ein Randdasein im

¹⁰ Becker /Kortendiek, „Geschlechterforschung in die Curricula“, 73.

¹¹ S.a. u.a. Onnen, „Studying Gender.“

¹² Tomberger, „Gender- und Diversity-Kompetenzen in Hochschullehre und Beratung“, 8.

¹³ In der französischen und italienischen Literaturwissenschaft lässt sich demnach eine Verschiebung der Lehrinhalte von einer an der männlich, heteronormen französischen Klassik bzw. an den *tre corone* ausgerichteten Lehrinhalten (cf. Aufstellung der Lehrinhalte in Deutschland und Österreich aus *Italienisch* 75/2016, 175) hin zu weiblichen Autor*innen, auch in diachroner Sichtweise erkennen.

Seminarplan und bekommen so ihre gesellschaftliche Randstellung formal gespiegelt. Gleiches gilt für die Curricula verschiedenster Studiengänge.¹⁴

Ich möchte im Besonderen auf die Lehramtsausbildung zu sprechen kommen. Als Bildungsvermittler*innen von morgen ist eine intensive Beschäftigung mit Diversity – eben aus ähnlichen Gesichtspunkten wie es das Diversity Management fordert – aufgrund einer sich im Wandel befindlichen Gesellschaft einerseits und der daraus notwendigen Bildung eines Willens zum Wandel andererseits unabdingbar. Die sozialen Differenzen und die hieraus resultierenden Zuschreibungen, Ablehnungen und Diskriminierungen in den Blick zu nehmen, ist für Lehrer*innen unentbehrlich, denn die Diskursivierung und die damit verbundenen Normen, die an die Kategorien Gender und deren Interdependenzen angelegt werden, erfolgen zu einem großen Teil während der Schulzeit. Die Auseinandersetzung mit Gender, Sexualität und anderen Differenzmarkern spielt in der Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen eine große Rolle, da diese sich in einer der längsten Phasen ihrer Bildungsbiografie den im impliziten, heimlichen Lehrplan¹⁵ der Schule verankerten gesellschaftlichen, heteronormativen Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit und Paarbeziehungen gegenübersehen. Schüler*innen begegnen in der Schule den Rückmeldungen ihrer *peers*, aber auch ihrer Lehrpersonen über die Art und Weise, wie sie ihr Gender, ihre Sexualität und ihre Liebe zu leben und auszudrücken haben. Für viele Schüler*innen und auch Lehrer*innen ist dies mit zahlreichen Zwängen und Verletzungen verbunden:

Die Erwartungen, die an Kinder und Jugendliche gestellt werden, sich als weiblich oder männlich zu identifizieren und ein entsprechendes Auftreten im Alltag zu zeigen, können zu Verlusten von lieb gewonnenen Dingen, Tätigkeiten, Vorlieben und Menschen führen. Zugleich werden die Geschlechterkonzepte hierarchisiert, was nicht selten mit Grenzüberschreitungen und erheblichen Einschränkungen einhergeht.¹⁶

¹⁴ Für die (romanische) Literaturwissenschaft haben Kroll /Steinbrügge / Zimmermann, Romanistik/Literaturwissenschaft Anregungen für die Erarbeitung eines *Gender*-Moduls zusammengestellt, cf. <http://www.gender-curricula.com/gender-curricula/gender-curricula-detailansicht/?uid=39&casegroup=7&cHash=1456043665> (10.06.2017) Für eine ausführliche Liste für verschiedenste Studienfächer s.a. Frauen- und Geschlechterforschung NRW <http://www.gender-curricula.com/gender-curricula/> (10.06.2017)

¹⁵ Zum Begriff des „heimlichen Lehrplans“ in queer-feministischer Perspektive cf. Onnen, „Studying Gender“, 89-92.

¹⁶ Manz, „Geschlechterreflektierende Haltung in der Schule“, 103.

Aufgrund dieser Bedeutung von queer-feministischen Perspektiven in der Schule kann gar nicht oft genug betont werden, wie wichtig es ist, dass Lehrer*innen und Student*innen sich ihrer performativen Rolle als Multiplikator*innen des Umgangs mit Gender, Sexualität und Diskriminierung aller Art bewusst sind und zu reflektieren lernen, wie in und durch schulische Interaktionen Normen hergestellt und vermittelt werden.

(Hochschul-)Lehrer*innen wissen jedoch in der Regel wenig über eine diskriminierungskritische und geschlechterreflektierende Lehre. Sie halten die Kategorie Geschlecht (vor allem im Hochschulgremium) für nicht relevant und die eigene Lehre für neutral.¹⁷ Es bedarf deshalb einer gender-reflektierenden und diskriminierungskritischen pädagogischen und fachlichen Ausbildung, die nicht nur Geschlechternormierungen problematisiert, zurechtweist und aufzeigt, sondern auch eine respektvolle und reflexive Haltung zu verschiedensten Geschlechter- und sexuellen Identitäten sowie deren interdependenten Kategorien vermittelt.

Trotz der reproduzierenden Funktion von Schule als Teil eines, wie Louis Althusser (1970) ihn benennt, „ideologischen Staatsapparates“¹⁸ bietet schulischer Unterricht zugleich eine große Chance, genau diese heteronormen, diskriminierenden und ausgrenzenden Diskurse explizit zu thematisieren, „eine kognitive Auseinandersetzung zu fördern, neue Perspektiven zu eröffnen und Reflexionsprozesse anzuregen.“¹⁹ Ein Schritt dieser Forderung entgegenzukommen ist es, Schule und Hochschule nicht nur als Bildungsinstitution anzusehen, in der die Lerner*innen und Lehrer*innen sich ausschließlich mit Inhalten des offiziellen Lehr- oder Studienplans konfrontiert sehen, sondern auch die Perspektive auf die Schule und Hochschule als Sozialisationsinstanzen einzunehmen.²⁰

Ein sehr vielversprechender pädagogischer Ansatz, der, wie im Weiteren sichtbar wird, sich auch in der literaturwissenschaftlichen Lehre widerspiegeln

¹⁷ S.a. Spiess, „Geschlechtersensibel lehren.“

¹⁸ Cf. Althusser, Ideologie und ideologische Staatsapparate.

¹⁹ König, „Teaching Gender Reflection“, 261.

²⁰ S.a. u.a. Onnen, „Studying Gender“, 84. „Die Hochschule wird hier auch als zukunftsbedeutsamer Ort der Persönlichkeitsentwicklung verstanden, als Ort, der wissenschaftliches Wissen und gesellschaftliche Werte gleichermaßen vermittelt und sich deshalb aus der Reflexion von Geschlechterverhältnissen nicht heraushalten darf. Damit ist keine Frage der Frauenförderung angesprochen (die dann bequem an die Frauen der Hochschule delegiert zu werden pflegt), sondern eine zentrale Frage der Gestaltung von Demokratie, der Zukunftsgestaltung der Geschlechterverhältnisse im öffentlichen und privaten Raum.“ Fleßner, „Vorwort“, 8.

kann, ist Jutta Hartmanns (2002)²¹ „Pädagogik vielfältiger Lebensweisen.“ Aufbauend auf der soziologisch geführten Debatte, dass sich Lebensformen immer mehr individualisieren und pluralisieren, führt Hartmann den Begriff der vielfältigen Lebensweise ein, der die gesellschaftliche Triade, wie es bei ihr heißt, aus Geschlecht, Sexualität und Lebensform kritisch und dekonstruktivistisch in den Blick nimmt:

Mit dem Begriff vielfältige Lebensweisen folge ich einem Verständnis von Geschlecht, Sexualität und Lebensform als bewegte und miteinander verwobene Diskurslandschaften (Dispositive) und Felder sozialer Praxen, in denen vielfältige Diskurse um Vormachtstellung ringen, gleichwohl die Landschaften bereits durch hegemoniale Diskurse vorstrukturiert sind.²²

Es gilt in ihrem Ansatz, die gerade Linie zwischen den drei Konstituenten sowie die Heteronormativität bzw. die heterosexuelle Matrix selbst, zu dynamisieren und so zu entgrenzen. Ziele pädagogischer Prozesse, zu denen auch die universitäre Ausbildung zählt, sind laut Hartmann

- a) „eine Auseinandersetzung mit vielfältigen Lebensweisen vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Machtverhältnisse und Norm(alis)-ierungsbestrebungen“²³, diese zu rekonstruieren, zu differenzieren, zu konzeptualisieren und zu politisieren,
- b) so „das Herausbilden eines geschlechtlichen und sexuellen Selbstverständnisses unterstützen, das selbst beweglich bleibend, Achtung und Wertschätzung gegenüber anderen Existenz- und Lebensweisen beinhaltet“ und
- c) „ein Verflüssigen geschlechtsbezogener Einschränkungen im eigenen Lebensentwurf [zu] ermöglichen.“

Lebensweisen versteht Hartmann darüber hinaus als

gesellschaftlich-kulturelle Diskurse, als ‘Kunstwerke’ im Sinne kontinuierlicher Performativität, eigensinniger Einzigartigkeit und möglicher aktiv-creativer Formung, [...] die vor dem Hintergrund historisch-gesellschaftlicher Veränderungen und kultureller Gegebenheiten reflektiert werden können.²⁴

²¹ S.a. Jutta Hartmanns Beitrag in diesem Band.

²² Hartmann, Vielfältige Lebensweisen, 119.

²³ Idem., 17.

²⁴ Idem., 118.

Die Nähe zu einem soziohistorischen geprägten Literaturbegriff ist in Hartmanns Argumentation augenfällig. In Bezug auf Foucaults Gedanken zu einer Ästhetik der Existenz könnte diese Nähe folgendermaßen gewendet werden:

Ce qui m'étonne, c'est le fait que dans notre société l'art est devenu quelque chose qui n'est en rapport qu'avec les objets et non pas avec les individus ou avec la vie [...]. Mais la vie de tout individu ne pourrait-elle pas être une œuvre d'art? *[La] formation et le développement d'une pratique de soi qui a pour objectif de se constituer soi-même comme l'ouvrier de la beauté de sa propre vie.*²⁵

Die Förderung vielfältiger Lebenswiesen und die Entwicklung einer „pratique de soi“ können zusammengeführt werden. Hartmann selbst deutet auf „die Unbestimmtheitsstellen und das Potential ästhetischer Bildung“²⁶ hin, „sowohl eingeschliffene Wahrnehmungsgewohnheiten zu irritieren als auch neue Wahrnehmungsmuster gegenüber der Komplexität des Lebens anzuregen.“ Durch die Rezeption von Literatur folglich zu einem emanzipierten „l'ouvrier de la beauté de sa propre vie“ zu werden, liegt nahe.

Den oben genannten Impulsen aus der allgemeinen Didaktik und den Erziehungswissenschaften möchte ich im Weiteren in Bezug auf die literaturwissenschaftliche Hochschullehre nachgehen.

2 Das gender-reflektierende und diskriminierungskritische Potential von Literatur(-wissenschaft und -didaktik)

Besonders die Literaturwissenschaft, die in den philologischen Studien- und späteren Unterrichtsfächern einen erheblichen Anteil des Curriculums darstellt, kann der Forderung nach einer gender-reflektierenden und diskriminierungskritischen Bildung nachkommen. Dies liegt zum Großteil an ihrem besonderen Untersuchungsgegenstand, der Literatur selbst. Im Anschluss soll am Beispiel der Literaturwissenschaft eine

²⁵ Foucault, A propos de la généalogie de l'éthique: aperçu du travail en cours, 392; 402. Herv. C.B. „Was mich überrascht, ist der Fakt, dass in unserer Gesellschaft Kunst etwas geworden ist, das nur in Verbindung mit Objekten gebracht wird, aber nicht mit den Individuen oder dem Leben [...]. Aber ist das Leben eines jeden Individuums nicht ein Kunstwerk? Die Herausbildung und Entwicklung einer Selbstpraxis, die zum Ziel hat, zum Arbeiter der Schönheit des eigenen Lebens zu werden.“ Übersetzung C.B.

²⁶ Hartmann, „Geschlechtliche und sexuelle Vielfalt im Kontext von Schule und Hochschule“, 41.

integrative Konzeptualisierung²⁷ von Lehrinhalten und deren Vermittlung in der Studienausbildung unter der Fragestellung, wie queer-feministische Perspektiven als Querschnittswissen in einem Studienverlauf eingebaut werden können, dargestellt werden.²⁸

Literatur ist keine eindeutig zu fassende Sammelbezeichnung für alles Geschriebene. In Anlehnung an Eagleton und Culler kann Literatur als diachron und synchron sich verändernde, sich anpassende und immer wieder neu vereinnahmte Kulturtechnik beschrieben werden, die Deutungsdimensionen sozialer Wirklichkeit anbietet. Dies hängt zusammen mit ihrer formalen Konstituierung: Einerseits ist Literatur durch Polyvalenz (Mehrdeutigkeit) und Konnotativität (Mitbedeutung) gekennzeichnet, die sich aus ihren reichen intra- und intertextuellen Bezügen und ihrem Gebrauch von poetischer Formsprache ergeben. So erst entsteht die literarische, produktive Unbestimmtheit, die Leser*innen dazu auffordert, ihr Bedeutungen zuzuschreiben und die ihnen gleichzeitig ein (neues) Angebot an Bedeutungen liefert.

Andererseits ist die Produktion sowie Rezeption von Literatur durch ihre Form vorgeprägt. Es ist daher anzunehmen, dass diskursiv ausgehandelte Formprinzipien auch die Deutungsdimension, die Rezipient*innen dem Text einverleiben, lenken.²⁹ Der Was-Ebene, also der Inhaltsseite der Dichtung steht eine detailreiche Struktur der Wie-Ebene, also der Formseite der Dichtung, zur Seite. Der Art und Weise, in der sich die Handlungen (Was) vollziehen, kommt also eine zentrale Bedeutung zu. Das Wie des Literarischen, das soziale Handlungen konstituierende und konkretisierende Arrangement, strukturiert den Rezeptionsprozess und die Verarbeitung der dargebotenen sozialen Praxis sowie deren (Wieder-)Aneignung.³⁰ Auf der einen Seite ist die individuelle, ästhetische Erfahrung eines literarischen Werkes somit wesentlich gestützt vom Werkcharakter der Literatur; auf der anderen Seite weist die Literatur aber auch ständig über diesen

²⁷ Becker /Kortendiek, „Geschlechterforschung in die Curricula“, 80.

²⁸ „Am wenigsten bewegt sich bislang auf dem Feld der geschlechterkritischen Hochschuldidaktik – der Reflexion also darüber, wie in der Hochschullehre Geschlecht als Lernen strukturierende Realität stets präsent ist, wie diese Realität kritischem Bewusstsein zugänglich gemacht werden kann und wie Lehren und Lernen als geschlechtergerechte didaktische Praxis gestaltet werden kann.“ Fleßner, „Vorwort“, 7.

²⁹ S.a. Behrens, „Wahr-Nehmend Lesen.“

³⁰ In Bezug auf das geschlossene, aristotelische Drama sind hier an erster Stelle die drei Einheiten (Raum, Zeit, Handlung) zu nennen, die der griechische Philosoph in Bezug auf die Tragödie entwickelt.

Wahrnehmungsrahmen hinaus. Aus sich selbst heraus stellt sich Literatur nicht nur in soziokulturelle Zusammenhänge, sondern auch der Frage nach ihrem So-Sein, jeder einzelnen Facette ihres Gemacht-Seins,³¹ sowie der „generelle[n] und unabweisbar [...] theoretischen Frage, die jedes einzelne literarische Werk selbst (dar)stellt und die direkt mit seiner literarischen Form zusammenhängt: Was bin ich?“³²

In diesem Hinblick ist es naheliegend, dass besonders die performative Dimension von Sprache eine tragende Rolle einnimmt. Austin (1955) formte diesen Neologismus, als er die für die Sprachphilosophie revolutionäre Entdeckung machte, „daß sprachliche Äußerungen nicht nur dem Zweck dienen, einen Sachverhalt zu beschreiben [, also konstativ sind,] oder eine Tatsache zu behaupten, sondern daß mit ihnen auch Handlungen vollzogen werden [, sie performativ sind].“³³ Von Wort zu Satz zu komplexen literarischen Gattungen schafft Literatur somit sprachliche Aussagen, die nicht nur einen propositionalen Inhalt haben – d.h. sie sagen etwas aus – sondern sie tun auch etwas, sie sind Sprachhandeln, sie performen. Literatur kann somit über die reine Konstatierung einer Wirklichkeit hinausgehen und selbst (verschiedene Ebenen der) Wirklichkeit konstituieren, die die Grenze zwischen Fiktionalität/Fiktivität und Faktizität durchbrechen. Gleichzeitig trägt auch die fast ritualhafte Reiterabilität³⁴ von Form und Genre zu einer der Literatur spezifischen Performativität bei. Literatur kann soziale Realität deshalb nicht nur wiedergeben, sondern (neu) realisieren, umgehen oder konterkarieren.

Wolfgang Iser (1976; 1991)³⁵ beschreibt den Akt des Lesens deshalb als eine durch performative Sprechakte und deren Implikaturen im Literarischen bereits bedingte Interpretationsentscheidung. Das Konzept der Performativität scheint auf diese Weise die literarische Form mit den mehr oder weniger kontingenzen Aspekten der mentalen *performance* der Leser*innen zu verbinden, diese gar zu formen und zu lenken.³⁶ Literarischer Ausdruck von Handlungen enthält somit immer theoretisches, reflexives und praktisches, performatives Wissen sozialen Verhaltens. Indem die Rezipient*innen sich den literarisch konstituierten Außenwelten

³¹ S.a. Ulbrich, Literarische Ästhetik, 22.

³² Ibid.

³³ Fischer-Lichte, Ästhetik des Performativen, 31.

³⁴ S.a. Derrida, „Signatur Ereignis Kontext.“

³⁵ S.a. Iser, Der Akt des Lesens, s.a. idem., Das Fiktive und das Imaginäre.

³⁶ Für einen Überblick s.a. Fludernik, „Narratology in the Twenty-First Century.“

im Lektüreprozess annähern, „überführen sie diese [...] in innere Bilder, [...] und inkorporieren sie in ihre eigene Vorstellungswelt, [in ihre eigene Sicht auf die Welt und das Selbst, in ihre individuelle Lebenspraxis?]“³⁷ Wulf spricht sogar von einer Annäherung von Außenwelt (hier die mithilfe des literarischen Produktes vermittelte Weltsicht³⁸) und der Innenwelt der Rezipienten. Die Lektüre (bzw. der Werkzugang) erweitert demnach den Welt- und Selbstzugang der Leser*innen.

Ästhetische Erfahrung des Literarischen besteht somit immer in einer Trias von Selbst-, Welt- und Werkbezug. Sie bietet einen Blick auf die Welt und einen Blick aus der Welt, sie ist demnach nicht nur heteroreferentiell-wirklichkeitsbezogen, sondern auch auto- und metareferentiell-fiktionsbezogen.³⁹

Die innere Logik literarästhetischer Produkte einerseits und deren Zusammenhang und Einlassung in/als soziokulturelle Praxis andererseits bilden die Grundlage der Rezeption literarischer Texte. Mimetische Prozesse sind somit keine bloßen Imitations- bzw. Reproduktionsprozesse, sondern folgen soziokulturell formierten (normativen) Mustern. Rezeption und Produktion von Literatur ist deshalb unauflösbar mit den Prozessen der Weltwahrnehmung und Erfahrung verbunden. Aus diesem Grund beeinflussen einerseits besonders etablierte Wahrnehmungsmuster (z. B. die autonomieästhetische Frage nach dem „Schönen“) die Rezeption und Produktion von Literatur. In ihr werden so soziokulturell formierte Normen formalästhetisch repräsentiert und kulturgeschichtlich tradiert. Umgekehrt ist Literatur auch eine soziokulturelle Praxis, die dazu im Stande ist, neue Normen zu entwickeln, zu erweitern bzw. zu verändern.

Besonders an der Schnittstelle zwischen Literaturwissenschaft und *Gender-/Queer-Studies* lassen sich rückbezüglich auf das butlersche Verständnis von Geschlecht als Performance⁴⁰ ähnlich gelagerte Untersuchungen für alle drei Großgenres der Literatur, Dramatik, Epik

³⁷ Wulf, Zur Genese des Sozialen, 10.

³⁸ Das literarische Produkt ist an sich schon immer Ausdruck von Etwas (Handlung, Objekt, etc.). Der Rezeptionsweg müsste also in noch verschärkterer Weise als mimetische *mise en abyme* der Außenwelt mitbedacht werden. In Bezug auf die Verschränkung von Außen- und Innenwelt in der Landschaftsbetrachtung in der Meditationsliteratur s.a. Behrens, „Gehört die Landschaft der Moderne?“

³⁹ Cf. Behrens, „Wahr-Nehmend Lesen.“

⁴⁰ Laut Butler schöpft die Kategorie Geschlecht nicht aus einer vordiskursiven Wirklichkeit, sondern ist das Ergebnis performativer Inszenierungen, die sich selbst erfolgreich als Sein darstellen, d.h. ihre Konstruiertheit verschleiern und einen Naturalisierungseffekt hervorrufen. S.a. Butler, Das Unbehagen der Geschlechter, 79.

und Lyrik, finden. „[Das]Theater [erscheint] als besonders wirksamer Ort, um geschlechtliche Identität als Konstruktion vorzuführen“, da es einen „multimedialen ‚Anschauungsraum‘ für Gender-Experimente bereit[stelle].“⁴¹

Ähnlich bewerten auch Ansgar und Vera Nünning in ihrem Überblickswerk zu Narratologie und Gender (2004) bzw. auch im darauffolgenden Band zur Intersektionalität (2014) das Potential der Epik, indem sie sagen, dass ihre Analyse „ein Musterbeispiel für das Bemühen bilde[t], jene kontext- und kulturorientierten Ansätze“⁴² in der Literaturwissenschaft weiterzuentwickeln. Die gender-orientierte Erzähltextanalyse definiert – ähnlich wie auch hier vorgeschlagen – das Narrative als eine „gattungs- und medienübergreifende kulturelle Praxis.“⁴³ So rücken auch die narrative Konstruktion von Geschlecht(-sidentitäten) mittels „der performativen Qualität allen Erzählers [und Lesens] und der Performativität von Geschlecht“⁴⁴ in den Fokus. Einher geht damit die Einsicht, dass narrative Formen, ähnlich wie soziokulturelle Formationen, keine ahistorischen Idealtypen sind, sondern historisch bedingt und diskursiv hervorgebracht werden. Erzähltechniken können als formästhetische Mittel für den Ausdruck von und Muster für kulturspezifische Erfahrung und Sinnstrukturen, Einstellungen, Denkgewohnheiten und Lebensbedingungen gelten.

Die Lyrik kondensiert in besonderer Weise den Zusammenhang zwischen Welt- und Selbstzugang. Ihr wohnt *per definitionem* eine sehr „hohe Literarizität“, eine „extreme Verdichtung von Sinnpotentialen“ und eine „damit einhergehende semantische Hermetik inne“⁴⁵, dass es „der herkömmlichen literaturwissenschaftlichen *Gender*-Forschung [schwer fällt], an lyrische Texte mit den gleichen (diskurs-)mimetischen Lesarten heranzutreten, die sie im Fall narrativer oder dramatischer Texte nach wie vor dominant praktiziert.“⁴⁶ Viel relevanter sei im Fall der Lyrik hingegen, inwiefern diskursive Strukturen ästhetisch realisiert würden. Im Mittelpunkt steht also weniger die Frage nach dem Was des Textes, als vielmehr die Frage, zu welchem Maß das Wie des lyrischen Textes die Wahrnehmung diskursiver Formationen lenkt, verändert und konterkarriert. Die Lyrik

⁴¹ S.a. z.B. Pailer /Schößler, GeschlechterSpielRäume, 7.

⁴² Nünning, ‚Gender‘-orientierte Erzähltextanalyse, 33.

⁴³ Ibid.

⁴⁴ Idem., 34.

⁴⁵ Schukowski, Gender im Gedicht, 7.

⁴⁶ Ibid.

verfüge, so Schukowski, über zwei Möglichkeiten der „Diskursreakтивität“, sprich der Fähigkeit den Selbst- und Weltzugang der Leser*innen durch Schreibpraxis zu beeinflussen. Erstens könne ein Gedicht die dominanten Ordnungen perpetuieren, indem es sein Wie in deren Dienst stellt; zweitens können über das Wie ganze eigene, neue oder gegenläufige Sinnstrukturen produziert bzw. rezipiert und somit neue Normen in den Diskurs eingespeist werden.

Literarische Texte lassen also mehr noch als nicht-fiktionale Texte Diskursmacht emotional erfahrbar werden. Durch sie können die Lerner*innen Einblicke in andere Lebenswelten bekommen und Perspektiven übernehmen, die sich von ihren eigenen Erfahrungen und Denkweisen unterscheiden, auf die sie einen anderen Blickwinkel einnehmen können.⁴⁷ Aus diesem Grund wird in der Fremdsprachendidaktik das Potenzial literarischer Texte für interkulturelles Lernen betont. Lotta König argumentiert, dass diese Reflexion in ähnlicher Form für die gender-reflektierende und diskriminierungskritische Bildung genutzt werden kann:

Denn diese Perspektiven können (je nach Textauswahl) unterschiedliche Verständnisse von Weiblichkeit und Männlichkeit repräsentieren oder über ein binäres, heterosexuell organisiertes Geschlechterverständnis hinausgehen und die jeweils damit verbundenen gesellschaftlichen Bedingungen veranschaulichen.⁴⁸

Über die Gender-Reflexion hinaus sei so eine (selbst-)reflexive Auseinandersetzung z.B. mit den literarisch dargestellten Geschlechterverhältnissen, anhand der entworfenen Charaktere möglich. Persönliche Bezüge auf die Lebenswelt der Lerner*innen werden so zwar ermöglicht, aber nicht zwingend gefordert. Literatur sei demnach ein „Schonraum“ – der in der fremdsprachlichen Literaturdidaktik durch Ausdrucksmöglichkeiten außerhalb der Muttersprache geschaffen sei –, welcher Zugang auch zu tabuisierten Themen erleichtert.⁴⁹ Aus dekonstruktivistischer Perspektive kann bei literarischen Texten also immer von einem Irritationspotential ausgegangen werden, das die queer-

⁴⁷ S.a. dazu auch Tholen /Stachowiak, Didaktik des Deutschunterrichts, 106-112; Haas, „Geschlechterforschung und Englisch-Literaturdidaktik“, 149. Speziell für den Zusammenhang der Kategorie Gender und deren Interdependenzen s.a Grein, „Geschlechterforschung und Fachdidaktik Französisch“, und in diesem Band. Speziell zur Hochschuldidaktik s.a. Metz-Göckel, „Genderdimensionen in der Hochschuldidaktik-Forschung.“

⁴⁸ König, „Teaching Gender Reflection“, 263.

⁴⁹ S.a. Idem. 263, 268.

feministische Reflexion ankurbeln kann und so Konzeptionen von Gender sowie die Funktionsweise von Diskriminierung offenlegt.

Lieselotte Steinbrügge macht auf diesen Zusammenhang, der in der (schul- und hochschul-)didaktischen Forschung zur Lehre von fremdsprachlicher Literaturwissenschaft oft vernachlässigt wird, mit einem Rückgriff auf den Strukturalismus aufmerksam. Während in einer durch die Grammatik-Übersetzungs-Methode der Altphilologien geprägten Lehre die Signifikanten-Ebene im Vordergrund stand, findet sich in der heutigen, auf Kommunikation und Interkulturalität ausgerichteten Lehre vor allem die Signifikats-Ebene des Zeichens im Vordergrund.⁵⁰ Diese Entwicklung ist einerseits in einem Fehlverständnis des oben dargelegten Zusammenhangs zwischen Rezeptionsästhetik und Textbeschaffenheit entstanden, der die Inhaltsebene literarischer Texte mit deren Angleichung an Sachtexte überbetont; andererseits wird im literarischen Kommunikationsprozess im kontemporären Literaturunterricht zugunsten der Leser*innen geplant, d.h. *reading for pleasure* steht im Vordergrund.

Ich möchte hervorheben, dass Literatur eben nicht nur „Dialogpartner[*in]“⁵¹ ist, sondern den Dialog durch ihre Beschaffenheit formt, die auch im Fremdsprachenunterricht analysiert bzw. von der Lehrperson als Eigenheit der Literatur mitbedacht werden sollte. Steinbrügge beschreibt dieses Charakteristikum der Literatur in Rückgriff auf Weinreich (1983) als „ästhetischen Reiz.“⁵² Dieser entstehe erst aus der Spannung zwischen Signifikant und Signifikat und sei in der Fremdsprache besonders hoch, da beim Lesen in der Fremdsprache, anders als in der Muttersprache, der Fokus im ersten Lesen sowieso eher am Signifikanten ausgerichtet sei und dann erst im zweiten Lesen zum Signifikat übergehe. Die poetische Formsprache von Literatur mache das Verweilen nur noch „exquisiter“, so Weinreich, und fördere die Vertiefung in den Text und damit auch in dessen Aussage. Den ästhetischen Reiz von Texten auf der Wie-Ebene herauszuarbeiten und die Spannung zwischen Signifikant und Signifikat im soziokulturellen Kontext auflösen zu können, sehe ich als die literarische Kompetenz an, die die Literaturwissenschaft deshalb vor allem Lehramtsstudent*innen an die Hand geben sollte. Die Aufgabe der Fachdidaktik – auch hier stimme ich mit Steinbrügge überein – besteht im Gegenzug darin,

⁵⁰ Steinbrügge, Fremdsprache Literatur, 16-19.

⁵¹ Idem., 109.

⁵² S.a. Weinrich, „Literatur im Fremdsprachenunterricht“, 200-216.

das fachdidaktische Potenzial der [(fach-)]wissenschaftlichen Disziplinen möglichst breit und phantasievoll auszuschöpfen. [...] Die Fachdidaktik hat die Funktion der Vermittlung zwischen den akademischen Disziplinen und der unterrichtlichen Praxis.⁵³

Das heißt schlichtweg, Fachwissenschaft als Impuls für Unterrichtspraxis anzusehen und so deren Inhalte und Methoden zu nutzen und didaktisch sinnvoll zu reduzieren.

Zusammenfassend kann Literatur(-wissenschaft) und Lektüre als ein welt- und lebensschaffender Prozess verstanden werden. In einem durch die Naturwissenschaft geprägten Verständnis von *Life Science* und des Wissenschaftlers* sowie den damit verbundenen Vorstellungen des Nutzens von Wissenschaft soll deshalb auch Literaturwissenschaft als „Lebenswissenschaft“⁵⁴ bezeichnet werden; Lektüre als (reine) autonomieästhetische Praxis *per se* zu verstehen, reduziert sie auf die Aufgabe eines schöngestigten *delectare* oder auch eines normativen *prodesse*. Die Aufgabe der Literaturwissenschaft besteht demnach darin, ihre wissenschaftliche Praxis für die breite Leser*innenschaft transparent zu repolitisieren und die Literatur als Leitmedium zur Weltwahrnehmung zu reetablieren.

3 (Neue) LiebesOrdnungen in der Französischen und Italienischen Literatur – Konzeption und Reflexion

3.1. Liebe ist... – kultur- und literaturwissenschaftliche Perspektivierungen

In Sachen Liebe, Sexualität und Geschlecht sind scheinbar alle Menschen Fachleute, bei diesen Themen kann eigentlich jede*r mitreden, der*die der Sprache mächtig ist, schon mal verliebt war, Sex hat und ein sogenanntes Geschlecht hat. Ähnlich wie andere sogenannte Grundbedürfnisse des Lebens sei die Liebe deshalb eine anthropologische Konstante, die nun wirklich jede*r kennt und nach der womöglich jede*r sucht. Jede persönliche Biografie scheint so naturgemäß mit dem Topos der Suche nach einer einzigartigen und ewigen Liebe als Teil eines sogenannten erfüllten

⁵³ Idem., 23, 30.

⁵⁴ Ette, „Literaturwissenschaft als Lebenswissenschaft.“ S.a. Tholen, „Philologie im Zeichen des Lebens.“ sowie weiterführend Foucault, Ästhetik der Existenz.

Lebens durchzogen zu sein. Damit verbundene Korrelate wie Ehe, Familie, gemeinsame Besitztümer, die*den perfekte*n Partner*in etc. scheinen das Glück zu vervollkommen.

Liebe gehört zu der aus psychologischer Sicht konstitutivsten Erfahrung menschlichen (Zusammen-)Lebens. Neurowissenschaftliche Untersuchungen legen diese Argumentation nahe, da sie Liebe als ein neuronales Korrelat, als elektronische Aktivität, als Gen-Code, als chemische Reaktion in den Synapsen bezeichnen, die unser Zusammenleben natürlich steuert.⁵⁵

Eine Flut an Ratgeberliteratur für das Beziehungsglück, das Zusammenleben der (binären) Geschlechter und für die perfekte Ehe, für Frau werden und das Mann-Sein transportieren diese Erkenntnisse aus den *sciences* als *hard facts* in die Populärkultur.⁵⁶ Besonders bezeichnend ist die von der amerikanischen Bioanthropologin Helen Fisher⁵⁷ gegebene Antwort auf die Frage *Warum wir lieben* (dt. 2005): „Kurzum, die romantische Liebe ist in der Struktur und Chemie des menschlichen Gehirns fest verankert.“⁵⁸

Ähnlich wie die hitzig geführte Debatte um Geschlechts- und sexuelle Identitäten wird das Reden über Liebe in der populär-journalistischen Stimme oft mit biologisierenden, essentialisierenden Erklärungsmustern in Verbindung gebracht. „[M]uss ‚Liebe‘ nicht als ein uraltes Phänomen begriffen werden?“⁵⁹ Liebe wird als ein den Menschen angeborener und somit natürlicher Affekt propagiert, der ihr Zusammenleben und Zusammensein steuert sowie ihr Fortbestehen auf affektiver Ebene sichert. Heteronormative Sexualität als eine naturgemäße, (sozio-)biologische Grundform von Liebe muss es somit seit Beginn der Menschheit aufgrund ihrer Reproduktionsfunktion gegeben haben. Auf natürliche Weise scheint Liebe

⁵⁵ „What can an electrical activity along the scalp, blood flow to specific brain area, levels of chemicals in a synapse or the bloodstream, and the structure of one’s double helix tell us about abstract concepts such as love [...]? If we consider the recent upsurge in research focusing on the micro-level analysis of attachment, the answer is – a lot.“ Gillath, The Neuroscience of Attachment, 39.

⁵⁶ Einen sehr guten Überblick seit den 1950er Jahren gibt Scholz, In Liebe verbunden.

⁵⁷ S.a. Fisher, Die vier Typen der Liebe; idem., Anatomy of love.

⁵⁸ Fisher, Warum wir lieben, 8.

Für den deutschen Markt sei hier verwiesen auf Barbara L. Fredrickson: *Die Macht der Liebe: Ein neuer Blick auf das größte Gefühl*. Stuttgart 2014. Die Autorin* entwirft eine ähnliche Argumentation, die aus neurobiologischen Argumenten aporetische Handlungsanweisungen für die Liebe zu anderen, zu sich selbst und die Nächstenliebe formuliert.

⁵⁹ Faulstich, „Die Entstehung von ‚Liebe‘ als Kulturmedium im 18. Jahrhundert“, 24.

so unser Begehr zu steuern. Sie folge unabänderlichen Gesetzmäßigkeiten, aus denen Handlungsanweisungen für ihr Gelingen abstrahiert werden können. Mit dem Verweis auf neueste, naturwissenschaftliche Erkenntnisse wird auf diese Wiese eine autoritäre, *qua* Naturwissenschaft naturgemäße Erklärung des Geheimnisses der Liebe gegeben. Im Kern bestätigen diese Erklärungsmodelle jedoch nur Selbstverständlichkeiten, normative Repertoires von Emotionen, Kommunikation und Handlungen, die ein jedermann* fühle(n soll) und die so fest- und fortgeschrieben werden.⁶⁰

Diese Auffassung wurde auf unterschiedlichste Art und Weise sowie aus der Perspektive diverser Disziplinen immer wieder bearbeitet, für die Literaturwissenschaft sind u.a. soziologische, diskurstheoretische, emotionsphilosophische und queer-feministische Perspektiven prägend.

Die Soziologie interessiert sich für Liebe nicht primär als evolutionäres *must* oder psychologisches Phänomen, sondern versucht, zu erklären, wie Liebe als soziale Beziehung institutionalisiert wurde. Dabei betont sie die historische und kulturelle Bedingtheit der Liebe. Besonders die romantische Liebe sei eine Erfindung des modernen, industriellen Individualismus. Soziologische Theorien versuchen zu verdeutlichen, dass Liebe eine kontingente, anthropologische Konstante ist. Sehr weite und tiefgreifende Rezeption in der Literatur- und Kulturwissenschaft⁶¹ fand Niklas Luhmanns Studie *Liebe als Passion* (1982), die er im Rahmen seiner Theorie funktionaler Differenzierung erarbeitete. Romantische Liebe sei als Kommunikationsmedium der Intimität zwischen den Individuen im Zuge der Ausdifferenzierung der modernen Gesellschaft entstanden. Sie sei Remedium der Nähe und Vertrautheit für die immer stärker voranschreitende Individualisierung.⁶²

In der Systemtheorie ist Liebe grundsätzlich kein emotionaler Prozess, sondern ein kommunikativer. Anhand kommunikativer Selektionsmechanismen entsteht Sinn und so auch eine Semantik. Diese beschreibt Luhmann als „soziale Semantik,“ sie wirkt „nicht einfach als Ursache, aber auch nicht bloß als Wirkung der sozialstrukturellen

⁶⁰ Cf. Neuhaus, „Figuren der Liebe“, 9.

⁶¹ Auch in der Romanistik lässt sich die Omnipräsenz von Luhmanns systemtheoretischer Untersuchung als theoretische Basis im Umgang mit Liebe nachweisen: s.a. Dickhaut, Liebe, „Kulturgedächtnis“ und Emergenz“, Idem., Liebessimantik, Idem. /Rieger, Liebe und Emergenz, Kresse, Das Liebeshindernis, Klinkert, Literarische Selbstreflexion im Medium der Liebe.

⁶² S.a. Hähnel /Schlitte /Horkler, Was ist Liebe, s.a. Luhmann, Liebe als Passion sowie Idem., Liebe eine Übung.

Veränderungen,”⁶³ nur dank dieses reduzierenden Deutungsmodells wird die komplexe Umwelt uns als ein erkennbares System zugänglich. Liebe ist eines dieser Kommunikationsmuster. In seinem soziologischen Klassiker erklärt Luhmann die Liebe so als ein komplexes System von Codierungsverfahren.⁶⁴ Liebespraxis folgt demnach einem bestimmten Set an Codes und Mustern, die Kommunikation lenken. Gleichzeitig ist und will jedes Liebesverhalten jedoch auch immer wieder individuell sein; laut Luhmann erwächst daraus eine logische Paradoxie⁶⁵, die als „strapaziös“ empfunden wird. Um diese mildern zu können (und nicht zur Aporie werden zu lassen), stellt der gesellschaftliche Code Regulierungsmechanismen bereit, die sogar (z.B. im Fall der Ehe) Gesetzeskraft erreichen. Liebespaare entwickeln ferner eine Art Habitus, der ihre Liebespraxis reguliert. Das Paar-Leben allein kann darob schon als habitualisierte Zusammenlebensform und als Ergebnis soziokultureller, reglementierter Praxis sich erfüllender Liebe verstanden werden. Sie ist dabei niemals Selbstwert, sondern immer sozial vermittelt und relativ unabhängig vom realen Sachverhalt (zum Beispiel dem konkreten Gefühl) anwendbar.⁶⁶

Aus Luhmanns Untersuchung soll der Impuls zur Analyse fester Kommunikationsstrukturen und Semantiken Eingang in die weitere Definition von Liebe finden. In diesem Sinne ist Liebe ein Medium, das Kommunikationsanweisungen umfasst, um über Gefühle und Bindungsqualitäten zu kommunizieren. Aufgrund dieser Nähe zur medialen Kommunikation sind Luhmanns Ausführungen, die im Grunde auf soziologischen Interpretationen des literarischen Kanons (vor allem der französischen Literatur) beruhen, auch so nachhaltig in die literaturwissenschaftliche Untersuchung von Liebe eingegangen.

Luhmanns Ausführungen bleiben bei einer reinen Wiedergabe des herrschenden Diskurses jedoch stehen. Er entwirft so eine teleologische, heteronormative Erzählung der romantischen Liebe. Die Frage nach Macht und Unterdrückung, nach dem Zusammenhang von Liebe und anderen Subsystemen, denn Systeme sind nur in ihren Grenzen autopoetisch, wird *per definitionem* nicht laut. Luhmanns Liebes-Konzept soll deshalb im Folgenden eine diskurstheoretische Ergänzung finden.

Mit Michel Foucault lässt sich Liebe als ein Diskurs erörtern. Foucaults

⁶³ Luhmann, Liebe: Eine Übung, 56

⁶⁴ Idem., 8.

⁶⁵ Idem., 33.

⁶⁶ Idem., 22.

Die Ordnung der Dinge (1966) erarbeitete die zentrale These, dass Subjekte (nicht Individuen wie bei Luhmann!) nur Ausdruck von Denksystemen seien, von denen sie durchsetzt sind und die durch sie hindurch wirken. Diese Ordnungen sind in Diskursen, also Formationssystemen von Aussagen organisiert. Der Diskurs kann als ein „Set von Regelmäßigkeiten definiert werden, das einzelne Äußerungen oder Texte überschreitet,“⁶⁷ so auch das Kommunikationssystem Liebe. Diskurse regeln, was zu einem bestimmten Zeitpunkt sagbar, schreibbar und wissbar bzw. denkbar ist. Sie regeln demnach nicht nur soziokulturelle Praxis, sondern auch literarische und wissenschaftliche Praxis. Anders als Luhmanns System, ist der Diskurs nicht nur in sich inhärent autopoeitisch, sondern umfasst alle in der Gesellschaft ablaufenden Kommunikationssysteme und deren gegenseitige Durchdringung mit Diskursmacht.

Liebe wird so nicht als naturgegeben, sondern ähnlich wie der mit ihr verknüpfte Sexualitätsdiskurs in der *Histoire de la sexualité* (1976-1984) als kulturell-historisch gewordenes Dispositiv verstanden:

Die Sexualität [und so auch die Liebe] ist keine zugrundeliegende Realität, [...] sondern ein großes Oberflächennetz, auf dem sich die Stimulierung der Körper, die Intensivierung der Lüste, die Anreizung zum Diskurs, die Formierung der Erkenntnisse, die Verstärkung der Kontrollen und der Widerstände in einigen großen Wissens- und Machtstrategien miteinander verketten.⁶⁸

Anders als Luhmanns Systembegriff spricht Foucault hier von einer Verkettung von Wissens- und Machtstrategien, die den Liebesdiskurs konstruieren. Liebesbeziehungen bringen in jeder Gesellschaft ein Allianzdispositiv und ein Sexualitätsdispositiv hervor, die die Geschlechterverhältnisse und die sexuelle Orientierung (Heteronormativität), die Heiratspolitik, die Reproduktion, die Weitergabe von Namen und Gütern, u.U. auch Klassen- und Professionszugehörigkeit regeln. Diese wirken stabilisierend auf die herrschende Ordnung ein.

Die Familie ist der Umschlagplatz zwischen Sexualität und Allianz: sie führt das Gesetz und die Dimension des Juridischen in das Sexualitätsdispositiv ein und transportiert umgekehrt die Ökonomie der Lust und die Intensität der Empfindungen in das Allianzregime. [...] Es gibt ein Netz von Bio-Macht, von somatischer Macht, die selbst ein Netz ist, von dem aus die Sexualität [und so auch die Liebe] entsteh[en]

⁶⁷ Kroll, Metzler Lexikon Gender Studies, 20.

⁶⁸ Foucault, Der Wille zum Wissen, 105.

als historisches und kulturelles Phänomen, innerhalb dessen wir uns gleichzeitig erkennen und verlieren.⁶⁹

Liebe ist somit ein Diskurs, der Macht über verschiedene Lebensbereiche vereint und diese hierarchisch ordnet, der sich immer wieder neuen historischen Gegebenheiten anpasst und sich somit perpetuiert und stabilisiert. Es liegt auf der Hand, dass das Allianzpositiv somit auch die heteronormative Sexualität befördert und Liebesverhältnisse dementsprechend ordnet.

Als ein weiterer Anknüpfungspunkt in dieser Überlegung soll die Emotionsphilosophie dienen. Sowohl bei Luhmann als bei Foucault sehen sich die Emotionen, die Liebe doch so ausmachen scheinen, ausgespart. Ähnlich wie die Kommunikation und Allianz der Subjekte, ist auch die Affektivität der Liebe machtdurchdrungen. „Affektivität ist eine grundlegende Tätigkeit des menschlichen Zusammenseins, [...] ein durch und durch soziales, interpersonales Geschehen, [...] ein vielfältig ausgestaltetes dynamisches ‚Dazwischen‘.“⁷⁰ Entgegen der Auffassung, Gefühle seien individuelle Geisteszustände (cf. hier auch Luhmanns These der Individualisierung von Liebe), geht Jan Slaby (2016) von einer „relational affectivity within social domains“⁷¹ aus, derzu folge „Affektivität als ein konstitutiv relationales und damit hochgradig soziales und insofern auch politisch bedeutsames Phänomenfeld“ ist. Affekte, so die Arbeitsdefinition Jan Slabys, sind Dynamiken zwischen Individuen, Räumen und Situationen, die dem Individuum nicht vorausgehen (wie es s.o. die Neurowissenschaft und die Psychologie beschreiben), sondern diese „variously framed and channeled by social ,domains of practice“⁷² erst konstituieren.

Liebe kann so als übergeordnetes affektives relationales Dispositiv formuliert werden. Sie ist Produkt und Grundlage diskursiver Praxis. Sie variiert deshalb historisch, soziokulturell, medial und gender-spezifisch. Liebe und damit verbundene Affekte, Emotionen und Gefühle werden so in die Nähe von subjektkonstituierenden Ansätzen (wie hier bereits mit Foucault) gebracht, die das menschliche Subjekt als das komplexe Produkt von sozialen Machtdynamiken verstehen.

Judith Butler hat das So-Sein des Geschlechtes als Ergebnis performativer Inszenierungen bestimmt, die sich selbst erfolgreich als Sein darstellen, d.h.

⁶⁹ Idem., 129.

⁷⁰ Slaby /Mühlhoff /Wüschnner, Affektive Relationalität, 69.

⁷¹ Slaby, Relational Affect, 1.

⁷² Ibid.

ihre diskursive Konstruiertheit verschleiern und einen Naturalisierungseffekt hervorrufen.⁷³ So soll hier auch Liebe nicht als ontologische Größe verstanden werden, die aus einer vordiskursiven Wirklichkeit schöpft, sondern als soziokulturelle Praxis etabliert werden, die als das Ergebnis einer rituellen (der Diskursmacht verpflichteten) Wiederholungspraxis erscheint. Die Anrufung einer Liebes-Performanz, wie die der geschlechtlichen, beruht demnach auf Sprachhandeln, auf performativen Akten, die reitieren zu einem normativen Kommunikationssystem und einer heteronormativen Liebes- und Lebenspraxis führen.

Liebe ist immer als historisch verortete und soziokulturell veränderbare Ordnung zu verstehen, die soziale Normen für das Zusammenleben⁷⁴ und das Zusammensein von Subjekten codiert und diesem somit eine vorgeschriebene Bedeutung in der jeweiligen Kultur zuweist. Die Regelung des Zusammenlebens betrifft sowohl die emotionale, affektive und körperliche als auch die kommunikative Ebene menschlichen Handelns. Liebe ist nicht einfach da, das Konzept der Liebe ist nur so selbstverständlich bzw. so natürlich und universell geworden, dass es kaum für Aufsehen sorgt.

Es ist die bereits erwähnte Nähe von Liebe, Natur und Sexualität, die der Kategorie Gender eine besondere Rolle in der Perpetuierung normativer Formen des Zusammenlebens zuweist. Zum einen ist Liebe deshalb als eine primär heterosexuelle Form des Zusammenlebens, d.h. zwischen einem biologischen Mann und einer biologischen Frau als gesellschaftlich reproduktive Treibkraft konzipiert; zum anderen ist sie ein normativ-dyadisches Konzept.⁷⁵

⁷³ Butler, Das Unbehagen der Geschlechter, 79.

⁷⁴ S.a. Ette, Wissensformen und Wissensnormen des ZusammenLebens, im Besonderen den Aufsatz von Coste, „Roland Barthes und das Zusammenleben“ im gleichen Band. Für einen allgemeinen Überblick zum Zusammenleben s.a. Barthes /Marty, Wie zusammen leben.

⁷⁵ Die scheinbar natürliche Form der Liebe, die eine genealogische Grundform jeglicher Liebe bildet, war mit sozialen Formen von Fürsorge, Nachwuchssicherung und Arbeitstrennung (Jäger und Sammlerinnen) verbunden. Diese Beschreibung der Urgesellschaft nimmt nicht nur Anschluss an Engels Werk „Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen“, sondern auch an die erweiterte These von Tomasello, Eine Naturgeschichte des menschlichen Denkens, dass die menschliche Kognition sich darin von der tierischen unterscheidet, dass sie kooperativ sei. „Das menschliche Denken ist eine individuelle Improvisation, die in eine soziokulturelle Matrix verwoben ist. [...] Wenn Menschen mit anderen an gemeinschaftlichen Aktivitäten teilnehmen, bilden Sie zusammen gemeinsame Ziele und gemeinsame Aufmerksamkeit aus.“ (13; 15) Menschen tun sich mit anderen Menschen in einer „Wir-Intentionalität“ zusammen. „[M]enschen sind also in der Lage, sich mit anderen auf eine Weise, wie es anderen Primaten anscheinend nicht können, zu koordinieren, das heißt, ein „wir“ zu bilden, das wie eine Art pluraler Akteur fungiert,

In diachroner Perspektive lassen sich so seit der Antike verschiedenste Konzeptualisierungen von Liebe erkennen: die antike, stark homosoziale Freundschaftsliebe bei Aristoteles, kosmogonische Liebesvorstellungen, die den Eros als Ursprung der Welt setzt und damit verbundene pagane Gött*innenliebe in der römischen und griechischen Antike, die zur monotheistischen, jüdisch-christlichen Gottesliebe funktionalisiert wird. Der aus der Sakralisierung von Liebe resultierende Dualismus zwischen geistiger und fleischlicher Liebe, dem vor allem bei Augustinus⁷⁶ ein Grundstein gelegt wurde, wurde dann charakteristisch für die nachfolgenden Jahrhunderte. Der Mensch soll die Liebe nicht von Natur aus, sondern als Reflexion der Liebe Gottes empfangen. Für Augustinus bedeutet dies, dass die Menschen die Schöpfung Gottes lieben und damit auch ihre*n Nächste*n. „L[iebe] wird fürderhin mit Disziplin und einer Reihe sie stützender Tugenden in der Form von Geboten zusammengedacht. Ihre Anrufung ist eingespannt in die politische Ordnung: als das Band, das die Gemeinschaft zusammenhält.“⁷⁷ Dieser dominante, westliche und patriarchalische Liebesdiskurs wirkt über mehrere Diskursformationen⁷⁸ – die höfische, die leidenschaftliche (*amour passion*), die vernünftige (*amour raison*) und die romantische Liebe – noch bis ins 21. Jahrhundert fort.

Die israelische Soziologin Eva Illouz prägt den Begriff der *LiebesOrdnung* in ihrer gleichnamigen Analyse *Die neue Liebesordnung* (dt. 2013) des Welterfolgs *Fifty Shades of Grey* (2011–2012), der Liebestrilogie des 21. Jahrhunderts. In einer Zeit der scheinbar wankenden Weiblichkeit- und Männlichkeitskonstruktionen sei auch die Liebe als regulative Praxis der Geschlechterverhältnisse aus dem Gleichgewicht geraten. Die Romantrilogie verdanke daher ihren Erfolg einer Anleitung zu einer neuen Liebesordnung, die, performativ vorgeführt, die Leser*innen während der Lektüre, internalisieren und selbst praktizieren können. Der Liebesroman sei somit ein Selbsthilfe-Ratgeber in Sachen Liebe, ein literarisches DIY-Projekt

um alles Mögliche zu schaffen, von einer gemeinschaftlichen Jagd bis zu einer kulturellen Institution.“ (16) Einerseits kann so Sexualität in ihrer Reproduktionsfunktion losgelöst von Liebe verstanden werden; Liebe kann somit andererseits in ihrer natürlichsten Form schon immer als sozial verwoben verstanden werden.

⁷⁶ S.a. v.a. Augustinus, *Confessiones*, Vol. 2, Kap. 1-10; Eine ausführliche Diskussion des Liebes-Konzeptes bei Augustinus legt Hannah Arendt in ihrer wenig beachteten Dissertation *Der Liebesbegriff bei Augustin. Versuch einer philosophischen Interpretation* ([1929] dt. 2003) vor.

⁷⁷ Haug, Historisch-Kritisches Wörterbuch des Feminismus, Sp. 678.

⁷⁸ Kraß spricht exemplarisch bei höfischer Liebe von einem Zusammenwirken aller drei „Typen“. S.a. Kraß, „Kritische Heteronormativitätsforschung.“

zur soziokulturellen Reglementierung der individuellen Liebespraxis. Dies sei der Erfolg der verrufenen Trilogie: „Shades of Grey, so können wir zusammenfassend sagen, entwickelte sich zu einem weltweiten Bestseller, weil ihr Effekt performativ ist, also die sexuellen und romantischen Praktiken verändert, [...].“⁷⁹

Die performative Seite des literarischen Diskurses, die Illouz betont und die ich weiter oben als Merkmal des Literatur herausgearbeitet habe, ist fest mit den kommunikativen Kompetenzen, den soziokulturellen Kontexten und den historischen Wissensmodellen einer sozialen, kulturellen und sprachlichen Gruppe verbunden. Literarische Texte liefern dank ihres Prozess- und Produktcharakters somit neue wahrnehmungsästhetische Modelle der (emotionalen) Selbst- und Fremdpositionierung im Modus des Zusammenlebens. Diese Spannung wirkt sich auch auf poetologische Innovationsprozesse aus. Liebe ist somit nicht nur im literarischen Text als poetische Strategie oder rezipiertes Gefühl wirksam, sondern ihr ästhetisch-formendes Moment ist nicht auf das Kommunikationsmedium reduziert. Ästhetik wirkt innerhalb und außerhalb, vor und nach dem Text. Folglich kann der immersive „Akt des Lesens“ als real und sozial wirksam werdende Modellierung affektiver Dynamiken gelten, der LiebesOrdnungen, also normative Performanz von Allianzen perpetuiert oder auch konterkariert. Es kann festgehalten werden, dass das performative Potential (s. Punkt 2) von Literatur also bestens zur Beschreibung von LiebesOrdnungen – die Resultate der voranstehenden Diskussion, zusammengefasst also sozionormative Ansprüche an die Gestaltung einer Liebesbeziehung – geeignet ist.

Roland Barthes behauptet in seinen *Fragments d'un discours amoureux* (1974-76): „on aime parce qu'il y a eu des livres.“⁸⁰ Uta Felten (2004) spricht in Bezug auf La Rochefoucaulds (1664) *maxime* N° 136. „Il y a des gens qui n'auraient jamais été amoureux s'ils n'avaient jamais entendu parler de l'amour“ sogar von einem „Lektüreschaden“ der Liebenden, „der die zentrale Prämisse für ihr sprachliches Handeln“ darstellt: „[E]njige Leute [hätten sich] niemals verliebt, wenn sie nicht erlernt hätten, über die Liebe zu sprechen.“⁸¹ Den sprachlich-literarisch verfassten LiebesOrdnungen wird somit eine besondere Bedeutung in der Herausbildung der soziokulturellen Praxis der Liebe zuteil. Ich gehe deshalb einerseits davon aus, dass Literatur als eine der wirkmächtigsten, hochorganisierten, routinierten Formen

⁷⁹ Illouz, Die neue Liebesordnung, 75.

⁸⁰ Barthes, Le discours amoureux, 653.

⁸¹ Felten, Figures du désir, 16.

menschlicher Kulturproduktion an der Rezeption und damit verbunden auch an der Konstruktion der soziokulturellen Wirklichkeit prägend beteiligt ist. Literatur kann LiebesOrdnungen nicht nur perpetuieren, sondern auch innovieren; andererseits ist aber das literarische Feld ebenfalls durch diese LiebesOrdnungen beeinflusst. Literatur und soziokulturelle Wirklichkeit stehen demnach in einem Wechselverhältnis: literarische Repräsentation von Liebe wird zu soziokultureller Praxis der Liebe und *vice versa*.

Wie bereits in meiner Definition des queer-feministischen Potentials von Literatur hervorgehoben, ist die Frage, inwiefern diskursive Strukturen in der Literatur ästhetisch realisiert werden, von hoher Relevanz für die literaturwissenschaftliche Forschung. Diesen stehen diskursmimetische Arbeiten gegenüber. Diese gleichen den biologisierenden Verfahrensweisen in der Art und Weise, wie sie Liebesvorstellungen als gegeben aus Texten herauslesen. Ähnlich wie mit dem Rückgriff auf die Natur Liebe als Teil der biologischen Reproduktion entworfen und damit der soziokulturelle Kontext bei dessen Entstehung ausgeklammert wird, so kann bei einem Verständnis von Literatur als autonomes System in einer Analyse nur das wiedergegeben und variiert werden, was bereits mimetisch in ihr angelegt ist. Denn auch die Wissensproduktion und somit die Wissenschaft sind von den Machtstrategien des Foucaultschen Allianzdispositivs nicht ausgespart. Diskursmimetische Arbeiten sind nur ein Beispiel für den heteronormativen Blick in der Literaturwissenschaft. Kanonisierung hetero- und mononormativer Liebesbeziehungen männlicher Autoren* einerseits, das Verstummen weiblicher, homo-trans*-inter*sexueller Narrative und Autor*innen im Lehr- und Methodenkanon andererseits sind weitere Auswüchse der Diskursmacht der Liebe.

Ausgehend von den Gender und Queer Studien konnten diese Narrative jedoch als diskursive Verschleierungen entlarvt und wie Geschlecht somit als soziokulturell konstruiert herausgestellt werden. Dieser Impuls wird auch in der feministischen Literaturwissenschaft aufgegriffen. Literatur wird demnach als ein heteronomes System verstanden. Dieses entsteht nicht aus sich selbst heraus, autonom bzw. natürlich, sondern als Produkt eines soziohistorischen Momentes. Dementsprechend bezieht sich die literaturwissenschaftliche, diskursästhetische Analyse weniger auf das Abbild eines Diskurses, sondern vielmehr darauf, wie durch ästhetische Prinzipien Diskurse (mit-)produziert werden. Im Mittelpunkt steht also weniger die Frage nach dem Was des Diskurses, diese Frage kann immer nur ein erster Schritt der Analyse sein, als vielmehr die Frage, zu welchem Maß

das Wie des lyrischen Textes die Wahrnehmung diskursiver Formationen lenkt, verändert und konterkariert.

Das Besondere des literarischen Entwurfs von Liebesszenen sehe ich daher in ihrer Diskursreakтивität (s. oben): Sie bilden nicht nur Verschiebungen in den soziokulturellen LiebesOrdnungen diskursmimetisch ab, sondern setzen diese auch diskursästhetisch um oder initiieren diese gar. Beeinflusst sind davon nicht nur das Durchbrechen oder das Verfolgen von Regelpoetiken, Genretransformationen, eine Verschiebung von Isotopen, neue Figurenkonstellationen, sondern auch neue Autor*innenfiguren und Publikumsstrukturen.

3.2. Seminarreflexion

Ausgehend einerseits von den vorgestellten hochschulpolitischen und -didaktischen Überlegungen zum Themenfeld Diversity an Hochschulen und andererseits von literatur- und kulturwissenschaftlichen (In-)Fragstellungen von Lehrinhalten und -Canones habe ich im Sommersemester 2016 (im Anschluss an die Reflexion der hier versammelten Beiträge der 1. Rostocker Interdisziplinären Ringvorlesung in Gender und Queer Studies) ein literaturwissenschaftliches Proseminar entworfen, das beide Argumentationsstränge miteinander vereint: Zum einen queer-feministische Perspektiven in Lehrinhalten und Forschungsperspektiven abbildet, zum anderen dadurch gender-reflektierende und diskriminierungskritische Impulse an die zukünftigen Lehrer*innen und Kulturvermittler*innen zu geben, die die Mehrzahl der Student*innen in der Französischen und Italienischen Literaturwissenschaft abbilden.

Im Weiteren möchte ich in Auszügen den Seminarplan⁸² darstellen und so exemplarisch die Art und Weise, wie ich beide Anliegen miteinander verbunden habe, darlegen. Bereits vor der ersten Sitzung habe ich die Student*innen mit individuellen Materialien zur Diskussion von Liebe und Liebeskonzepten konfrontiert, umso eine angeregt irritierte Gesprächsbasis zu schaffen. Die Materiallage war sehr weit gespannt: Die Student*innen erhielten jeweils einen kurzen philosophischen, soziologischen, kulturwissenschaftlichen oder aktivistischen Text zum Thema Liebe sowie ein Kunstwerk (Auszüge aus literarischen Werken, Kurzfilmen, Performance-Videos, Bildende Kunst). Zur Bearbeitung der Quellen bekamen sie folgende

⁸² Für den umfänglichen Seminarplan und den jeweiligen Leitfragen zur Sitzung s. Anhang.

Fragen an die Hand:

- 1) Was ist Ihrer persönlichen Meinung nach Liebe?
- 2) Wie wird Liebe in Ihrer Quelle ausgedrückt?
- 3) Wie ist Liebe laut Ihrer Quelle definiert?

Im Laufe der ersten Sitzung entfaltete sich daher bereits einerseits ein großes Interesse an Austausch und Diskussionsbeteiligung, aber andererseits auch ein gegenseitiges Irritieren, das den Student*innen die Vielfalt und die Weite des Konzeptes Liebe in seiner Divergenz und Konvergenz seiner unterschiedlichen Definitionen bereits innerhalb der Seminargruppe vor Augen führte.

Die beiden folgenden Sitzungen stellten die Arbeitsbasis für das Seminar dar. Um es nicht bei Irritationen zu belassen, folgte nach der ersten Sitzung eine Theorieeinheit, die Liebe und die damit verbundenen Größen (Gender, Sexualität und seine Interdependenzen) aus Gender-und-Queer-Studien-Perspektive betrachtete. In der darauffolgenden Sitzung wurden diese Erkenntnisse dann auf die literarischen Großgattungen (Epik, Lyrik, Dramatik) übertragen. In Expert*innengruppe erarbeiteten die Student*innen sich diesen umfanglichen Stoff gegenseitig, indem sie in einer geeigneten Präsentationsform den Inhalt ihrer *readings* schematisch aufbereiteten.

Die thematischen Sitzungen waren sowohl diachron (vom Mittelalter zur kontemporären Literatur Italiens, Frankreichs und Québecks) als auch systematisch anhand von Schwerpunktthemen (Die Rolle der Frau* in der LiebesOrdnung; Heteronormativitätskritik, Mononormativitätskritik, Nationalität etc.) ausgerichtet. Pro Sitzung gab es so je ein literarisches *reading* (in Auszügen) für alle Teilnehmer*innen sowie je ein literarisches *reading* speziell für Frankoromanist*innen und Italianist*innen. Die literarischen *readings* waren immer mit kurzen Auszügen aus soziologischen oder literatur-kulturwissenschaftlichen Texten zum thematischen Schwerpunkt der Sitzung verbunden, die die gender-queer-theoretische Dimension aus der Einführung in das Themenfeld aufnahmen und vertieften. Im jeweiligen Seminargespräch wurde der Fokus im ersten Schritt so von einer Diskussion des thematischen Schwerpunkts zu seiner (national-)literarischen Realisierung gelenkt. In einem zweiten Schritt wurde dann wieder aus der nationalliterarischen Spezifität auf eine allgemein literatur- und kulturwissenschaftliche Ebene abstrahiert, um so Aussagen über die vorherrschenden LiebesOrdnungen sowie deren Bezüge zu voraus- und

vorangehenden literarischen und kulturellen Phänomenen zu klären. Das Wechselspiel zwischen Literatur und soziokultureller Realität konnte so erfasst werden.

Abschließen soll die didaktische Reflexion hier mit Aussagen einiger Student*innen⁸³, die das Seminar belegt und eine Reflexion zu Inhalt und Wirkung verfasst haben. Die Reaktionen der Student*innen lassen sich auf zwei Ebenen entfalten: einer im literaturwissenschaftlichen Wissenschaftsdiskurs verorteten und einer, die diese Erkenntnisse in die soziokulturelle Realität und das eigene prä-professionelle Handeln und die Lebenspraxis überträgt.

In Bezug auf den weiblichen Petrarkismus stellen die Student*innen fest:

Überhaupt findet sich in der Literatur immer eine gewisse Systemhaftigkeit. Trotzdem müssen diese Systeme, die sich wiederfinden lassen und erneut aufgegriffen werden, nicht unbedingt als negativ verstanden werden. Ohne Systemhaftigkeit in der Literatur ließen sich auch keine wiederkehrenden Motive finden, eine Einordnung oder bestimmte Stilformen mit bestimmten Merkmalen gäbe es nicht. Dennoch ist es wahr, dass die Systemhaftigkeit, die Liebe, Ehe, Geschlechter und Familie betrifft, von der modernen, westlichen Gesellschaft eher heteronormativ geprägt ist. Inzwischen brechen viele anerkannte Autoren aus diesen Mustern aus und schreiben bewusst über die ‘Andersartigkeit’ und brechen, wie Louise Labé, mit Gewohnheiten.

Diese Erkenntnisse werden konkret, indem die Autorin* Louise Labé

nun selbst einen Anspruch auf Erotik, Lust und auf die körperliche Interaktion mit dem anderen Geschlecht [erhebt]. [...] Der Grundstein für den weiblichen Petrarkismus um Louise Labé wurde von Francesco Petrarca gelegt. Dieser stand für eine entpersonifizierte, vergeistigte Liebe, die Louise Labé vollkommen ablegte [sic]. Formale Kriterien des Petrarkismus nutzte sie weiter, die inhaltliche Ebene grenzte sich allerdings deutlich ab.

Es ist deutlich erkennbar, dass die Student*innen mithilfe einer genderqueer-theoretischen Perspektivierung auf Literatur zu einem umfangreichen und kritischen Bild des Petrarkismus gelangen. Sie verstehen, wie Literatur,

⁸³ Ich danke meinen Student*innen (Johanna Kiebler, Charlotte Krüger, Raven Schmelzer und Franziska Schreiber) für die sehr gute und intensive Zusammenarbeit im Seminar, für ihre sehr anregenden Abschlussberichte, die einen bedeutenden Anstoß zum Verfassen dieses Aufsatzes gaben.

Kanon und Gegenkanon bzw. Kanonrevisionen geschehen und wie sie sich begründen. Sie erkennen auch, dass

[d]ie gendertheoretische Sichtweise auf Literatur [...] nicht [bedeutet,] sich bestimmten Meinungen hinzugeben und sich feministische [sic] Idealen anzunehmen, sondern sie kann durch neue Perspektiven bei der Analyse von sozialen Systemen und Liebesordnungen helfen und für Utopien und Freiheiten, die in der Literatur geschaffen werden, Verständnis einräumen.

Diese Weit- und Weltsichtigkeit der Literatur überträgt ein*e weitere*r Student*in auf die soziokulturelle Ebene und somit auch auf ihr eigenes Handeln und Tun sowie ihre Persönlichkeitsentwicklung. Die Person schreibt:

Ein anstrengendes Semester liegt hinter mir, auch wegen des Seminars „Liebe ist...“. Nach einigen Seminarsitzungen über die Gender- und Queertheorien, die für mich noch sehr abstrakt erschienen, haben wir uns mit Literatur beschäftigt und viele Umsetzungen der Theorien dort wiederfinden können. Ab dem Moment wurde vieles greifbarer und auch weil es trotzdem herausfordernd war, hat mir das Seminar persönlich viel gebracht. Ich konnte mich mit Themen beschäftigen, die bis dahin für mich nicht sonderlich präsent waren.

Und plötzlich war mein Semester von Grundsatzdiskussionen über genau diese Themen dominiert. Kaum ein Seminar an der Uni hat mich bisher so stark ins Privatleben ‚verfolgt‘, jedoch war das eine bewusste Entscheidung. Diskussionen mit konservativen, oder einfach desinteressierten Freunden, aber auch mit Freund*innen, die sich selber Gedanken über diese Themen gemacht haben oder auch viel informierter waren und besser bescheid [sic] wussten.

Die Folgen sind bei mir ein gewisser Humorverlust, wenn Männer Frauenwitze reißen (den Verlust nehme ich jedoch gern in Kauf) und dass ich in Filmen und Serien oft Sexismus und äußerst einseitige Beleuchtungen von Themen finde. Im Gegenzug dazu hat sich mein Horizont deutlich erweitert und ich bin sehr froh, dass die Uni die Möglichkeit bietet, über diese Themen zu diskutieren. Welche Generation, wenn nicht unsere, hat die Möglichkeit im zukünftigen Alltag Toleranz, Akzeptanz und Vielfalt zu leben. Und das ist meiner Meinung nach nur mit einem Bewusstsein dafür möglich.

Diese Aussage veranschaulicht sehr gut, inwiefern die queer-feministisch perspektivierte Arbeit mit Literatur im universitären Kontext zu einem geschlechterreflektierenden und diskriminierungskritischen Umgang mit sozialer Realität führen kann. Die*Der Student*in beschreibt diesen Erkenntnisprozess zwar als „anstrengend“ und als eine „Grundsatzdiskussion“, die jedoch für ihr*sein „Privatleben“, die Kommunikation mit ihrem*seinem

Umfeld und ihre*seine Rezeptionsgewohnheiten („Frauenwitze“, „Filme und Serien“) bereichernd waren. Das „Bewusstsein“, von dem die Person schreibt, ist genau die oben von mir suggerierte Handlungs- und Reflexionskompetenz, „Toleranz, Akzeptanz und Vielfalt zu leben“. Ich denke, dass genau hier das von Jutta Hartmann beschriebene Unbestimmtheits-Potential ästhetischer Bildung gewirkt hat, eine Annäherung an den reflexiven und kritischen Umgang mit der eigenen und mit der Lebensweise anderer zu befördern.

„[I]ch bin sehr froh, dass die Uni die Möglichkeit bietet, über diese Themen zu diskutieren,“ schreibt die*der Lehramtsstudent*in. Hier sehe ich meine initiale Forderung nach der Verankerung von queer-feministischen Perspektiven in den Curricula und Studien- sowie Forschungsinhalten begründet. Die*Der Lehramtsstudent*in fordert diese Möglichkeit ein; das soziokulturelle Veränderungspotential schlussfolgert die Person daraus: „Welche Generation, wenn nicht unsere, hat die Möglichkeit im zukünftigen Alltag Toleranz, Akzeptanz und Vielfalt zu leben. Und das ist meiner Meinung nach nur mit einem Bewusstsein dafür möglich.“ Die Universität sollte dieser Forderung nachkommen, denn Studieninhalte scheinen immer noch attraktiver zu sein als Gütesiegel des Diversity Mangements.

Christoph Behrens, Universität Rostock

Bibliografie

- Althusser, Louis: Ideologie und ideologische Staatsapparate. Anmerkungen für eine Untersuchung. In: Schöttler, Peter (Ed.): *Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie*. Hamburg /Berlin 1977, S. 108–153.
- Barthes, Roland: *Le discours amoureux. Séminaire à l'École pratique des hautes études 1974-1976*. Paris 2007.
- Barthes, Roland /Marty, Éric (Eds): *Wie zusammen leben: Simulationen einiger alltäglicher Räume im Roman; Vorlesung am Collège de France 1976 - 1977*. Frankfurt/M. 2011.
- Becker, Ruth / Kortendiek, Beate: Geschlechterforschung in die Curricula – Lehrinhalte und Vermittlungsformen. In: *Zeitschrift für Hochschulentwicklung*. 2/2008, 72-87.
- Behrens, Christoph: Gehört die Landschaft der Moderne? – Zur historischen Dynamik des Mont Ventoux. In: Fournier Kiss, Corinne / Chariatte, Nadine /Krakenberger, Etna R. (Eds.): *Räume der Romania*.

- Frankfurt/M. 2016, 137-152.
- Behrens, Christoph: Wahr-Nehmend Lesen: Literarische Performativität und soziokulturelle Praxis. In: Schlette, Magnus et al. (Eds.): *Anthropologie der Wahrnehmung*. Heidelberg 2016, 489-504.
- Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz: *Allgemeines Gleichbehandlungsgesetz* (AGG). Abrufbar unter <https://www.gesetze-im-internet.de/agg/> (07.10.16).
- Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz: *Gesetz für die Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesverwaltung und in den Unternehmen und Gerichten des Bundes* (Bundesgleichstellungsgesetz - BGleG). https://www.gesetze-im-internet.de/bgleig_2015/BJNR064300015.html (07.10.2016)
- Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M. 1991.
- Coste, Claude: Roland Barthes und das Zusammenleben. In: Ette, Ottmar (Ed.): *Wissensformen und Wissensnormen des ZusammenLebens: Literatur - Kultur - Geschichte - Medien*. Berlin 2012, 63-75.
- Derrida, Jacques: Signatur Ereignis Kontext. In: Ders. *Die différance. Ausgewählte Texte*. Stuttgart 2004, 68-109.
- Dickhaut, Kirsten: Liebe, ‚Kulturgedächtnis‘ und Emergenz: Kulturwissenschaftliche Perspektiven eines romanistischen Konzeptbands. In: Dickhaut, Kirsten /Rieger, Dietmar (Eds.): *Liebe und Emergenz: Neue Modelle des Affektbegreifens im französischen Kulturgedächtnis um 1700*. Berlin/Boston 2007, 1-30.
- Dickhaut, Kirsten: *Liebessemantik: frühneuzeitliche Darstellungen von Liebe in Italien und Frankreich*. Wiesbaden 2014.
- Dickhaut, Kirsten /Rieger, Dietmar (Eds.): *Liebe und Emergenz: neue Modelle des Affektbegreifens im französischen Kulturgedächtnis um 1700*. Tübingen 2006.
- Ette, Ottmar: Literaturwissenschaft als Lebenswissenschaft. Eine Programmschrift im Jahr der Geisteswissenschaften. In: *Lendemains. Études comparées sur la France. Zeitschrift für vergleichende Frankreichforschung*. 125/2007, 7-32.
- Ette, Ottmar (Ed.): *Wissensformen und Wissensnormen des ZusammenLebens: Literatur - Kultur - Geschichte - Medien*. Berlin 2012.
- Faulstich, Werner: Die Entstehung von ‚Liebe‘ als Kulturmedium im 18. Jahrhundert. In: Faulstich, Werner /Gläsenapp, Jörn (Eds.): *Liebe als Kulturmedium*. München 2002, 23-56.

- Felten, Uta: *Figures du désir: Untersuchungen zur amourösen Rede im Film von Eric Rohmer*. München 2004.
- Fisher, Helen: *Anatomy of love: the natural history of monogamy, adultery, and divorce*. London 1992.
- Fisher, Helen: *Warum wir lieben: die Chemie der Leidenschaft*. Düsseldorf 2005.
- Fisher, Helen: *Die vier Typen der Liebe: wer zu wem passt und warum*. München 2009.
- Fleßner, Heike: Vorwort. In: Curdes, Beate /Marx, Sabine /Schleier, Ulrike /Wiesner, Heike (Eds.): *Gender lehren – Gender lernen in der Hochschule. Konzepte und Praxisberichte*. Oldenburg 2007, 7-8.
- Fischer-Lichte, Erika: Ästhetik des Performativen. Frankfurt a. M. 2004.
- Fludernik, Monika: Narratology in the Twenty-First Century: The Cognitive Approach to Narrative. In: *PMLA*. 4/2010, 924-930.
- Foucault, Michel: A propos de la généalogie de l'éthique: aperçu du travail en cours. In: Defert, Daniel /Ewald, François (Eds.): *Dits et écrits*. Paris 1994/2001, n° 326.
- Foucault, Michel: Ästhetik der Existenz. Frankfurt/M. 2007.
- Foucault, Michel: *Der Wille zur Macht. Sexualität und Wahrheit I*. Frankfurt am Main 1983.
- Gillath, Omari: The Neuroscience of Attachment. In: Simpson, Jeffry A. /Rholes, W. Steven (Eds.): *Attachment theory and research: new directions and emerging themes*. New York 2015, 39-67.
- Grein, Matthias: Geschlechterforschung und Fachdidaktik Französisch (mit Hinweisen auf Fachdidaktik Spanisch). In: Kampshoff, Marita /Wiepcke, Claudia (Eds.): *Handbuch Geschlechterforschung und Fachdidaktik*. Wiesbaden 2012, 169-184.
- Haas, Renate: Geschlechterforschung und Englisch-Literaturdidaktik. In: Kampshoff, Marita /Wiepcke, Claudia (Eds.): *Handbuch Geschlechterforschung und Fachdidaktik*. Wiesbaden 2012, 141-154.
- Hähnel, Martin /Schlitte, Annika /Torkler, René (Eds.): *Was ist Liebe? Philosophische Texte von der Antike bis zur Gegenwart*. Stuttgart 2015.
- Hartmann, Jutta: *Vielfältige Lebensweisen. Dynamisierungen in der Triade Geschlecht – Sexualität – Lebensform. Kritisch-dekonstruktive Perspektiven für die Pädagogik*. Wiesbaden 2002.
- Hartmann, Jutta: Geschlechtliche und sexuelle Vielfalt im Kontext von Schule und Hochschule. Normativität und Ambivalenz als zentrale Herausforderungen einer Pädagogik vielfältiger Lebensweisen. In: Huch,

- Sarah /Lücke, Martin (Eds.): *Sexuelle Vielfalt im Handlungsfeld Schule. Konzepte aus Erziehungswissenschaft und Fachdidaktik.* Bielefeld 2015, 27-47.
- Haug, Frigga (Ed.): *Historisch-kritisches Wörterbuch des Feminismus.* Vol. 3: Kollektiv bis Liebe. Hamburg: 2014.
- Illouz, Eva: *Die neue Liebesordnung: Frauen, Männer und Shades of Grey.* Frankfurt a. M. 2013.
- Iser, Wolfgang: *Der Akt des Lesens.* München 1994 [1976].
- Iser, Wolfgang: *Das Fiktive und das Imaginäre – Perspektiven literarischer Anthropologie.* Frankfurt/M. 1992.
- Klein, Uta/L Gleichstellungspolitiken und Diversitykonzepte an Hochschulen: Problematische oder konstruktive Verbindungen? In: Heitzmann, Daniela /Klein, Uta (Eds.): *Diversity konkret gemacht. Wege zur Gestaltung von Vielfalt an Hochschulen.* Weinheim 2012, 155-176.
- Klinkert, Thomas: *Literarische Selbstreflexion im Medium der Liebe: Untersuchungen zur Liebessemantik bei Rousseau und in der europäischen Romantik (Hölderlin, Foscolo, Madame de Staël und Leopardi).* Freiburg im Breisgau 2002.
- König, Lotta: Teaching Gender Reflection! Theoretische Grundlagen und literaturdidaktische Unterrichtsbeispiele für einen genderreflektierenden Englischunterricht. In: Wedl, Juliette /Bartsch, Annette (Eds.): *Teaching Gender? Zum reflektierten Umgang mit Geschlecht im Schulunterricht und in der Lehramtsausbildung.* Bielefeld 2015, 261-287.
- Kraß, Andreas: Kritische Heteronormativitätsforschung: der queer turn in der germanistischen Mediävistik". In: *Zeitschrift für deutsche Philologie.* 1/2009, 95–106.
- Kresse, Gesa: *Das Liebeshindernis: Zur Semantik der Liebe in der französischen Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart.* Frankfurt 2015.
- Kroll, Renate (Ed.): *Metzler Lexikon Gender Studies - Geschlechterforschung. Ansätze - Personen - Grundbegriffe.* Stuttgart 2002.
- Kroll, Renate/Steinbrügge, Lieselotte/Zimmermann, Margarete: Romanistik/ Literaturwissenschaft. In: Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW: *Gender Curricula für Bachelor und Master.* unter <http://www.gender-curricula.com/gender-curricula/gender-curricula-detailansicht/?uid=39&casegroup=all&cHash=1474390201> (20/09/16).
- Luhmann, Niklas: *Liebe. Eine Übung.* Frankfurt a.M. 2008.

- Manz, Konrad: Geschlechterreflektierende Haltung in der Schule. In: Wedl, Juliette /Bartsch, Annette (Eds.): *Teaching Gender? Zum reflektierten Umgang mit Geschlecht im Schulunterricht und in der Lehramtsausbildung*. Bielefeld 2015, 103-118.
- Metz-Göckel, Sigrid: Genderdimensionen in der Hochschuldidaktik-Forschung. In: Kampshoff, Marita /Wiepcke, Claudia (Eds.): *Handbuch Geschlechterforschung und Fachdidaktik*. Wiesbaden 2012, 317-330.
- Neuhaus, Stefan: Figurationen der Liebe. In: Idem. (Ed.): *Figurationen der Liebe in Geschichte und Gegenwart, Kultur und Gesellschaft*. Nürnberg 2012, 5-18.
- Nünning, Vera und Ansgar: „Gender“-orientierte Erzähltextanalyse als Modell für die Schnittstelle von Narratologie und intersektionaler Forschung? Einführung, Problemstellung und Zielsetzung. In: Schnicke, Falko (Ed.): *Intersektionalität und Narratologie. Methoden – Konzepte – Analysen*. Trier 2014, 33-60.
- Onnen, Corinna: Studying Gender to Teach Gender. Zur Vermittlung von Gender-Kompetenzen. In: Wedl, Juliette /Bartsch, Annette (Eds.): *Teaching Gender? Zum reflektierten Umgang mit Geschlecht im Schulunterricht und in der Lehramtsausbildung*. Bielefeld 2015, 83-101.
- Pailer, Gaby /Schößler, Franziska (Eds.): *GeschlechterSpielRäume. Dramatik, Theater, Performance und Gender*. Amsterdam/New York 2011.
- Prengel, Annedore: *Pädagogik der Vielfalt. Verschiedenheit und Gleichberechtigung in interkultureller, feministischer und integrativer Pädagogik*. Opladen 1993.
- Scholz, Sylka: *In Liebe verbunden: Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute*. Bielefeld 2013.
- Schukowski, Stefan: *Gender im Gedicht*. Bielefeld 2013.
- Slaby, Jan: Relational Affect. Working Paper. In: *SFB 1171 Affective Societies*. 02/2016. http://edocs.fu-berlin.de/docs/servlets/MCRFileNodeServlet/FUDOCS_derivate_000000006442/SFB1171_WP_02-16.pdf?hosts (07.10.16)
- Slaby, Jan /Mühlhoff, Rainer /Wüschnert, Philipp: Affektive Relationalität. Umrisse eines philosophischen Forschungsprogramms. In: Eberlein, Undine (Ed.): *Zwischenleiblichkeit und bewegtes Verstehen*. Bielefeld 2016, 69-108.
- Spiess, Gesine: Geschlechtersensibel lehren – Ideensammlung für eine verbesserte Praxis. In: *Zeitschrift für Hochschulentwicklung*. 2/2008, 48-60.

- Steinbrügge, Lieselotte: *Fremdsprache Literatur: literarische Texte im Fremdsprachenunterricht*. Tübingen 2016.
- Tholen, Toni: Philologie im Zeichen des Lebens. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift*. 59/2009, 51-64.
- Tholen, Toni /Stachowiak, Kerstin: Didaktik des Deutschunterrichts: Literaturdidaktik und Geschlechterforschung. In: Kampshoff, Marita /Wiepcke, Claudia (Eds.): *Handbuch Geschlechterforschung und Fachdidaktik*. Wiesbaden 2012, 99-112.
- Tomasello, Michael: *Eine Naturgeschichte des menschlichen Denkens*. Berlin 2014.
- Tomberger, Corinna: Gender- und Diversity-Kompetenzen in Hochschullehre und Beratung: Eine Einführung. In: Tomberger, Corinna (Ed.): *Gender- und Diversity-Kompetenzen in Hochschullehre und Beratung: Institutionelle, konzeptionelle und praktische Perspektiven*. Hildesheim 2014, 5-14.
- Ulrich, Jan: *Literarische Ästhetik*. Köln 2011.
- Villa, Paula-Irene: Feministische- und Geschlechtertheorien. In: Kampshoff, Marita /Wiepcke, Claudia (Eds.): *Handbuch Geschlechterforschung und Fachdidaktik*. Wiesbaden 2012, 39-52.
- Weinrich, Harald: Literatur im Fremdsprachenunterricht – ja, aber mit Phantasie. In: *Die Neueren Sprachen*, 82(3)/1983, 200–216.
- Wulf, Christoph: *Zur Genese des Sozialen: Mimesis, Performativität, Ritual*. Bielefeld 2005.

Seminarverlaufsplan**Liebe ist... – (Neue) LiebesOrdnungen in der französischen und italienischen Literatur**

Sitzung	Themenfeld	Lektüre
1	Liebe – Eine BegriffsVerstimmung?	Individuelle Leseaufgaben zur Vorbereitung; Barthes, Roland: Figure „Livre“. In: Marty, Éric / Coste, Claude (Eds.) : Le discours amoureux : séminaire à l’École Pratique des Hautes Études 1974 - 1976. Les cours et les séminaires de Roland Barthes Traces écrites. Paris 2007.
2	Einführung in die Gender und Queer Studies I: Sex – Gender – Sexuality.	Schößler, Franziska : Einführung in die Gender Studies. Berlin, Boston 2010. Rich, Adrienne: Compulsory heterosexuality and lesbian existence. In: Signs. 4/1980, 631–660. Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main 2014. Butler, Judith / Wördemann, Karin: Körper von Gewicht: die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt am Main 2014. Steen, Bart van der: Linke Philosophie heute: eine Einführung zu Judith Butler, Antonio Negri und Slavoj Žižek. Stuttgart 2012. Villa, Paula-Irene: Judith Butler: eine Einführung. Frankfurt am Main 2012. Beauvoir, Simone / Aumüller, Uli: Das andere Geschlecht: Sitte und Sexus der Frau. Reinbek bei Hamburg 2016.

3	<p>Einführung in die Gender und Queer Studies II: Queer-feministische Perspektiven auf Literaturwissenschaft. Epik – Lyrik – Dramatik.</p>	<p>Nünning, Vera / Nünning, Ansgar: Erzähltextanalyse und Gender studies. Stuttgart 2004.</p> <p>Pailer, Gaby / Schößler, Franziska (Eds.) GeschlechterSpielRäume: Dramatik, Theater, Performance und Gender. Amsterdam 2011.</p> <p>Schukowski, Stefan: Gender im Gedicht: zur Diskursreakтивität homoerotischer Lyrik. Bielefeld 2013.</p> <p>Kraß, Andreas (Eds.): Queer denken: gegen die Ordnung der Sexualität. Frankfurt am Main 2005.</p>
4	<p>Höfische LiebesOrdnung I Leitfragen:</p> <ol style="list-style-type: none"> 1) Was ist der „amour courtois“? Welchen „Sitz im Leben“ hat er? 2) Wie wird er literarisch repräsentiert? 3) Wie wirkt der „amour courtois“ fort? 	<p>Frz: Maria de Ventadorn : Tenson (1197); Vida und Razo Guillhem de Cabestaigns (ca. 1200).</p> <p>Ital: Auszug aus Stefan D’Arrigo: Horcynus Orca (1975); Ramazzoti Werbespot „Il balcone“ (2011).</p>
5	<p>„Amor che mosse...“ - Höfische LiebesOrdnung II Leitfragen:</p> <ol style="list-style-type: none"> 1) Performativität und Literatur; Intertextualität 2) Welchen Stellenwert hat „ das Lesen“ in der LiebesOrdnung? 	<p>Alle: Episode aus Lancelot du Lac (1974). Dante: Inferno (1307-1321), „Canto V (Francesca e Paolo)“.</p>
6	<p>Petrarkismus Leitfragen:</p> <ol style="list-style-type: none"> 1) Was ist „der“ Petrarkismus? Was sind seine literarischen Charakteristika? 2) Welches Liebeskonzept findet sich bei Petrarca? (vgl. mit amour courtois) 3) Was ist der „weibliche Petrarkismus“? Wodurch ist er gekennzeichnet? 4) Wie ist der Zusammenhang zwischen Lyrischem Ich – Autor*innenfigur – LiebesOrdnung? 	<p>Alle: Auswahl aus Francesco Petrarca: Canzoniere (Mitte 14. Jhd.).</p> <p>Ital: Auswahl der Lyrik von Gaspara Stampa.</p> <p>Frz: Auswahl der Lyrik von Louise Labé .</p>

7	<p>Von der Hofdame* zur Sexarbeiterin*: Die Frau* als Zentrum der LiebesOrdnung Leitfragen:</p> <ol style="list-style-type: none"> 1) Welche Rolle nimmt die Frau in den Handbüchern ein? (vgl. a. amour courtois, Petrarkismus) 2) Inwiefern steht die Rolle der Sexarbeiterin* mit der der Hofdame Verbindung? 	<p>Ital: Castiglione, Baldassare: <i>Il libro del cortegiano</i> (1528).</p> <p>Frz: Faret, Nicolas: <i>L'honnête-homme ou l'art de plaire à la cour</i> (1630).</p> <p>Alle: Despentes, Virginie: <i>Baise-moi</i>. Paris 1999 (dt. Reinbek bei Hamburg 2002); Dies.: King-Kong-Theorie. Paris 2006 (dt. Berlin 2007).</p>
8	<p>Love letter(s) – Der Zusammenhang zwischen Genretransformation und LiebesOrdnung</p> <ol style="list-style-type: none"> 1) Welche verschiedenen Liebestypen werden aufgebaut? (amour passion, amour raison, amour romantique) 2) Inwiefern steht das Genre „Briefroman“ mit der Transformation der LiebesOrdnung in Verbindung? 	<p>Frz: Rousseau, Jean Jacques: <i>Julie ou la Nouvelle Héloïse Julie</i> (1761) ; Choderlos de Laclos: <i>Les Liaisons dangereuses</i> (1782).</p> <p>Ital: Foscolo, Ugo: <i>Le ultime lettere di Iacopo Ortis</i> (1802).</p> <p>Alle: Goethe, Johann Wolfgang: <i>Die Leiden des jungen Werther</i> (1774); Kumble, Roger: <i>Cruel Intentions</i> (1999).</p>
9	<p>Tut Liebe weh? – Wie Romane schlagenden Erfolg haben.</p> <ol style="list-style-type: none"> 1) Was ist ein Bestseller? 2) Was ist „Sadismus“ im kulturgeschichtlichen Sinne? 3) Inwiefern stehen „deviante“ Liebesordnung und der Bestseller In einem Zusammenhang? 	<p>Frz: Marquis de Sade: <i>Les 120 Journées de Sodome ou L'Ecole du Libertinage</i> (1785).</p> <p>Ital: Curzio Malaparte: <i>La Pelle</i> (1949).</p> <p>Alle: James, E. L.: <i>Fifty Shades of Grey</i>. New York 2011 (dt. München 2012); Dies.: <i>Fifty Shades Darker</i>. New York 2012 (dt. München 2012); Dies.: <i>Fifty Shades Freed</i>. New York 2012 (dt. München 2012).</p>

10	<p>Liebe und Ehe – Heteronormativitätskritik</p> <ol style="list-style-type: none"> 1) Wie hängen die Begriffsfelder Liebe, Ehe, Familie, Heirat kulturgeschichtlich zusammen? 2) Was ist Metafiktion/ Metadrama? (Novelle/ Tragödie) 3) Inwiefern übt die Metafiktion eine Heteronormativitätskritik aus? Warum trägt ein Genre zur Perpetuierung von Heteronormativität bei? 	<p>Frz: Lachaud, Dénis: <i>Hetero</i> (2003).</p> <p>Ital: Moravia ,Alberto: <i>L'amore coniugale</i> (1949).</p>
11	<p>One-Night-Stands. Mononormativitätskritik.</p> <ol style="list-style-type: none"> 1) Was ist Mononormativität? (Begriffsfeld ONS, romantische Zweierbeziehung) 2) Was ist ein trick in Sinne Barthes' und Camus'? (s. Préfaces zu <i>Tricks</i>) 3) Wie wird das Konzept des <i>trick</i> narratologisch realisiert? 4) Warum handelt es nicht um ein „klassisches“ ONS? 	<p>Alle: Camus, Renaud: <i>Tricks</i>. Paris 1988 (dt. Berlin 1999).</p>
12	<p>Queere Liebe zum Vaterland.</p> <ol style="list-style-type: none"> 1) Inwiefern hängen Heteronormativität und Nationalität zusammen? 2) Mithilfe welcher dramatischen und filmischen Mittel werden Sexualität und Nationalität in den Dramen Bouchards und im Film Dolans gequeert? 	<p>Frz: Bouchard, Michel Marc: <i>Les feluettes ou la répétition d'un drame romantique</i>. Montreal 1988; Bouchard, Michel Marc / Dolan, Xavier: <i>Tom à la ferme</i> (2013).</p>
13	<p>Was ist Liebe (nicht)? – Eine abschließende Reflektion</p> <ol style="list-style-type: none"> 1) Geben Sie eine literatur- und kulturwissenschaftliche informierte Antwort darauf, was Liebe (nicht) ist? 	<p>Feedback</p>

Gabriele Hassler

„**Escribo de ovarios**“

Subversive Kinderlosigkeit und (literarische) Mutterschaft
bei Gloria Fuertes

Abstract

The Franco dictatorship in Spain exalted normative gender roles as part of its propaganda machine and thereby deepened women's exclusive role as wife and mother. The poetess Gloria Fuertes (1918-1998), mystified as a sort of "national mother", is well known for her children's literature in Spain, whereas her poetic work for adults – full of rebellion against the lack of freedom and restrictive gender roles – has been fairly discussed. By means of parody, irony and language games, she demystifies and deconstructs the social imperative of motherhood, creates alternative spaces for different models of womanhood and claims her literary agency by appropriation and reinterpretation of stereotypical images.

Keywords

Francoism, Humour, Literary maternity, Motherhood, Spanish literature

Als 2015 die Studie „Regretting Motherhood“ der israelischen Soziologin Orna Donath durch den gleichnamigen Twitter-Hashtag ein internationales Echo hervorrief, wurde besonders im deutschsprachigen Raum eine mediale Debatte in rauen Tönen geführt. Den immer noch als universal angenommenen Mutterinstinkt anzuzweifeln oder es zu bereuen, sich der sozialen Konditionierung zur Mutterschaft gefügt zu haben, scheint auch heute in einer westlichen Gesellschaft einen Tabubruch besonderer Größenordnung darzustellen. Immer noch wirken scheinbar jene dominanten Diskurse, die seit jeher die biologische Möglichkeit der Mutterschaft durch Affirmation des universalen Mutterinstinkts zum sozialen Zwang machen und den Mythos am Leben erhalten, jede Frau sei nicht nur potenziell Mutter, sondern notwendigerweise zukünftige Mutter,¹ Definitionen von Weiblichkeit abseits der Mutterschaft also von vornherein ausschließen.

Das besonders restriktive Frauenbild während der Franco-Diktatur

¹ S.a. Ferro, El instinto.

(1936-1975), in der das Regime die Festlegung der Frauen auf ihre Rolle als Ehefrau und Mutter auch politisch institutionalisierte, ist Ausgangspunkt und Rahmenbedingung für die kritische Poesie Gloria Fuertes' (Madrid, 1918-1998). Als „Mutter des Volkes“ rezipiert, werden die Mutterschaft und Kinderlosigkeit in ihrer Lyrik zu Eckpfeilern feministischer Subversion, wie eine Lektüre anhand verschiedener feministischer Theorien zur Mutterschaft zeigen soll.

1 *La perfecta casada*: Mutterschaftsdiskurse im Franquismus

Der spanische Bürgerkrieg (1936-1939) und die darauffolgende Franco-Diktatur (bis 1975) mit ihrem Propagandaapparat, ihren Repressalien und ihrer nationalkatholischen Ideologie stellten für die Literatur des 20. Jahrhunderts mehr als nur eine reine Rahmenbedingung rund um die literarische Ideenentwicklung dar; vielmehr bildet sie eine höchst signifikante Grundlage, welche die Entwicklung dieser literarischen Ideen wesentlich bestimmt hat.² Besonders sind Gesellschaft und Alltagsleben von dieser Ideologie geprägt; eine tragende Säule sind dabei die klar definierten Geschlechterrollen. Den Frauen kam in diesem Weltbild ganz klar die Rolle der liebenden Hausfrau und Mutter zu, die ihren Beitrag zur Gesellschaft ausschließlich in Form von Unterwerfung und Aufopferung für Ehemann, Kinder und Haushalt zu leisten hatte.

Jegliche Abweichung von diesen normativen Zuschreibungen wurde auf juridischer oder sozialer Ebene sanktioniert. Juliano und Osborne (2008) fassen das franquistische Frauenbild auf einer Skala zusammen, in der sie weibliche Lebensentwürfe vom „am besten dem Patriarchat dienenden Modell“ bis zum „am stärksten stigmatisierten Modell“ ordnen: An der Spitze steht dabei die Hausfrau und Mutter, gefolgt von der Nonne; darauf folgen die alleinerziehende Mutter (die entweder verwitwet oder aber ledig ist, in jedem Fall jedoch ihre Mutterrolle erfüllt) und die autonome Frau, die einem Beruf nachgeht. Die stärksten rechtlichen Repressalien erfährt die Prostituierte, während die lesbische Frau mehr unsichtbar gemacht denn stigmatisiert wird.³

² S.a. Medina, El surrealismo.

³ Wie die Autorinnen weiter ausführen, scheinen Negierung und Unsichtbarmachung das stärkste Instrument der Diktatur (wenn nicht jeder patriarchalen Gesellschaft) gegen lesbische Frauen zu sein. Die lesbische Identität untergräbt die normativen Geschlechterrollen gleich auf zweifache Weise (auf der Ebene der sexuellen Orientierung

Die Festschreibung auf die Rolle der Mutter und Ehefrau erfolgte aber in erster Linie mittels einer konsequenten Indoktrinierung durch den Propagandaapparat des Regimes, allen voran die nationalkatholisch geprägten Bildungseinrichtungen: Das Bildungssystem der Zweiten Republik (1931-1939), das auf den Werten der Laizität, Koedukation und Förderung der Regionalsprachen basierte, wurde im Franquismus durch religiöse, moralische und patriotische Prinzipien ersetzt.⁴ Eine besondere Rolle bei der Indoktrinierung der zukünftigen Generationen spielte die *Escuela Nacional de Puericultura* (Staatliche Schule der Kinderkrankenpflege). Die Schule richtete sich mit Flugblättern, Radiokonferenzen und Kursen („cursillos de divulgación para madres“) an die spanischen Frauen und unterrichtete sie nicht nur in Kindererziehung, Pflege und Hygiene mit dem demographischen Ziel, die Kindersterblichkeit zu reduzieren; darüber hinaus arbeitete sie auf die Verinnerlichung der Geschlechterrollen hin, nach der die Mutterschaft die wichtigste Säule der weiblichen Identität darstellt.⁵

Die Mutterschaft wurde vom franquistischen Regime gleichsam zu einer patriotischen Mission erhoben, deren Erfüllung dem Dienst der Soldaten für das Vaterland gleichgesetzt werden kann⁶ – in Analogie dazu werden Kinderlosigkeit oder andere nicht-normative Lebensentwürfe, auch schon außer Haus einer bezahlten Arbeit nachzugehen,⁷ zum Verrat an Staat und Vaterland. Besonders deutlich brachte dies Pilar Primo de Rivera, die Gründerin der faschistischen Frauenorganisation *Sección Femenina* in einer Rede 1939 auf den Punkt:

La única misión que tienen asignadas las mujeres en las tareas de la patria, es el hogar. Les enseñaremos el cuidado de sus hijos, porque no tiene perdón el que

und jener der Genderrollen) und hat damit besonders subversives Potenzial, dessen Einfluss nicht durch juristische, sondern durch soziale Kontrollformen am besten kontrollierbar scheint (s.a. Juliano /Osborne, „Prólogo“).

⁴ Für die Mädchenbildung bedeutete dies etwa, dass Fächer wie Haushaltkunde, Kindererziehung und ähnliche im Lehrplan tiefer verankert wurden. Cf. González Pérez, „Los programas.“

⁵ Mit ihrer Neugründung 1941 verschrieb sich die Schule der Zusammenarbeit mit der faschistischen Partei *Falange de las JONS* sowie erweiterten Lehrinhalten, die nun auch Religion und patriotische und politische Bildung umfassten. Cf. Colmenar Orzaes, „La institucionalización“, 173.

⁶ S.a. di Febo, Ritos.

⁷ Das Regime führte einen regelrechten Kampf gegen außerhäusliche Arbeit, den sie als „Befreiung der Frauen aus den Fabriken“ vermarkte; die Berufstätigkeit der Frauen wurde sogar als einer der Gründe für die hohe Kindersterblichkeit angeführt. Cf. Colmenar Orzaes, „La institucionalización“, 174.

mueran por ignorancia tantos niños, que son siervos de Dios y futuros soldados de España [...] cumpliendo con este programa la consigna del Caudillo de salvar la vida de los hijos, para la educación de las madres.⁸

Auch für schreibende Frauen war in diesem nationalkatholischen Weltbild nur wenig Platz, untergräbt doch schon allein die eigenständige, kreative Aktivität und das Sprechen für sich selbst das Bild der passiven, aufopfernden Ehefrau. Wie von der feministischen Literaturkritik ausführlich dargelegt wurde, war und ist es für Frauen in nahezu allen Kontexten schwierig, sich selbst in einer patriarchalen Ordnung überhaupt als kreatives Subjekt zu begreifen und als solches zu schreiben, geschweige denn die Voraussetzungen – ein „eigenes Zimmer,“ in Woolfs Worten – zu finden oder sich im männlich dominierten Literaturbetrieb zu behaupten.

In einem repressiven Umfeld wie dem Franco-Regime verhärteten sich diese Voraussetzungen, zum einen durch die besondere Einschränkung der Frauen auf die Mutterrolle; folgender Kommentar eines spanischen Literaturkritikers illustriert etwa, in welchem Ausmaß die schreibende Frau der offiziellen Meinung nach dem franquistischen Idealbild der Frau widerspricht:

[...] un buen número de mujeres más que cuarentonas y sin demasiadas preocupaciones domésticas –solteronas, casadas sin hijos, viudas acomodadas– empuñan la pluma con pasión para plasmar sus sueños insatisfechos sobre las cuartillas, o como simple pasatiempo entre la misa mañanera, el rosario vespertino y las visitas a las amigas.⁹

Von Seiten der Kritik wird also das Schreiben von Frauen ins Lächerliche gezogen und als nicht angemessener „Zeitvertreib“ gelangweilter Frauen ohne gesellschaftliche Funktion (da unverheiratet, kinderlos, verwitwet) diskreditiert.

Zum anderen wurde literarisches Schreiben in der Zeit der Diktatur natürlich

⁸ „Die einzige Mission, die den Frauen in den Aufgaben für das Vaterland zuteilwird, ist das Heim. Wir werden ihnen die Pflege ihrer Kinder beibringen, denn es kann nicht sein, dass aus Unwissenheit so viele Kinder sterben, die Diener Gottes und zukünftige Soldaten Spaniens sind; und so erfüllen wir mit diesem Programm die Weisung des Führers, das Leben der Kinder zu retten, durch die Bildung ihrer Mütter.“ Ministerio de la gobernación, La escuela, 34. Übersetzungen G.H.

⁹ „Eine große Zahl an Frauen weit über die 40 und ohne weitere häusliche Verpflichtungen – alte Jungfern, Verheiratete ohne Kinder, gut situierte Witwen – ergreifen die Feder mit Leidenschaft als reiner Zeitvertreib zwischen der Frühmesse, dem abendlichen Rosenkranzbeten und den Besuchen bei den Freundinnen.“ Castallet, „Notas sobre la literatura española contemporánea“, 45 cit. in Montijo Gurruchaga, „La censura“, 112.

noch durch die allgemeine Zensur verschärft, die Angriffe auf die Religion, das Regime und seine Institutionen unterbinden, die Moralvorstellungen und faschistischen Werte stärken, also insgesamt den Machterhalt sicherstellen sollte. Von Frauen verfasste Werke wurden oftmals härter beurteilt als jene von männlichen Autoren (man spricht in diesem Zusammenhang von *censura de género*, gegenderter Zensur), besonders streng wurden dabei Werke censiert, die jegliche Form von Gesellschaftskritik enthielten oder als subversiv für das forcierte Frauenbild eingeschätzt wurden – dafür reichte es bereits, die verwendeten sprachlichen Mittel als für Frauen „unangemessene“ Sprache zu beurteilen.¹⁰

2 „Soy madre, de todos los niños del mundo“ – der Mythos Gloria Fuertes

Die Dichterin Gloria Fuertes ist eine der bekanntesten und zugleich vergessensten AutorInnen Spaniens: Einerseits ist sie ganzen Generationen als die ewige Dichterin ihrer Kindheit in Erinnerung, die im Fernsehen als schrullige Clownfigur auftrat und mit ihren Lesungen durch das Land und die Schulen tourte wie einst García Lorca.¹¹ Andererseits aber wurde ihr „ernstes“ poetisches Werk für Erwachsene von der Literaturkritik vergessen gemacht bzw. bewusst ignoriert, und so ist sie auch heute dem breiten Publikum wie den Fachkreisen als ernstzunehmende Lyrikerin weitgehend unbekannt. Die Parameter Sexualität und (Nicht-)Mutterschaft spielen nicht nur für das Verständnis von Fuertes’ Werk eine große Rolle; sie tragen auch wesentlich zu dieser paradoxen Rezeption bei.

Gloria Fuertes’ Leben stellt in jeder Hinsicht eine Antithese zum franquistischen Frauenbild dar: Sie widmet sich nicht nur der so „unweiblichen“ Beschäftigung des Schreibens, sondern war dank des Erfolges ihrer Kinderbücher auch wirtschaftlich unabhängig; und sie war nicht nur nicht verheiratet und kinderlos, darüber hinaus war ihre Homosexualität zumindest in ihren Bekanntenkreisen ein offenes Geheimnis.

Dass eine derart subversive Persönlichkeit zu einem Star der Kinderliteratur wird und auch weitgehend ungehindert publizieren kann, lässt sich auf eine Verklärungsmaschinerie zurückführen: Von Kritik und Öffentlichkeit wird Gloria Fuertes zu einer Art nationalen Mutter des

¹⁰ S.a. Montejo Gurruchaga, „La censura.“

¹¹ Zur Rolle des Clowns und seinem subversiven Potenzial s.a. Hacken, Self-Definition through Poetry.

gesamten Volkes stilisiert, ihre Unabhängigkeit mit Einsamkeit und Leiden umschrieben beziehungsweise als unglückseliges, nichtgewolltes Schicksal aufgefasst, das letztendlich zur Inspirationsquelle ihrer Verse wird. Die lesbische, unabhängige Autorin wird so zu einer Quasi-Heiligen umgedeutet, deren „Keuschheit“ aufrechterhalten wird, indem ihre Liebesgeschichten mit anderen Frauen als „Freundschaften“ abgetan oder überhaupt übersehen werden. Ihre extrem hohe Popularität und Sichtbarkeit lassen sie zu einer Art Botschafterin der Armen und Marginalisierten werden, eine weitere Rolle, die zu einer Mystifizierung als Mutter des gesamten spanischen Volkes beiträgt. Ihre gewollte biologische Nicht-Mutterschaft wird durch die Rezeptionsdiskurse zu einer erfüllten national-metaphorischen Mutterschaft, zu einer von der Liebe benachteiligten Mutterfigur, die ihr Schicksal dadurch kompensiert, dass sie ihren „natürlich“ vorhandenen Mutterinstinkt auf das gesamte Volk projiziert.¹²

In Gloria Fuertes' Versen finden sich Hinweise auf die Ambivalenz dieser Rolle, so schreibt sie etwa:

Ni fui madre, ni esposa,
ni viuda, ni religiosa;
y sin embargo, soy
madre, de todos los niños del mundo,
(...)
No fui nada y soy algo.¹³

Diese Verse machen nicht nur den Kampf ersichtlich, gesellschaftlich überhaupt zu existieren, sich selbst im Nichts zwischen Nonne und Mutter begreifen zu können; sie rechtfertigen auch ihre Existenz und Aufgabe als Dichterin – „fundé mil Casas con mis versos“¹⁴ – ohne allerdings dabei die nationalkatholischen Gemeinplätze zu verlassen.

¹² Derartige Prozesse der Konstruktion einer „Mutter des gesamten Volkes“ lassen sich auch bei anderen Schriftstellerinnen beobachten; so wird Gabriela Mistral – ebenfalls lesbisch, ebenfalls unverheiratet, kinderlos und für ihre Kinderbücher berühmt – mit ähnlichen Diskursen als nationale Mutterfigur Chiles konstruiert.

¹³ „Ich war weder Mutter noch Ehefrau, / weder Witwe noch Nonne; / und trotzdem bin ich / Mutter, aller Kinder dieser Welt, / (...) / Ich war nichts und bin etwas.“ Fuertes, Historia de Gloria, 280.

¹⁴ „ich stiftete tausend Häuser mit meinen Versen“, ibid.

3 „*Hijos? No, hijo*“: (Nicht-)Mutterschaft als poetische Subversion

3.1 Entmystifizierung der Mutterschaft

Die Inszenierung als harmlose Unterhalterin mit ein paar lustigen Kinderversen war für Gloria Fuertes ein Weg, um die Zensur weitgehend zu umgehen (bzw. im Postfranquismus gesellschaftlich anerkannt zu bleiben) und von der Literatur leben zu können. Für ihr gesamtes poetisches Werk spielt in dieser Hinsicht der Humor eine große Rolle, da dieser den gesellschaftskritischen Gehalt ihrer Gedichte zu verharmlosen, tarnen und verschleiern vermochte.¹⁵ Die humoristischen poetischen Stilmittel wie Sprachspiele, Parodie und Ironie bringt Gloria Fuertes in ihrem posthum veröffentlichten Gedichtband *Glorierías (Para que os enteréis)* zu einem Höhepunkt. In Anlehnung an die *Greguerías*¹⁶ spielt Fuertes mit Klang, Bedeutung und Konzepten und kritisiert dabei nicht nur die Gesellschaft, sondern schafft es auch, unseren Blick auf die Welt, vor allem auf die der Frauen, spielerisch zu erweitern.

So heißt es etwa „Hay mujeres que al casarse / se convierten en menores de edad / bajo la dictadura del marido“¹⁷ – die Institution der Ehe wird als für Frauen ungeschützter Raum der Fremdbestimmung enttarnt, das Bild des Ehemanns als Diktator bringt die gesellschaftlichen Gegebenheiten (und Gesetzeslage) auf eindrucksstarke Weise auf den Punkt.

Die Gedichte von Gloria Fuertes machen nicht nur verdrängte (weil häusliche, „private“) gesellschaftliche Unterdrückung von Frauen sichtbar, ihre kraftvolle Sprache scheut auch nicht davor, verleugnete und tabuisierte Körperlichkeiten wie Eierstöcke, Hüften oder Brüste beim Namen zu

¹⁵ Gloria Fuertes veröffentlichte sowohl während des Franquismus (alle Werke, bis auf den ersten Gedichtband, sind in *Obras incompletas* gesammelt erschienen), als auch danach (*Historia de Gloria, Mujer de verso en pecho*, sowie posthum *Glorierías*). Es ist davon auszugehen, dass die Unterdrückung während der franquistischen Diktatur nicht nur die spanische Gesellschaft als Ganzes, sondern auch das Leben von Gloria Fuertes im Speziellen so nachhaltig geprägt hat, dass diese Realität auch über das Umbruchsjahr 1975 hinaus wirkt. Tatsächlich sind in Themen und Stil ihrer Poesie keine großen Unterschiede hinsichtlich dieser Bruchstelle feststellbar, aus diesem Grund wird ihr gesamtes Werk hier unter den Vorzeichen der franquistischen Diktatur beleuchtet.

¹⁶ Die *Greguerías* sind eine Kleinform der spanischen Literatur: kurze, humorvolle Sätze, die einen unerwarteten Effekt erzeugen, v.a. durch Sprachspiele wie Paronomasie, Äquivokation, falsche Etymologien und die Parodie von fixen Wendungen sowie Metaphern; als Schöpfer gilt der Avantgardist Ramón de la Serna.

¹⁷ „Es gibt Frauen, die werden durch die Hochzeit zu Minderjährigen unter der Diktatur ihres Ehemanns.“ Fuertes, *Glorierías*, 126.

nennen. In einer anderen *Gloriería* spielt Fuertes auf fast makabre Weise mit Isotopen rund um die weibliche Körperlichkeit und die Mutterschaft; die Plazenta und der Kaiserschnitt stehen dabei im Mittelpunkt, mit ihnen wird die verschwiegene weibliche Körperlichkeit poetisiert und enttabuisiert, die weibliche Körpererfahrung in eine Poesie transformiert, die sich an keine Konventionen – weder formelle noch inhaltliche – hält:

La Placenta tuvo un hijo sin placer
en la placenta.
Y la Cesárea
murió de ello.¹⁸

Das Grundprinzip und Achse dieser Gedichtform ist die Paronomasie *placenta – placer*, die jedoch weit darüber hinausgeht, nur phonetische, unterhaltsame Spiele zu erzeugen. „Sin placer“, also ohne Freude oder Vokation Mutter zu werden, stellt eine radikale Absage an die Natürlichkeit und Universalität des Mutterinstinkts dar und eröffnet so einen neuen WeiblichkeitSENTWURF, in dem die Mutterschaft nicht automatisch zum Glück führt, sondern Ambiguität zulässt.

Für Simone de Beauvoir liegt die Charakteristik der Mutterschaft beziehungsweise des weiblichen Verlangens in der Ambiguität; die benachteiligte soziale Situation der Frauen ist für sie nicht auf natürliche Unterschiede, sondern in erster Linie auf die weibliche Sozialisierung zurückzuführen, die gerade im Bereich der Mutterschaft besonders wirksam ist. Beauvoir beschrieb als erste die Mutterschaft als Einengung und Beschränkung für die Frauen, als Institution, welche die Frau als Person annulliert: Indem das restriktive Bild der Mutter das einzige Subjekt der dominanten Mutterschaftsdiskurse ist, wird den Frauen an sich der Subjektstatus aberkannt. Der Mutterkörper ist laut Beauvoir kein biologischer Körper, sondern einer, dessen biologische Bedeutung sich erst kulturell, durch Einschreibung in die dominanten Diskurse, ergibt. Sie reinterpretiert den Mutterkörper durch eine Beschreibung, die das Natürliche entnaturalisiert und die Mutterschaft zu einem seltsamen, unnatürlichen Ausdruck macht.¹⁹

Die zitierten Verse von Gloria Fuertes enttabuisieren den Mutterkörper

¹⁸ „Die Plazenta hatte ohne Freude ein Kind / in der Plazenta. / Und die Cesarea / starb daran.“ Fuertes, Glorierías, 150.

¹⁹ S.a. Beauvoir, Das andere Geschlecht, Zerilli, „Un proceso sin sujeto“, 172.

zwar einerseits, andererseits werden die Frauen dahinter subjektlos und unsichtbar: Mutterkuchen und Kaiserschnitt werden zu Eigennamen, die Frau verschwindet vollkommen hinter den reproduktiven Funktionen und verliert ihren Subjektstatus. Die Geburt wird in diesem Gedicht durch den Kaiserschnitt zu einem unnatürlichen Vorgang, der durch seinen tödlichen Ausgang das Muttersein auf besonders drastische Weise weiter entmystifiziert.²⁰ Dank der Kürze und Prägnanz der Sprachspiele schaffen es also die Kurzgedichte der *Glorierías*, Wahrnehmungsräume in Bezug auf Mutterschaft und Gender zu erweitern, indem das gängige Frauen-/Mutterideal um ein weniger idyllisches Bild ergänzt und der Mutterinstinkt als solcher in Frage gestellt wird.

3.2 *La perfecta soltera*: Ehe- und Kinderlosigkeit als Alternative

Von Seite der feministischen Theorie wurde beschrieben, wie die dominanten Diskurse die Frau als unidimensionales Wesen, das nur als Mutter überhaupt Subjekt sein kann, sowie ein Mutterschaftsideal (asexuell sowie frei von eigenen Wünschen und Bösartigkeiten) konstruieren. Diese dominante Darstellung von Mutterschaft als einzige Form, das Weibliche zu konzeptualisieren, reduziert die weibliche Identität auf die mütterlichen Funktionen – jede Frau ist also Mutter, andere mögliche Definitionen von Frausein werden annulliert.

Die Poesie von Gloria Fuertes sucht ergänzende Facetten, die Weiblichkeit ausmachen können und gibt der Möglichkeit Raum, sich dem sozialen Imperativ von Ehe und Mutterschaft zu entziehen, also ein Leben ohne Kinder und Ehemann überhaupt denkbar zu machen:

De profesión: soltera
Por un mundo no peor
Hice más de lo que pude,
colaboré con mi virginidad a la Causa,
– cuantos menos nazcan, menos sufren –.
[...]²¹

²⁰ Zusätzliche Tragweite bekommt die hier thematisierte Müttersterblichkeit im Kontext der franquistischen Sozialisierung zur mütterlichen Aufopferung: Die Mission, dem Vaterland Kinder zu schenken, wurde dermaßen wichtig genommen, dass laut den medizinischen Diskursen Frauen ihren möglichen Tod unhinterfragt zu akzeptieren hätten, wenn dadurch ihr Neugeborenes gerettet werden könnte. Cf. Colmenar Orzares, „La institucionalización“, 173.

²¹ „Beruf: Single. / Für eine nicht noch schlimmere Welt / tat ich mehr, als ich konnte, /

Das poetische Ich präsentiert sich als (mütterliches) selbstloses und aufopferndes Ich, das zur „Causa“, der Mission oder Sache, beitragen möchte; es tut dies auf höchst ironische Weise, indem es die Erwartungen nicht nur inhaltlich, sondern auch auf Ebene der Sprache verdreht: nicht „für eine nicht noch schlechtere Welt“, sondern „für eine bessere Welt“ wäre die üblichere Ausdrucksweise, und die Wendung „ich tat, was ich konnte“ wird mit der Variante „ich tat mehr, als ich konnte“ *ad absurdum* geführt. Der zweite Teil des Gedichts invertiert die Realität auf der Ebene des Inhalts. Es sei daran erinnert, dass die patriotische Mission („Causa“) der Frauen im Franquismus darin bestand, dem Vaterland möglichst viele Kinder zu schenken; in Fuertes’ Versen aber besteht die Mission darin, die Kinder vor dem Geborenwerden in eine repressive Diktatur zu bewahren, und die Verweigerung der obligatorischen Heterosexualität ist das geeignete Mittel dazu. Sie bleibt dabei in ihrer „weiblichen“ Rolle der Kinderliebhaberin und Fürsorgerin, rechtfertigt aber nur scheinbar ihre Transgression der Kinderlosigkeit, denn die Ironie schafft auf eindrucksvolle Weise einen anderen weiblichen Lebensentwurf abseits der gesellschaftlichen Normen.

Ironisch spielt auch der Titel des Gedichts mit diesen Konzepten: „De profesión: soltera“ („Beruf: Single“) scheint eine Abwandlung der Idee „Beruf: Hausfrau“ zu sein, oder eine Verdrehung der Posten „Beruf“ und „Familienstand“ eines Formulars. In Fuertes’ feministisch-ironischem Gedicht aber wird dieses scheinbare Absurdum zur Proklamation weiblicher Unabhängigkeit, da nicht nur die Kinder-, sondern auch die Ehelosigkeit als gültige, ja sogar moralisch besser vertretbare, Variante konstruiert wird.

Fuertes spielt immer wieder auf humorvolle Art mit dem Nicht-Verheiratet-Sein und dem Verzicht auf die Mutterschaft.²² In „Zólibat (Dritte Lektion)“ evozieren Titel und das diktatmäßig aufgebaute Gedicht etwa einen schulischen Kontext, in dem der schulisch-wissenschaftliche Diskurs imitiert und so parodiert wird. Auf die Rolle des franquistischen Bildungssystems in der Erziehung zur perfekten Mutter wurde bereits an anderer Stelle eingegangen; auch in einem der wichtigsten theoretischen Beiträge zur Mutterschaft weist Élisabeth Badinter (1980) darauf hin, dass den wissenschaftlichen

ich trug mit meiner Jungfräulichkeit zur Mission bei / – je weniger geboren werden, desto weniger müssen leiden.“ Fuertes, Historia de Gloria, 91.

²² Im Folgenden wird besonders auf die Ehelosigkeit eingegangen; ich behandle diese implizit als analog zu Kinderlosigkeit, da Ehe und Kinder nach der herrschenden katholischen Ideologie und den gesellschaftlichen Gegebenheiten untrennbar miteinander verbunden waren und sich in der Poesie von Gloria Fuertes auch keine konkrete Trennung dieser Analogie findet.

Diskursen eine besonders große Rolle bei der Konstruktion des universalen Mutterinstinkts und der bedingungslosen Mutterliebe zukommt.²³ Die Kraft der Parodie dieses Machtdiskurses liegt darin, einerseits als universell angenommene Verhältnisse poetisch zu dekonstruieren und andererseits neue Räume der weiblichen Selbstbestimmung einer „soltera“ (Junggesellin, Ledigen) zu konstruieren:

Celibato (Lección tercera)

La diferencia entre una soltera
y una solterona,
es diferente, dos puntos:
La soltera nace
la solterona se hace.
[...]²⁴

Das Gedicht stellt der neutralen „soltera“ (Ledige) die negativ besetzte „solterona“ (alte Jungfer) gegenüber und findet dabei auch zu ihrer ganz eigenen Version von Beauvoirs „On ne naît pas femme, on le devient“: ledig kommen wir auf die Welt, doch die Kondition der gescheiterten, nicht Mutter gewordenen alten Jungfer wird der Frau erst durch Sozialisierung und dominante Diskurse eingeschrieben. Die „solterona“, die im Gedicht weiter als verbittertes, armseliges Klatschweib charakterisiert wird, ist jenes kulturelle Artefakt, das den Gegenpol zur kulturell konstruierten idealen Mutterfigur bildet. Die „soltera“ hingegen, die sich aus eigenem Willen für ein Leben abseits sozialer Konventionen entscheidet, parodiert durch den intertextuellen Bezug auf *La perfecta casada*²⁵ das gängige Bild der perfekten Ehefrau und Mutter und stellt ihm eine positiv besetzte Alternative gegenüber:

²³ S.a. Badinter, Die Mutterliebe, s.a. Saletti Cuesta, „Propuestas teóricas“.

²⁴ „Zölibat (Dritte Lektion): Der Unterschied zwischen einer Junggesellin / und einer alten Jungfer / ist unterschiedlich, Doppelpunkt: / Als Junggesellin wird man geboren, / zur alten Jungfer wird man.“ Fuertes, Historia de Gloria, 284pp.

²⁵ In diesem 1584 von Fray Luis de León veröffentlichten Werk werden jene Attribute (Unterwürfigkeit, Gehorsam, Aufopferung) beschrieben, die eine Frau in einer perfekten Ehe zu erfüllen habe; dass das Frauenbild im Franquismus auf den gleichen Werten basiert, zeigt sich besonders anschaulich daran, dass das Buch in den Nachkriegsjahren das beliebteste Hochzeitsgeschenk für Bräute war. Cf. di Febo, Ritos, 203.

[...]
En cambio, comparad,
la perfecta soltera,
(perdón Fray Luis)
es una dulce pera,
perita en dulce,
su amor sin papeleos
¡Qué bien la luce!²⁶

Der perfekten Junggesellin wird mit der „Liebe ohne Papierkram“ auch die Möglichkeit einer (auch lesbischen) Liebe abseits der offiziell anerkannten Beziehungen zugestanden.²⁷ Sie verfügt darüber hinaus über erotisch-sinnliche Weiblichkeitsattribute („perita en dulce“), die der entsexualisierten alten Jungfer abgesprochen werden; das Gedicht bietet also beispielhaft einen neuen Weiblichkeitsentwurf, in dem die kinder- und ehelose Frau ihre Weiblichkeit nicht einbüßt, sondern vielmehr durch ihre Unabhängigkeit und Sexualität zu einer neuen, erhabenen Identität als Frau gelangt.

3.3 Adam und Eva parodiert

Die Poesie von Fuertes gibt alternativen Weiblichkeitsentwürfen einen Raum, auch im Sinne von „anderen“ und queeren Identitäten; ihre Verse, auch in ihrer Kinderliteratur, sind voller Wesen, die Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit untergraben oder auflösen – männliche Sirenen und andere Meereswesen; Hühner, die sich in Hähne verwandeln; Gestalten und Tiere mit zwei, gar keinen oder wechselnden Geschlechtern; Drag Queens und Trans*personen.

In „La marioneta y el robot (Cuento)“ wird mit dem Zusatz „cuento“ (Geschichte, Erzählung) ein spielerisch-kindlicher Kontext evoziert, der strategisch vom subversiven Gehalt des Inhaltes ablenkt. In dieser „Geschichte“ wird die Mutter als Marionette verkörpert, die weiter als

²⁶ „Hingegen, vergleicht, / die perfekte Junggesellin / (Entschuldigung, Bruder Luis) / ist eine süße Birne, / eine süße Dirne, / ihre dokumentlose Liebe – / wie gut sie ihr steht!“ Fuertes, Historia de Gloria, 284pp.

²⁷ Kritikerinnen wie Elena Castro weisen auf die implizite Beziehung zwischen den Attributen ledig und lesbisch im Kontext des Franquismus hin: Die Reduktion der weiblichen Sexualität auf die Fortpflanzung verleugnete die lesbische Identität und machte sie unter dem Deckmantel der Jungfer (solterona) oder der „Komischen“ unsichtbar. Cf. Castro, Poesía lesbiana queer, 48. Diese Verbindung mitzudenken ist daher einer der Eckpfeiler einer queeren Lektüre von Gloria Fuertes‘ Werk.

warmherzig, ungebildet und unerfahren charakterisiert wird, der Vater als technischer, gebildeter, kalter Roboter, und ihre Kinder als Handpuppen. Diese Figuren – fremdgesteuert, manipulierbar und von anderen programmiert – entlarven durch ihren metaphorischen Gehalt Gender als durch soziale Praktiken perpetuiertes und hervorgebrachtes Konstrukt, die Elternschaft als Teil der obligatorischen Heterosexualität:

La marioneta y el robot
formaban la clásica pareja,
[...]
La marioneta y el robot se casaron
y tuvieron dos títeres.
Les pusieron de nombre Adán y Eva,
y vuelta a empezar.²⁸

Bei Fuertes dient der kindlich-naive Schauplatz der Spielzeugkiste als subversiver Ort, an dem Marionette und Roboter die klassische heterosexuelle Paarbeziehung parodieren. Das scheinbare Ende der Geschichte – die Handpuppen-Kinder erhalten die Namen Adam und Eva „und alles fing von vorne an“ – bringt den repetitiven Charakter des heteronormativen Diskurses, an den sich auch der Mutterschaftsdiskurs anschließt, auf den Punkt. Nach Butler wird die Heterosexualität, die sich uns auf performative Art als das Ursprüngliche, Authentische präsentiert, erst durch überzeugende Wiederholung zum Original; die subversive Parodie durch lesbische/schwule Identitäten entlarvt diesen Originalitätsanspruch als illusorisch.²⁹

An anderen Stellen zieht Fuertes die Fundamente der katholischen Gesellschaft ins Lächerliche, indem sie sich sarkastisch zur Schöpfungsgeschichte äußert:

Cuando el mundo el paraíso era,
le habitaba una sola pareja
–hasta se saben sus nombres...
Y si esto verdad fuera,
descendemos del incesto y el incesto degenera...
¡Ya me explico tanta guerra!³⁰

²⁸ „Die Marionette und der Roboter / waren das klassische Paar. / (...) Die Marionette und der Roboter heirateten / und bekamen zwei Handpuppen. / Sie nannten sie Adam und Eva / und alles fing von vorne an.“ Fuertes, Historia de Gloria, 327.

²⁹ S.a. Butler, „Imitación“, 101pp.

³⁰ „Als die Welt ein Paradies war, / bewohnte sie ein einziges Paar / –man kennt sogar ihre

Indem sie Eva, die „Ur-Mutter“ der Welt, als inzestuös bezeichnet, unterstellt sie den religiösen Diskursen nicht nur eine gewisse Absurdität. In einem für ihre Poesie typischen Verfahren verdreht sie außerdem gesellschaftliche Grundwahrheiten oder dominante Diskurse: In ihrem Gedicht ist es nicht die Homosexualität wie in Sodom und Gomorra, die den Menschen angeblich Leid und Untergang bringt, sondern die heterosexuelle „Unzucht“ von Adam und Eva.

3.4 „Escribo de ovarios“: literarische Mutterschaft als Subversion

Bis jetzt wurden feministische Positionen wie jene von Beauvoir herangezogen, die Mutterschaft als Sklaverei für die Frau und als Aneignung des weiblichen Körpers mit dem Ziel, patriarchale Machtverhältnisse zu reproduziere, betrachten.³¹ Andere feministische Perspektiven (aus der Richtung des Ökofeminismus, pazifistischen Feminismus und Differenzfeminismus) zielen hingegen auf die Rekonstruktion der Mutterschaft als Quelle von Leben und Erfüllung ab und versuchen, sie von den negativen Konnotationen zu befreien und ihr im Sinne von Selbstbestimmung und Naturverbundenheit eine neue Bedeutung zu geben.

Von Adrienne Rich stammt das Konzept der Ambivalenz von Mutterschaft: Sie unterscheidet zwischen Mutterschaft als Erfahrung einerseits – also die potenzielle Beziehung jeder Frau zur Macht der Reproduktion – und der Mutterschaft als Institution andererseits, welche zum Ziel hat, dieses vorhandene Potenzial und somit das Leben aller Frauen unter Kontrolle des Patriarchats zu halten. Um mit dieser Ambivalenz der Mutterschaft umzugehen und sich nicht als passives Opfer patriarchaler Strukturen zu sehen, schlägt Rich vor, mit dem Körper zu denken, ihn zur Quelle von Wissen und spezifisch weiblicher Macht zu machen. Die Zurückeroberung des weiblichen Körpers ist für sie die Möglichkeit, essenzielle Änderungen in der Gesellschaft zu erwirken und die Mutterschaft als positiven Teil eines selbstbestimmten Frauenlebens zu erleben.³²

Diese Richtungen feministischer Theorie betrachten die biologische Fähigkeit der Frauen, Leben zu geben, als inhärent weibliches Energiepotenzial, das es aufzuwerten, umzudeuten und auszunutzen gilt.

Namen... / Und wenn dies wahr wäre, stammen wir alle vom Inzest ab / und der Inzest entartet... / Da erklärt sich so viel Krieg!" Fuertes, Obras incompletas, 268.

³¹ Cf. Firestone, The Dialectic of Sex.

³² Cf. Rich, Of Woman Born, cf. Saletti Cuesta, „Propuestas teóricas.“

Nach der italienischen Psychologin und Feministin Silvia Vegetti Finzi ist es für die weibliche Identitätsbildung zentral, diese Fähigkeit nicht nur nicht zu leugnen, sondern sie in konkrete existenzielle Qualitäten umzuwandeln. Durch die Repräsentation der Mutterschaft in der Phantasie sollen Frauen, so Vegetti, neue Formen von Autorepräsentation bilden, in denen sie sich jene Metaphern und Bilder aneignen, welche die patriarchale Kultur geschaffen hat, um sie unter Kontrolle zu halten. Die kreative, schaffende Dimension der Mutterschaft gilt es, in einen intellektuellen und affektiven Stil umzudeuten, in eine Form, zu erkennen und zu kommunizieren.³³

In Gloria Fuertes' Werk wird immer wieder die Literatur als diese schaffende Dimension hervorgehoben, und Fuertes bedient sich dabei auch der Metapher der biologischen Mutterschaft, um ihren Schaffensprozess zu beschreiben – so etwa im Vorwort zu ihren *Obras incompletas*:

[...] y entre los dedos —muslos creadores— se produce el parto, el asombroso nacimiento del nuevo poema. [...] si el poema se atrasa, algo va mal en la madre —en el poeta. Perdonad que la metáfora me haya salido tan fisiológica, pero bien véis que el nacimiento de un poema es en parte como un parto, un parto sin dolor —el dolor se siente antes del alumbramiento, durante el fugaz „embarazo“.³⁴

Wie bei der Plazenta scheut sich Gloria Fuertes nicht, die weiblichen Körperteile und biologische Vorgänge der Mutterschaft (Schenkel, Geburt, Entbindung³⁵, Schwangerschaft) sichtbar zu machen; hier dienen sie dazu, die Metapher Mutter – Dichterin zu untermauern. Fuertes eignet sich das gesellschaftliche Bild an, dass jede Frau per se potenzielle Mutter sei, und postuliert ihren eigenen Weg, diese Anforderung zu erfüllen: das literarische Schaffen. Weit davon entfernt, mit der Annahme dieses Stereotyps ein Zugeständnis an die patriarchale Ordnung zu machen (zu subversiv, kritisch und ironisch ist ihr Gesamtwerk in Bezug auf Geschlechterrollen und

³³ Cf. Vegetti Finzi, *Il bambino della notte*.

³⁴ „[...] und zwischen den Fingern – schaffenden Schenkeln – kommt es zur Geburt, der erstaunlichen Geburt des neuen Gedichts. [...] wenn sich das Gedicht verzögert, läuft irgend etwas falsch bei der Mutter – beim Dichter. Entschuldigt, dass mir die Metapher so physiologisch geraten ist, aber ihr seht, das Zurweltkommen eines Gedichts ist zum Teil wie eine Geburt, eine Geburt ohne Schmerz – den Schmerz fühlt man vor der Entbindung/Erleuchtung, während der flüchtigen ‚Schwangerschaft‘.“ Fuertes, *Obras incompletas*, 32pp.

³⁵ Das Wort „alumbramiento“, das sowohl Entbindung also auch Inspiration, Erleuchtung bedeutet, ist im Grunde schon eine Metapher in sich; es kann als Beispiel dafür genannt werden, wie Fuertes in vielen Gedichten mit mehrdeutigen Wörtern spielt und dadurch neue Horizonte eröffnet.

Mutterschaft), geht Fuertes damit viel weiter, als ihre eigene Beschäftigung mit Literatur zu rechtfertigen. Indem sie die literarische Geburt mit der physiologischen gleichsetzt, die Entbindung mit der kreativen Erleuchtung und die schreibenden Finger mit den gebärenden Schenkeln, identifiziert sie das Schreiben als eine den Frauen vorbehaltene, inhärente weibliche Gabe, sie beansprucht die Autorinnenschaft für sich und alle Frauen als feminines Merkmal.

Dadurch invertiert sie die geläufige Metapher der literarischen Vaterschaft, wie sie etwa in *The Madwoman in the Attic* von Gilbert und Gubar analysiert wird. Die Autorinnen vertreten, dass das Schreiben in den westlichen Kulturen als etwas ausschließlich Männliches konstruiert wird, indem jeder Autor als der Vater seines Werkes und die männliche Sexualität als Essenz literarischer Schaffensenergie verstanden wird: Der Autor eines Textes ist „father, progenitor, procreator, an aesthetic patriarch whose pen is an instrument of generative power like his penis.“³⁶ Aus dieser Position heraus sei es für Frauen schwierig, überhaupt zu schreiben, da der männliche Autor–Vater das einzige legitime Modell für Autorschaft zu sein scheint, und die männliche Schaffenskraft sich überhaupt als die einzige existierende präsentiert.³⁷

Genauso wie dem männlichen Alleinanspruch an die Kreativität widersetzt sich Gloria Fuertes dem Topos der weiblichen Hysterie beziehungsweise der wahnsinnigen Schriftstellerin, indem sie auch diesen als performative Zuschreibung identifiziert – „Hay quien dice que estoy como una cabra; / lo dicen, lo repiten, ya lo creo; (...)“³⁸ – oder mit jeglichen Zweifeln an der geistigen Gesundheit der Schriftstellerin humorvoll aufzuräumen versucht:

Difícil, por ahora, ser demente
porque yo no escribo de mente
escribo de corazón,
de ojos,
de manos,
de un ser,
—o de varios—.
Escribo de ovarios.
(Inclusive).³⁹

³⁶ Gilbert /Gubar, *The Madwoman*, 6.

³⁷ Cf. idem., 5-7.

³⁸ „Es gibt Leute, die sagen, ich bin total wahnsinnig; sie sagen es, sie wiederholen es, ich glaube es langsam;“ Fuertes, *Obras incompletas*, 212.

³⁹ „Schwierig, bis jetzt, dement zu sein / denn ich schreibe nicht aus dem Verstand / ich

Die Sprachspiele der Homophonie (*demente – de mente*) und Paronomasie (*o de varios – de ovarios*), die das Gedicht einrahmen, haben hier nicht nur die Funktion, dem Text einen spielerischen, leichten, nicht ernstzunehmenden Unterton zu geben, sondern sie verweisen auch auf die Schlüsselemente der Subversion. Auf die metaphorisch-theoretische Frage „If the pen is a metaphorical penis, with what organ can females generate texts?“ von Gilbert und Gubar⁴⁰ liefert Gloria Fuertes in diesem Gedicht eine klare Antwort: Ihr lyrisches Ich schreibt tabufrei und offen „aus den Ovarien“ – der weibliche Körper und seine Geschlechtsorgane sind nicht mehr Orte der biologischen Fortpflanzung und folglich der Erfüllung der Mutterrolle, sondern Quellen der künstlerischen Kreativität.

Als ultimativen Ausdruck dieser Subjektivität und Identität trägt Fuertes' letzter zu Lebzeiten erschienene Gedichtband den Titel „Mujer de verso en pecho“, eine Parodie des idiomatischen Ausdrucks „hombre de pelo en pecho.“⁴¹ Mit der Erschaffung einer „Frau mit Vers auf Brust“ entkräftet Fuertes gängige Genderkonstrukte und fügt ihren eigenen hinzu: die Lyrik macht für sie als das höchste aller Weiblichkeitssattribute das Frau-Sein aus – die Quintessenz des Weiblichen ist nicht länger die physische, sondern die literarische Mutterschaft.

5 Fazit

Ist die Poesie von Gloria Fuertes feministisch? Was bedeutet feministisches Schreiben und wie kann queer in der Poesie verortet werden?

Die gesellschaftliche Geschlechterdichotomie und die dadurch erfahrene Einengung ist für Gloria Fuertes Ausgangspunkt ihres subversiven Schreibens. Ihre Strategie, um als lesbische Frau im (Post-)Franquismus überhaupt schreiben zu können und die (franquistische, soziale, aber auch verinnerlichte oder selbstaufgeriegte) Zensur zu umgehen, besteht zu einem großen Teil darin, sich an die patriarchalen Spielregeln zu halten. Sie bedient sich den ideologischen Bildern von normativer Weiblichkeit auf ihre Weise, indem sie sich als gutmütige und kinderliebe (wenn auch gleichzeitig

schreibe aus dem Herzen, / aus den Augen, / aus den Händen, / aus einem Wesen / – oder aus mehreren. / Ich schreibe aus den Ovarien. / (Eingeschlossen).“ Fuertes, Historia de Gloria, 272.

⁴⁰ Gilbert/Gubar, The Madwoman, 7.

⁴¹ Wörtlich „Mann mit Haar auf Brust“; idiomatischer Ausdruck für einen Mann mit besonders ausgeprägten ideal-maskulinen Eigenschaften.

komische) Mutter-Großmutter-Figur inszeniert und ihre Rolle als „Mutter der Nation“ akzeptiert. Das gleiche kann über ihre poetischen Strategien gesagt werden: Viele ihrer Gedichte evozieren einen kindlichen oder schulischen Kontext und unterscheiden sich in Form und Sprache oft kaum von ihren humoristischen Kindergedichten;⁴² verstärkt durch die Metapher der Autorin als Mutter entsteht so eine auf den ersten Blick harmlos-naive Poesie, welche die Gemeinplätze der patriarchalen Ordnung scheinbar nicht verlässt.

Wie anhand der Mutterschaftsdiskurse und –bilder beispielhaft gezeigt wurde, findet die feministisch-queere Subversion in Fuertes' Werk auf der medialen Ebene statt: Humoristische Mittel wie Ironie, Parodie und Sarkasmus entkräften jene Machtdiskurse, die restriktive Frauenbilder erst hervorbringen; Sprachspiele, Wortneuschöpfungen und rhetorische Figuren machen Gender und Sexualität als konstruiert und diskursiv hervorgebracht begreifbar. Zusammen mit der inhaltlichen Ebene und dem konsequenten Gebrauch des Freien Verses ist dieser Humor in erster Linie Schaffungsmedium für alternative Räume, in denen die Topoi der „perfekten Ehefrau“ und der „wahnsinnigen Schriftstellerin“ durch andere, autonome, queere Weiblichkeitsentwürfe ersetzt werden.

Gabriele Hassler, TU Liberec

Bibliografie

- Badinter, Élisabeth: *Die Mutterliebe. Die Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute*. München 1981.
- Beauvoir, Simone de: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Berlin 2000.
- Butler, Judith: Imitación e insubordinación de género. In: *Revista de Occidente*. 235/2000, 85-109.
- Castallet, José María: *Notas sobre la literatura española contemporánea*. Barcelona 1955.
- Castro, Elena: *Poesía lesbiana queer*. Barcelona 2014.

⁴² Das Werk von Gloria Fuertes stellt durch diese Aufweichung von Grenzen durch die Integration kindlich-spielerischer Verfahren auch Genregrenzen zwischen Kinderliteratur und „ernster“ Literatur grundlegend infrage. Sie ist damit auch eine mediale Subversion der „offiziellen“ oder Kanonliteratur, die durch (männlichen) Konsens als solche klassifiziert wird.

- Colmenar Orzares, María del Carmen (2009): La institucionalización de la maternología en España durante la Segunda República y el franquismo. In: *Historia de la educación. Revista interuniversitaria*. 28/2009, 161-183.
- Febo, Giulina di: *Ritos de guerra y de victoria en la España franquista*. Bilbao 2002.
- Ferro, Norma: *El instinto maternal o la necesidad de un mito*. Madrid 1991.
- Firestone, Sulamith: *The Dialectic of Sex. The Case for Feminist Revolution*. New York 2003.
- Fuertes, Gloria: *Obras incompletas*. Madrid 2008 (erste Ausgabe 1975).
- Fuertes, Gloria: *Historia de Gloria (Amor, humor y desamor)* (Edition von Pablo González Rodas). Madrid 1997 (erste Ausgabe 1980).
- Fuertes, Gloria: *Mujer de verso en pecho*. Madrid 2008 (erste Ausgabe 1995).
- Fuertes, Gloria: *Glorierías (Para que os enteréis)*. Madrid 2001.
- Gilbert, Sandra / Gubar, Susan: *The Madwoman in the Attic. The Woman Writer in the Nineteenth-Century Literary Imagination*. New Haven/London 1984.
- González Pérez, Teresa (2009): Los programas escolares y la transmisión de roles en el franquismo: la educación para la maternidad. In: *Bordón*. 61(3)/2009, 93-105.
- Hacken, Hilde ten: *Self-Definition through Poetry in the Work of Gloria Fuertes and Pilar Paz Pasamar in the Period 1950-1970*. Dissertation. University of St. Andrews 2007.
- Juliano, Dolores / Osborne, Raquel: Prólogo: Las estrategias de la negación. Desentenderse de las entendidas. In: Platero, Raquel (Ed.): *Lesbianas. Discursos y representaciones*. Barcelona 2008, 7-16.
- Medina, Raquel: *El surrealismo en la poesía española de posguerra (1939-1950). Ory, Cirlot, Labordeta y Cela*. Madrid 1997.
- Ministerio de la Gobernación. Dirección general de Sanidad: La Escuela Nacional de Puericultura en el curso de 1941-42. In: *Al servicio de España y del niño español*. 53/1942, Madrid 1942.
- Montejo Gurruchaga, Lucía: La censura de género en la narrativa de autora durante las dos primeras décadas del Franquismo. In: *Voz y Letra: Revista de Filología*. 17(2)/2006, 107-122.
- Saletti Cuesta, Lorena: Propuestas teóricas feministas en relación al concepto de maternidad. In: *Clepsydra*. 7/2008, 169-183.
- Rich, Adrienne: Compulsory Heterosexuality and Lesbian Existence. In: Idem.: *Blood, Bread and Poetry: Selected Prose 1979-1985*. London 1987, 23-75.

Rich, Adrienne: *Of woman Born: Motherhood as Experience and Institution.*
New York 1995.

Vegetti Finzi, Silvia: *Il bambino della notte: divenire donna , divenire madre.*
Mailand 1990.

Zerilli, Linda: Un proceso sin sujeto: Simone de Beauvoir y Julia Kristeva
sobre la maternidad. In: Tubert, Silvia (Ed.): *Figuras de la madre.* Madrid
1996, 155-188.

Editors and Contributors

CHRISTOPH BEHRENS teaches French and Italian Literatures and Cultures at Rostock University (Germany). He is preparing a PhD thesis on the balcony scene in representation of love in French and Italian Literatures. His main areas of research are the interrelation between aesthetic and sociocultural practices of love, theories of performance and performativity, the interweaving of literature with the ‘other arts’ and as part of the research group “Gender / Queer AG” the inclusion of gender and queer theories in Romance philology. His recent publications include the essays “Wahr-Nehmend Lesen: Literarische Performativität und soziokulturelle Praxis” (*Anthropologie der Wahrnehmung* 2017); “When Time and Place fall into the Abyss. The Art of Failing Queerly Québécois Identity in Bouchard, Greyson and Dolan” (*Coding Gender in (Contemporary) Audiovisual Culture*, forthcoming) and “Queere Körper-Geschichte(n) – réécriture und mémoire corporelles in Mathieu Riboulets *Les Œuvres de miséricorde*” (*Romanische Studien* 7/2017).

FEDERICO BUTTO is an Italian activist for the rights of the LGBTQ*I community. Since 2015, he is on the director’s board of “Arcigay Arcobaleno Trieste Gorizia”, a nonprofit organisation that is part of Arcigay Nazionale. He organises events to support same-sex marriage and to engage the public in thinking about homophobia and its relation to contemporary politics. He was also part of an initiative that made the Gay Pride festival in Friuli possible. As a leading member of the leftist party *Possibile*, he published several articles about his political concerns on their website.

JORIS A. GREGOR is assistant professor at the Department of Sociology at the University of Jena, Germany. They studied Pedagogy, Gender Studies and Philosophy at the Georg-August-Universität Göttingen and worked as Social Worker for some time in Rostock. Their research interests include queer_feminist theory of science, critical material queer_feminisms; inter* as social category, interpretative social research, methodology of biography, sociology of the body and new materialism(s)/Soma Studies. They are co-editor of the series *Soma Studies* at transcript Verlag (Bielefeld). The latest publications are *Constructing Intersex. Intergeschlechtlichkeit als soziale Kategorie* (2015); (with Diana Lindner) *Identitätsforschung in der Praxis* (2017); „Traumatisierung und (Inter)Geschlechtlichkeit“ (*Handbuch TraumaPädagogikSchule*, 2017) and „Biographie und Geschlecht“ (*Handbuch Biographieforschung* 2017).

MATTHIAS GREIN studied French, Political Sciences, Applied Linguistics and German as a Foreign Language at the Ruhr-Universität Bochum. Working first at the University of Hamburg and then at the University of Göttingen, he is currently writing a PhD thesis about gender, language learning and subject selection concerning French. Other key research activities regard multilingualism in educational institutions and learning by research in teacher education. His latest publications include “‘Jungenkrise’ und ‘Jungenförderung’ im Französischunterricht – Stereotype der Französischdidaktik?” (*Aux frontières de l’autre : un pas de plus (ou un pas de trop?) vers le cliché*); “Der Schüler_innen-‘Blick’ auf die Fremdsprache praxeologisch rekonstruiert” (*Methoden rekonstruktiver Fremdsprachenforschung*) and “Speeddating im Französischunterricht” (*französisch heute* 47).

JUTTA HARTMANN is professor for General Pedagogy and Social Work at the Alice Salomon University Berlin. She focusses on Education (*Bildung*)-Theory as well as on Gender and Queer Studies. She is a member of the academic advisory board of ADO - the German Federal Association of Professional Victim Support - and of “Bildungsinitiative QUEERFORMAT”, which offers further education and counselling and provides methodical materials for professionals from school and children’s services. Based on critical and deconstructive perspectives, Jutta Hartmann developed the “Diverse-ways-of-living-Approach” for pedagogy and social work. Currently she is leading a research project concerning the topic of diverse gender and sexual modes of living in education. She has published several books and articles in this field such as “Why diversity needs to include queer” (Handbuch Diversity Kompetenz. Band 2: Gegenstandsbereiche. 2016) and “Re-thinking family norms” (Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer- und Geschlechterforschung).

GABRIELE HASSSLER studied Hispanic Studies in Graz and Madrid and graduated in 2012 with a Master’s thesis about lesbian subjectivity and humor in Gloria Fuertes’ poetry. Her research focuses on queer writing in contemporary Spanish and Catalan literature, especially on identity and subjectivity, as well as the treatment of queer literature by literary criticism. From 2012 to 2017 she held an OeAD-Scholarship and worked as a lecturer for German as a foreign language at TU Liberec (Czech Republic). Her recent publications include the essay “Humor y violencia en la obra de Gloria Fuertes” (*Violencia y discurso en el mundo hispánico. Género, cotidianidad y poder*).

SANDRA HETTMANN received her degree (M.A.) in Gender Studies and Spanish Philology (Hispanicistic) from the Humboldt University in Berlin and the University of Potsdam. She spent a year in Argentina studying at the University of Buenos Aires. In her doctoral thesis “Crossing the line: transitions in lyrics and dance/ photography – androgynous, polyphonic and transmedial perspectives on the work of Susana Thénon” she analysed the almost unknown legacy of the Argentinian artist. She was awarded scholarships from the Heinrich Böll Foundation and the Caroline von Humboldt programme, taught at the Humboldt University and worked for the Lola Arias production “Atlas of communism” at the Maxim Gorki Theatre Berlin. Her main research and publishing areas are text-image-relations in transmedial perspective, Latin American literatures and cultures as well as Argentinian lyrics of the 20th and 21th century, canon revision, queer-feminist theories and gender relations, e.g. *Texte – Bilder – Bewegungen. Interdisziplinäre Perspektiven auf Visualität* (2016).

KIRSTIN KASTELL received her PhD in media law and has been working in the field of Diversity Management at the University of Rostock since 2012. Her main research areas are inclusion, disability rights, accessibility and anti-discrimination. In her research, she focusses on the inclusive potentials and risks of exclusion of high school policy instruments to increase equal opportunities and the success factors of anti-discrimination measures at universities. Her publications include “Inklusions- und Exklusionspotenzial von Nachteilsausgleichen am Beispiel der Universität Rostock” (*Sonderpädagogische Förderung heute*, 2016) and the monograph *Persönlichkeitsrechte von Prominenten im internationalen Vergleich* (2013).

BIRGIT STAMMBERGER is assistant professor at the Institute for Medical History and Science Studies at the University of Lübeck (Germany) where she also coordinates the Zentrum Kulturwissenschaftliche Forschung Lübeck (ZKFL). Furthermore, she is part of the research network “Geschichte der Prüfungstechniken 1900-2000” funded by the German Research Foundation. She has published widely about body politics, technology in the history of the sciences, medical history and cultural identity. Her monograph called *Monster und Freaks* (2011) deals with medical approaches to the female body in the nineteenth century. She currently works on a book about the history of knowledge in psychoanalysis called “The Two-Culture Freud”. Her recent articles include “Der psychologische Versuch als Schreib-Experiment” (*Das psychiatrische Aufschreibesystem*, 2015); “Haare als Symptom” (*Body Politics*, 2014) and “Feministisches Maschinendenken” (*Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien* 19/2, 2013).

ANDREA ZITTLAU is assistant professor in North American Studies at the University of Rostock (Germany). Her PhD thesis dealt with ethnographic museums and theories of display treating exhibitions as haunting performances resulting in the monograph *Curious Exotica* (2015). Her current research focusses on performance as a mode of investigation, body politics, queer theory and the dynamics of disorder and absence. She has worked with and about performance artist such as the group La Pocha Nostra, Natalie Brewster Ngyuen, Erica Mott and Denise Uyehara as well as in community projects with disadvantaged communities in the United States and in Germany. Her publications include the edited volume (with Anna Kerchy) *Exploring the Cultural History of Continental European Freakshows and Enfreakment* (2012) as well as numerous articles and creative texts in books and magazines.